



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

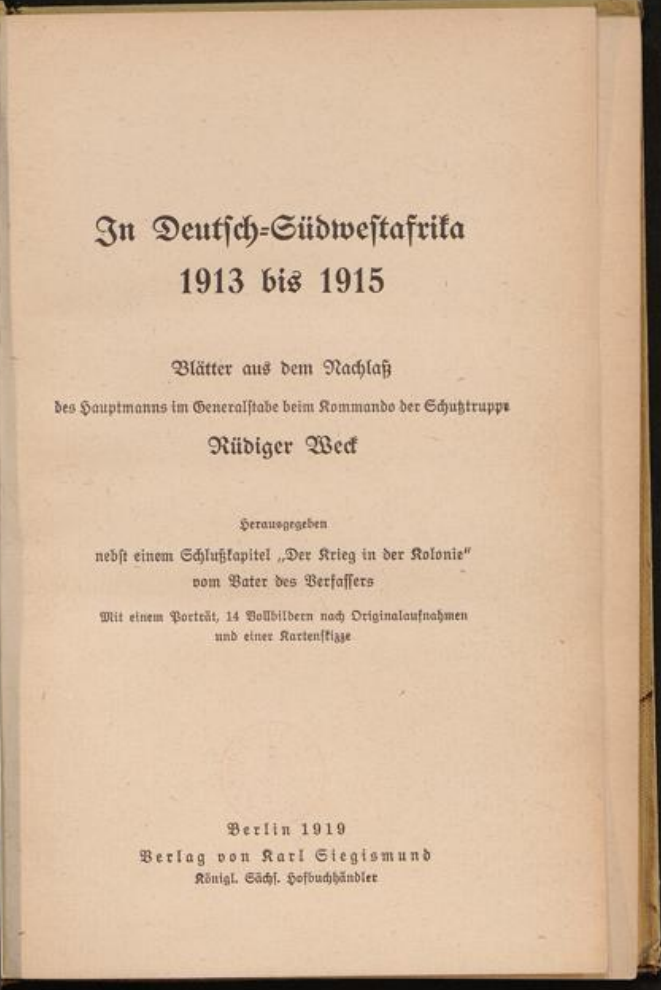
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

In Deutsch-Südwestafrika 1913 bis 1915

Weck, Rüdiger

Berlin, 1919

urn:nbn:de:gbv:46:1-8584



**In Deutsch-Südwestafrika
1913 bis 1915**

Blätter aus dem Nachlaß
des Hauptmanns im Generalstabe beim Kommando der Schutztruppe
Käidiger Weck

Herausgegeben
nebst einem Schlußkapitel „Der Krieg in der Kolonie“
vom Vater des Verfassers

Mit einem Porträt, 14 Holzbildern nach Originalaufnahmen
und einer Kartenplatte

Berlin 1919
Verlag von Karl Siegmund
Königl. Sächs. Hofbuchhändler

Rüdiger Weck

In Deutsch-Südwestafrika
1913 bis 1915



46
Verlag von Karl Siegmund · Berlin ·

2
55

31c1045

236/96



Weas

In Deutsch-Südwestafrika
1913 bis 1915

Blätter aus dem Nachlaß
des Hauptmanns im Generalstabe beim Kommando der Schutztruppe

Rüdiger Weck

Herausgegeben

nebst einem Schlußkapitel „Der Krieg in der Kolonie“
vom Vater des Verfassers

Mit einem Porträt, 14 Vollbildern nach Originalaufnahmen
und einer Kartenstizze

Berlin 1919

Verlag von Karl Siegismund
Königl. Sächs. Hofbuchhändler



31c1045

Inhalt

	Seite
Vorwort	5
Erstes Kapitel: Die Ausfahrt	8
Zweites Kapitel: Borgesehnte und Kameraden; Land und Leute	19
Drittes Kapitel: Die erste Pad	30
Viertes Kapitel: Die erste Pad (Fortsetzung)	40
Fünftes Kapitel: Die erste Pad (Fortsetzung)	50
Sechstes Kapitel: Die erste Pad (Schluß)	62
Siebentes Kapitel: Wieder in Windhuk	74
Achtes Kapitel: Schutztruppe und Marine; Beginn der zweiten Pad	84
Neuntes Kapitel: Die zweite Pad (Fortsetzung)	94
Zehntes Kapitel: Die zweite Pad (Schluß)	102
Elftes Kapitel: Küstenfahrt und Rückkehr. Festtage der Schutztruppe. Vorbereitung des ersten Landesmanövers	111
Zwölftes Kapitel. Erste Hälfte: Der Krieg in der Kolonie I	122
Zwölftes Kapitel. Zweite Hälfte: Der Krieg in der Kolonie II	149
Erläuterungen zur beigegebenen Karte von Deutsch-Südwestafrika	164

V o r w o r t

Der Verfasser der nachfolgenden Aufzeichnungen war in Rawitsch, Provinz Posen, am 13. Juli 1878 geboren. Vom Königlichen Realgymnasium in Reichenbach (Schlesien), das er von der untersten Vorschulklasse an besucht hatte, unter Befreiung vom mündlichen Examen mit dem Reisezeugnis entlassen, fand er am 17. März 1897 Aufnahme als Fahnenjunker — damals „Avantagieur“ — in das vom Obersten v. Brunn befehligte 2. Niederschlesische Infanterie-Regiment Nr. 47 „Prinz Ludwig“, jetzt „König von Bayern“. Am 1. Oktober 1897 als Unteroffizier der Kriegsschule Hersfeld überwiesen, wurde er am 18. Oktober zum Portepeefähnrich ernannt, bestand Anfang Juni des nächstfolgenden Jahres das Offiziersexamen mit dem Prädikat „vorzüglich“ und Allerhöchster Belobigung und erhielt am 18. August das Patent als Sekondeleutnant. Im Sommer 1900 zum 1. Ostasiatischen Infanterie-Regiment als einer der jüngsten Offiziere des Expeditionskorps kommandiert, nahm er teil an der Erstürmung der Peitang-Forts (wofür ihm später der russische Stanislausorden 3. Klasse mit Schwertern verliehen wurde), war vom Januar bis zum März 1901 Palastoffizier des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee und kämpfte am 23. und 24. April mit an der Großen Mauer bei Huolu-Kuschan, wo er das Glück hatte, nach Erkundung und Ersteigung eines gefährvollen, mit Minen belegten Weges die deutsche Fahne auf der chinesischen Felsenbastion aufzupflanzen, eine Tat, die ihm den königlich preussischen Kronenorden 4. Klasse mit Schwertern eintrug.

Im September 1901 nach Deutschland zu seinem alten Regimente zurückgekehrt, wurde er vom 1. Oktober 1902 ab zur Schonung seiner durch die Beschwerden des Feldzugs geschädigten Gesundheit als Bezirksadjutant nach Schrimm versetzt, nach Ablauf des dreijährigen Kommandos aber und nach weiterem einjährigem Frontdienst auf drei Jahre, also bis zum 30. September 1909, zur preussischen Kriegsakademie einberufen. Im Verlauf dieser militärischen Studienzeit tat er in den Jahren 1907 und 1908 praktischen Dienst bei dem Schlesischen Feldartillerie-Regiment Nr. 42 in Schweidnitz und bei den Königsulanen in Hannover. Seit dem 17. Dezem-

ber 1908 Oberleutnant¹⁾), dann kurze Zeit Regimentsadjutant bei seinen geliebten Siebenundvierzigern, wurde er vom 1. April 1910 an „zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe“ (Abteilung X) befohlen und am 22. März 1912 unter Ernennung zum Hauptmann diesem endgültig überwiesen. Die seinem Wunsch entsprechende Versetzung nach Südwestafrika auf den einzigen Generalstabsposten der deutschen Kolonien war sein letztes Kommando, von dem er nicht wiederkehren sollte.²⁾

Als Herausgeber dieser Tagebuchblätter habe ich noch folgendes festzustellen. Dem klaren Verstand und der trotz verhältnismäßiger Jugend reichen Erfahrung des Verfassers konnten gewisse Mängel der Dinge und Personen nicht entgehen, zu deren Beurteilung er im übrigen berufen war. Aber niemals hat er sich mit Unfreundlichkeit oder mit Schärfe über jemanden ausgesprochen, nicht einmal in seinen vertraulichen Briefen. Gerechtigkeit und Wohlwollen waren eben Grundzüge seines Charakters. An Südwestafrika, dem Lande, dem er sich zuletzt noch freiwillig opferte, hing er mit heißer Liebe. Und er war andererseits, wie einer seiner Kameraden aus dem britischen Gefangenlager schrieb, „einer von denen, die keinen Feind im Lande hatten, sondern n u r F r e u n d e“.

Gelegentliche Urteile allgemeiner Natur dagegen glaubte ich um so weniger zurückhalten zu sollen, als ich überzeugt war, daß der Lebende sie gegen jedermann hätte vertreten können und sicherlich vertreten hätte. Wichtiger aber mußte seine Meinung dort erscheinen, wo eine höhere Rücksicht in Frage kam, wie das Recht unsrer Kolonien an die Heimat, derjenigen besonders, die es im Kriege am schwersten hatte. Denn wäre der deutsche Reichstag nicht von jeher harthörig für die wohlbegründeten und leider zu spät anerkannten Forderungen der Sachverständigen gewesen, so hätten tausend Familien ihre Söhne noch oder wir dürften die unsrigen wenigstens auf den Schlachtfeldern Europas suchen. In solchen Fällen habe ich den Verfasser reden lassen, wie er als Soldat und als Offizier seines Kaisers zu reden befugt war, auch damit seine der Beachtung würdige Stimme bei einer neuen Ordnung der kolonialen Dinge, die doch einmal kommen muß, gehört werden kann.

Zum Schluß noch ein paar kurze sachliche Bemerkungen. Mein

¹⁾ Er begrüßte seine Ernennung damals mit dem etwas bitteren Scherzwort: „K a u m ist man zwölf Jahre Soldat, so wird man schon Oberleutnant!“ Wie denken die jungen Herren heute darüber?

²⁾ Wenn ihn jemand wegen seiner Erfolge beglückwünschen oder gar bewundern wollte, pflegte er zu antworten: „Ich habe eben mehr G l ü c k als andere!“ Leider fügte er diesem sein tiefstes Wesen bekundenden Ausspruch bei seiner Kommandierung nach Afrika den zweiten verhängnisvollen hinzu: „Ich bin nur gespannt, wie lange mein Glück noch dauern wird.“

Sohn hat auch einen umfangreichen Bericht über den chinesischen Feldzug hinterlassen, den ich gern mit dem hier vorliegenden vereinigt hätte. Aber mein Herr Verleger, dem ich im übrigen für sein warmes persönliches Interesse an diesem Buche zu lebhaftem Danke verpflichtet bin, hegt bei der gegenwärtigen Lage des deutschen Büchermarktes Bedenken gegen die Übernahme eines Werkes, dessen Gegenstand wiederholt literarisch behandelt worden ist und einer der allgemeinen Aufmerksamkeit schon einigermaßen entrückten Epoche angehört. Ich habe daher die Veröffentlichung dieses zweiten Bandes, der eigentlich der erste hätte sein sollen, auf günstigere Zeiten verschoben.

Die Einteilung des Textes in Kapitel rührt nicht von dem Verfasser her, die Verantwortung dafür sowie für die vorausgehenden Inhaltsangaben liegt also ausschließlich auf mir. Die Schreibung der zahlreichen Ortsnamen ist der von Sprigade und Moisel bearbeiteten Karte „Deutsch-Südwestafrika“ (Berlin 1912, Verlag von Dietrich Reimer), als der anerkannt besten, entnommen worden, von den nicht ganz seltenen Fällen abgesehen, in denen sie dort fehlen.

Und so übergebe ich denn diese Blätter der Öffentlichkeit in der Hoffnung, daß sie den vielen, die den Verstorbenen geliebt und geehrt haben, willkommen sein und trotz seines frühzeitigen Hingangs dem Vaterlande in den Stunden weltgeschichtlicher Entscheidung noch einigen Nutzen bringen werden.

Berlin-Friedenau, den 13. Juli 1918.

Prof. Dr. Gustav Beck,
Geheimer Regierungsrat.

Erstes Kapitel

Die Ausfahrt

Abschied von der Heimat und von Moltkestraße 8. — In Cuxhaven. — Erste dienstliche Begegnungen. — Vergleich mit der Ausreise nach China. — Ein Abend mit der Marine. — Letzte Vorbereitungen. — Abmarsch zum Hafen und Übergabe des Transports. — Lebhaftige Anteilnahme des Publikums. — „Eduard Boermann.“ — Trennung eines verlobten Paares. — Erscheinen der Admiralität. — „Deutschland über alles“ und „Flaggenlied“. — Unterkunft auf dem Schiffe. — Am mißtrauischen England vorüber. — In der Biskaya. — Der Pit von Teneriffa. — Tageslauf. — Vorbereitungen auf den Dienst. — „Die reine Straßenbahn!“ — Die Reisegefährten. — Ausflug nach Gran Canaria. — La Cruz und Las Palmas. — Kreuzer „Bremen“. — Fahrt in die Berge. — Weinbau. — Vulkanische Gebirgsformen. — Höhlendorf Thalaya. — Brigantengestalten. — Bettelnde Kinder. — Merito, merito! — Im Krater Caldera. — Vino tinto. — Unterhaltungen der Ortsbewohner. — Herrliche Rückkehr durch die Felsen bei Abendbeleuchtung. — Kap Verde. — Die Tierwelt des Ozeans. — Meeresstille. — Zwei Sturmtage. — Ankunft in Swakopmund.

Im D-Zug Berlin—Cuxhaven, den 6. September 1913.

(An Eltern und Schwestern.)

Mit dem neu erworbenen Füllfederhalter versuche ich euch einen kurzen Bericht über die etwas stark mit der Peitsche gearbeiteten letzten Tage zu geben. Zunächst nochmals tausend Dank, daß ihr mir den Abschied so leicht gemacht habt. Freilich hatte Vaters tapferes Lächeln etwas Erzwungenes und nasse Augen hatten wir alle. Doch über die eigenen Vorwürfe habt ihr mich glücklich wieder mit eurer selbstlosen Liebe hinweggebracht. Also freuen wir uns vorläufig der entzückenden Gegenwart und pflegen wir die grünsten Hoffnungen. Ich zeichne euch demnächst in ruhigen Stunden einen „Reservekalender“. Da streicht ihr jeden Tag meiner afrikanischen Dienstzeit durch und stellt eines schönen Morgens mit Jubel fest: „Reserve hat Ruh!“ —

Also mein Abschiedessen. Der Oberquartiermeister war gegen alle Erwartungen erschienen und leitete mit einem feier-

lichen Kaisertoast den Abend ein. Dann sprach Griesheim,¹⁾ sehr aus dem Herzen heraus. Ungefähr so: „Lieber W. Sie gehen heute zum zweitenmal über das große Wasser. Diesmal zwar mit friedlicherer Absicht, aber das schwarz-weiße Band in Ihrem Knopfloch sagt uns, daß Sie auch vor dem Feinde schon in jungen Jahren Ihren Mann gestanden haben. Hier im Generalstab sind Sie aus unserer Abteilung hervorgegangen. Ich fand Sie schon vor, nahe dem Ziel; nur wenige Hindernisse waren noch zu nehmen und sie wurden genommen. Die ganze Zeit sind Sie uns ein nie versagender Arbeiter gewesen, stets willig und bereit, zuverlässig bis ins letzte Tüpfelchen und mir eine wahre Stütze. Wie Sie vom Anfang Ihrer militärischen Laufbahn an von allen Ihren Vorgesetzten beurteilt worden sind, so haben auch wir Sie liebgewonnen als guten Soldaten, als vorzüglichen Charakter, als Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle.

Sie gehen einer schönen Tätigkeit in neuem Wirkungskreis entgegen. Wir hoffen, daß Sie uns gesund und froh zurückkehren und bitten Sie, wenn Sie auf einsamer Pfade unter funkelnden südlichen Sternen Ihrer lieben Eltern und Schwestern gedenken, die daheim für Sie beten, auch nicht zu vergessen, daß wir alle in treuer Freundschaft sehr oft an Sie denken werden!“

Meine Erwiderung auf diese reizende Ansprache besagte ungefähr folgendes. Seine Worte gingen über das bei solchen Gelegenheiten Übliche im Hervorkehren des Lichtes und Verhüllen des Schattens hinaus. Sie wären mir besonders lieb als neuer Beweis der Herzengüte, die unter seinem Scepter die Arbeit stets zur Freude und nie zur Last gemacht hätte. Sie riesen eine Art Heimatgefühl bei mir wach. Eigentlich stände ja dem Schönsten in unserem Beruf, der rasch wechselnden und stets anregenden Verwendungsmöglichkeit, als besondere Schattenseite die Heimatlosigkeit des Generalstabsoffiziers gegenüber. Beim Scheiden aus dem Regiment, aus dem man hervorgegangen ist, habe man das Gefühl, bei dem immerwährenden Wechsel nie mehr irgendwo festen Fuß zu fassen. Worte, wie die von ihm gehörten, und Gesichter, wie ich sie um mich sehen dürfte, verscheuchten solche Gedanken. Meine neue Beschäftigung bei einer Militärbehörde, die einer Zivilbehörde unterstellt sei, wo alle Reibungen sich verdoppeln und natürlich in erster Linie im Unterstab sich aussprechen, würden mich vermutlich auch in dienstlicher Beziehung oft sehnsuchtsvoll an die zehnte Abteilung zurückdenken lassen. Aber besser sei das Heimatgefühl, das auch in schwierigen Verhältnissen den Rücken stärkt und mich in jeder Hinsicht mit dem köstlichen Bewußtsein aus-

¹⁾ Herr v. Griesheim, sein bisheriger von ihm hochverehrter Abteilungs-
chef im Großen Generalstabe, gegenwärtig Chef des Generalstabs in Sittlich.

rüsten werde, den Großen Generalstab für mich und hinter mir zu haben.“²⁾)

Nach diesem freundschaftlichen Abend warf ich mich dann am folgenden Morgen in den ganz großen Staat, um mich bei den Herren Vorgesetzten bis zum obersten Chef hinauf zu melden. Überall wurde ich freundlich, zum Teil mit schmeichelhaften Andeutungen aufgenommen und entlassen. Persönliches Wohlwollen und wirklich gute Wünsche begleiten mich also reichlich und die Qualifikation, die ich nach alledem haben muß, kann mir in den nächsten beiden Jahren keine Schutztruppe und kein etwaiges Übelwollen irgendeines Mannes, sondern nur noch ein militärisches Mißgeschick oder eigener Übermut verderben. Und im Bewußtsein des Opfers, das ihr alle bringt, um mir die herrlichen Möglichkeiten dieser zwei Reisejahre nicht zu verärgern oder zu trüben, werde ich schon vorsichtig sein und nicht übermütig werden.

Meine ersten Eindrücke von der Schutztruppe schreibe ich lieber abgeklärt von Las Palmas. Herrliches Wetter brachte ich hierher mit und alle Zeichen stehen auf glückliche Fahrt.

Behüt' euch Gott bis zu meiner sicherlich ebenso strahlenden Heimkehr.
Euer Afrikaner.

Bai von Biskaya, den 10. September 1913.

Bei der Ankunft in Cuxhaven fand ich niemanden vor. Die Reise erster Güte war sehr bequem. Bezauberndes Wetter! Bismarcks Sachsenwald schien mir nochmals alle Herrlichkeit deutscher Bäume zeigen zu wollen, ehe ich endgültig im Lande der Steppen und Dornbüsche verschwand. Hamburg im Sonnenlicht sah ordentlich sauber aus. Ich trank Kaffee an der Alster und schaute mein Stündchen Aufenthalt dem lustigen Spiel der Segelboote zu.

Hier, beim Generalkommando IX, wär's auch schön gewesen und hätte sich leben lassen. Aber es ist eben doch schöner, daß Altona damals schon vergeben war, als ich darum bat. Alle die rasch wechselnden Erlebnisse des letzten Sommers von Mannheim bis Rorderney wären nicht gewesen und das Schönste läge nicht mehr dicht vor mir. Freilich — auch den Geliebten daheim wäre das Herz leichter!

Mein Cuxhavener Quartier kannte ich schon von der Helgoländer Heimreise her. Der „Imperator“ kam damals bei Nacht von New York zurück; „Präsident Grant“, dem wir vor Helgoland begeg-

²⁾ Der Sohn schickte die beiden zugleich die Verhältnisse innerhalb einer militärischen Gemeinschaft beleuchtenden Ansprachen in vorliegender Gestalt dem Vater, weil er wußte, daß sie ihn besonders erfreuen würden. Wie wesensfremd ihm persönlich kleine Eitelkeit war, wird das ganze Buch beweisen.
D. S.

ten, am nächsten Morgen. Ich war ganz wie zu Haus. Gepäc war vollzählig angekommen; Post kam nach und nach. Am 7. warf ich mich früh in Wachs und errang damit, daß ich mich in aller Form meldete, augenscheinlich mehr als den höflichen Dank meines Transportführers, der am Abend vorher um den Generalstäbler in Zivil etwas mißtrauisch herumgestrichen war. Unsere Gesellschaft besteht aus 13 Offizieren und 2 Stabsärzten; in Cuxhaven außerdem aus dem Bruder des einen und dem Freund eines andern. Dazu gesellten sich Sonntags noch die Herren von der Marine und der Marineinfanterie, die dem schon seit zehn Tagen in Aufstellung begriffenen Transport näher getreten waren. Zu tun hatte ich nicht das geringste, und wenn ich noch am Montag nachmittag 3 Uhr den Kahn bestiegen hätte, wäre ich ebensogut mitgekommen. Aber nach der Hezerei der letzten Tage war es durchaus angenehm, nochmals in Ruhe überlegen zu können, ob auch alles zur Stelle war.

Meine Mitreisenden machen durchweg den allerbesten Eindruck. Die netten ganz jungen und frischen Kerlchen, die der Erlebensdrang in die Kolonie treibt, sind naturgemäß auf den ersten Blick die sympathischsten. Der eine oder der andere schloß sich auch rasch und vorbehaltlos an; höflich und zuvorkommend sind sie alle; kaum einer im Orange noch nicht ganz verdauter guter Regiments-erziehung oder, weil einem nichtpreußischen Truppenteil angehörend, gegen mich zu höflich und förmlich. Die schon draußen waren, sind natürlich gereifter und älter, zum Teil sehr witzige und für mich und die Neulinge besonders interessante Erzähler aus dem Lande unserer Sehnsucht. Alle scheinen aber offene und umgängliche Menschen draußen geblieben zu sein. Der Transportführer ist ein frischer und lustiger junger Major, der niemandem, am allerwenigsten mir, das Leben schwer macht.

Sonntag, den 7., nach Erledigung der Meldungen, gingen wir am sonnigen Elbstrand nach Kugelbake³⁾ und weiter hinaus, der offenen See zu, spazieren. Unsere Leute, unansehnlich in ihren Rhafianzügen und ein bißchen wehmütig und abschiedsschwer, zum Teil wohl auch etwas angeärgert durch die in dem üblen Hafentort notwendige strenge Absperrung und Bewachung, gingen, kompanieweise wie Töchterpensionate oder Rekrutenkorporalschaften geführt, die gleichen Wege am Deich und die ungezählten alten und neuen Strandbatterien entlang. Das Hamburger Sonntagspublikum maß uns halb mit Neugierde, halb mit Bewunderung, manchmal auch mit Bedauern. Es wurde geflirtet und gescherzt, gerade wie vor dreizehn Jahren. Bloß mein Standpunkt ist ein anderer geworden. Wie jung ich damals noch war und wie un-

³⁾ Pyramidenförmiges Gerüst mit Kugel an der Spitze zur Andeutung einer für Schiffe gefährlichen Stelle des Strandes. D. S.

reif ich empfand, kommt mir jetzt erst bei der Wiederholung ganz ähnlicher Erlebnisse zum Bewußtsein. Vieles, was ich längst vergaß, was ich nur dumpf und unklar fühlte, mehr willenlos über mich ergehen ließ und als unabwendbare Folge der nun einmal abgegebenen freiwilligen Meldung hinnahm, fällt mir jetzt wieder ein. Und es ist seitdem schöner und stärker geworden, schafft Freude am selbstgebauten Leben, Dankbarkeit gegen ein gütiges Geschick, das mir schon wieder unter so vielen die Möglichkeit des Erfolges darbietet und die Kraft gibt, sie zu nutzen; Dankbarkeit auch gegen alle, die mich so frei und ohne jede Kette am Bein durch alle ungeahnten und nie auszuschöpfenden Möglichkeiten meines Berufes gehen ließen und lassen.

Die Sitzung am Abend war lang und schwer. Erst gegen 4 Uhr morgens war der letzte Mariner in die Flucht geschlagen. So will's gerade beim Seeoffizier die „gute Sitte“, viel schärfer und einheitlicher noch als in der Armee. Zwischen Schutztruppe und Marine scheint nicht nur in diesem Fall ein ausgezeichnetes Verhältnis zu bestehen. Zwischen Armee und Schutztruppe wünschte ich mir die Beziehungen anders. Aber auch hier wieder für mich die Ausnahme, das Gefühl, jetzt kannst du durch dick und dünn mit der neuen Truppe gehen, wie sich's gehört, und morgen nimmt man dich da drüben gern wieder. Ubergläubischen Gemütern könnte es angst werden bei soviel Glück. Ich bin's aber nicht.

Montag früh wurde gepackt, depeschirt und geschrieben. Ich war bis 5 Uhr am Hafen spazieren gegangen, ehe ich mich schlafen legte, so daß mir das gewaltige Fest nichts geschadet hatte. Ein Glück, daß man ausnahmsweise auch so was noch gut vertragen kann. Dann kamen liebe Telegramme von euch, von Kameraden und Bekannten, während mich auf dem Schiffe noch eine sehr freundliche Abschiedskarte meines Vorgängers v. Strube erreichte.⁴⁾ Auch ein Brief v. Walbaus,⁵⁾ den ich an der letzten Tafelrunde etwas vermißt hatte, erklärte sein Fehlen und war mir deshalb doppelt willkommen. Auch er findet meinen Entschluß richtig und er hat mir noch nie etwas Unpraktisches geraten.

Um 1 Uhr versammelte sich der Transport in der Matrosenartilleriekaserne. Schuljugend, die anscheinend besonders über meine Schärpe entzückt war und entschieden beschloß, sobald als möglich in die Schutztruppe einzutreten, begleitete mich strahlend dahin. Die Matrosenkapelle spielte den Abschiedsmarsch und führte uns zum Hafen.

Nach der üblichen Truppenübergabe und der Ansprache des

⁴⁾ Damals im Königl. Infanterie-Regiment Nr. 145.

D. S.

⁵⁾ Major Hoffmann v. Walbau im Generalstabe der Generalinspektion der Kavallerie.

D. S.

Transportführers begann der Teil, den zu sehen ich euch herzlich gewünscht hätte, mit dem Abmarsch durch die Stadt. Hinter der Kapelle schritt der Major, der mit den abgelösten Mannschaften wieder zurückkommt, rechts vom Aufstellungsleiter Hauptmann v. Marées, links von mir und dem Stabsarzt begleitet; dann folgten die vier Transportkompanien, zusammen fast 800 Mann, mit eingetretenen Offizieren. Ganz Cuxhaven war auf den Beinen, heute nur für die Schutztruppe zu haben, und begleitete uns bis ans nächste Ziel. Alle kleinen Mädchen waren weiß angezogen und strahlten; die Kurgäste aller umliegenden Bädchen waren in feierlichem Anzug gekommen; die Sonne lachte, die Musik jubelte. Immer wieder mußte man Händchen geben und gute Wünsche annehmen.

„Eduard Woermann“ legte wenige Minuten vor uns am Kai der Hamburg-Amerika-Linie an. Er sah fast so groß und in seiner wichtigen Zweckmäßigkeit gerade so schön wie die „Batavia“ im Jahre 1900 aus. Das Bild der Einladung kennt ihr. Einige Photographen aus Cuxhaven und Hamburg werden euch Abzüge zur Auswahl schicken. Bitte, nehmt für mich eine besonders hübsche Ansicht und sonst etwa Bilder, auf denen ich zu erkennen bin. Ich bin der einzige mit der Schärpe über der Schulter und also leicht herauszufinden.

Einer von uns, frisch verlobt, brachte das sehr nette Mädchel mit. Sie sah mich so flehend an, als ob ich ihr helfen könnte bald nachzukommen. Ihre Quartierwirtin, eine allerliebste und allerliebste aussehende Kapitänswirtin, bildete den schönen Mittelpunkt der zu unseren Ehren erschienenen Damengruppe. Scheußlich muß es sein, bei der Ausfahrt so was Hübsches unbeaufsichtigt zurückzulassen. Die Sorgen habe ich noch nicht, Gott sei Dank! Aber ringsum bedeckte das festesfrohe Publikum alle die Stockwerke der reizend angelegten Abschiedsbrücke und Tausende lagerten sich noch geduldig auf die grünen Deichhänge dahinter. Ein paar prachtvolle frische Hamburger Mädchel kletterten auf die Mauerkrone und strampelten vor Glück, wenn ein Afrikaner sie knipste. Die Admiralität erschien goldstrogend im Dreispitz; die Kerls kletterten in die Wanten und sangen: „Deutschland über alles“ und das Flaggenlied, bis ein einziges Jubelgeschrei und Tücherschwenken das Aufbrausen der beginnenden Fahrt übertönte und verschlang. Die kleine Braut unten weinte bitterlich und ich dachte an unser Wiedersehen. Kurz und gut, es war — allerdings ohne Seine Majestät — fast ganz so, wie ihr's erlebt habt.^{o)}

An Bord bin ich vorzüglich untergebracht. Kabine 3 des Planes mit zwei großen Fenstern nach vorn, also immer lustig

^{o)} Am 29. Juli 1900 führte die „Batavia“ das 1. Ostasiatische Infanterie-Regiment nach persönlicher Verabschiedung durch den Kaiser selbst von Bremerhaven aus nach China.
D. S.

und hell und Platz mindestens viermal soviel wie auf der „Batavia“. Am 8. blieb es schön. Ein Zeppelin begleitete uns bis fast nach Rorderney. Am 9. regnete es bei dicker Luft. Aber abends vor Dover wurde es klar. Old England beleuchtete uns mißtrauisch mit allen Scheinwerfern seiner Häfen, als könnten 800 Preußen schon die Invasion sein. Heute ist es strahlend hell und warm. Eduard wiegt sich majestätisch auf den blauen Wogen der Biskaya, die ihre alte Liebenswürdigkeit gegen mich bisher nicht vergessen hat.

An Bord des „Eduard Woermann“, 15. September 1913.

Eben steigt, noch etwa 180 km entfernt und doch schon mit bloßem Auge deutlich erkennbar, der Pit von Teneriffa als feines blaues Dreieck aus den Wellenstreifen am südlichen Horizont. Damit wird es also Zeit, diesen ersten Brief abzuschließen. Es ist mir weiterhin vorzüglich ergangen. Meine gemütliche Kabine werde ich freilich verlassen müssen, ehe ihr diese Blätter gelesen habt. Unter Bett und Sofa ist Platz für alle drei Kabinenkoffer. In den Schränken könnte ich mehr Sachen aufhängen als ich an Bord brauche. Die beiden Bullaugen gehen auf das Berdeck, und es müßte schon sehr starker Wind von hinten kommen, sollte der erfrischende Lufthauch von draußen wegfallen. Aber auch für diesen unwahrscheinlichen Fall ist durch elektrischen Ventilator und die Größe der „Luguskabine“ vorgesorgt. Verpflegung ist gut und reichlich, wie auf allen deutschen Schiffen. Früh 6 Uhr gehe ich baden: lauwarmes Seewasser und nachher Abreiben mit kaltem Süßwasser. Dann eine Tasse Kaffee, große Toilette und Rasieren. Um 8 Uhr etwa zweites Frühstück mit warmem Fleischgang. Im Anschluß daran setze ich mich auf die uns zugängliche zu einem kleinen obersten Deck verlängerte Kommandobrücke (im dritten Stock über meiner Kabine) mit ernster Lektüre oder gehe im zweiten Stockwerk (Bootsdeck) mit anderen Herren spazieren und lasse mir von Südwest erzählen, bereite mich also auf meinen Dienst drüben vor. Um halb eins warmes Mittagessen nach der Karte und im Anschluß daran leichte Lektüre, Bordspiele oder photographische Aufnahmen. Wer noch kann, trinkt gegen 4 Uhr seinen zweiten Kaffee. Um 7 Uhr Hauptmahlzeit mit mehr Gängen als ein starker Mann vertragen kann und anschließend Skat oder eine ähnliche Unterhaltung im sehr gemütlichen Rauchzimmer. Das Leben kann man schon ein paar Wochen aushalten. Das Wetter ist fast unangenehm gut. Raum eine leise Schwankung des Schiffes — „die reine Straßenbahn!“ sagt der biedre Kapitän.

Meine persönlichen Eindrücke sind weiter ausnahmelos angenehm. Meine Skatpartie besteht gewöhnlich aus dem einen der Stabsärzte, der die Ohren aufrichten kann wie ein junger Elefant,

sehr höflich und witzig ist, bloß schon mehr als vortrefflich spielt; dem Oberleutnant Schoepffer, früherem Jäger, schon drei Jahre in Südwest gewesen, frisch, lustig, guter Beobachter, famoser Erzähler und gleichbleibend liebenswürdig. Als dritter Mann kommt mal der Major, mal der Bräutigam. Bei Tische sitze ich zwischen dem andern Stabsarzt, der jetzt nach Kamerun geht, um Sammelstellen für Schlaffranke einzurichten, altem Afrikaner, der schon den ganzen Krieg da unten mitgemacht hat, entsprechend zurückhaltender, aber ebenfalls sehr nett ist, und dem bayerischen Oberleutnant Freiherrn v. Lichtenstern, der auch schon drei Jahre in Südwest war, als Adjutant des Südbezirks in meinen besondern Wirkungskreis eingeweiht ist und insofern eine unerschöpfliche Quelle für meine Einarbeitung bildet. Mir gegenüber sitzt Graf Saurma-Jeltsch, ebenfalls alter berühmter Afrikaner ohne jeden unangenehmen Beigeschmack.

Ihr seht, daß ich nichts brauche, als meine Umgebung zum Sprechen zu bringen, um dauernd in der interessantesten Weise unterhalten und gleichzeitig für meine Stellung vorbereitet zu werden. Die verschiedenartigen Verwendungen, die alle diese Herren drüben gefunden haben; ihr gleichmäßig angenehmer, aber doch verschiedener Charakter; ihre Liebhabereien, nord-, süd-, ost- und westdeutschen Stammeseigentümlichkeiten, bringen so mannigfaltige Beleuchtungen und Gesichtspunkte für die Dinge, die mir jetzt die wichtigsten sind, daß ich noch lange mit ihnen fahren könnte, ohne mich zu langweilen. Und das herrliche Meer ringsum ist ein Rahmen, der unser gemütliches Idyll aus dem Alltäglichen heraushebt.

Wir kommen heute gegen $\frac{1}{2}$ 4 Uhr in Las Palmas an. Dieser Brief geht mit der deutschen Schiffspost, eine Kontrollkarte mit der spanischen Post. Ich werde bis zur Abfahrt, also vermutlich bis morgen den 16. früh, an Land bleiben.

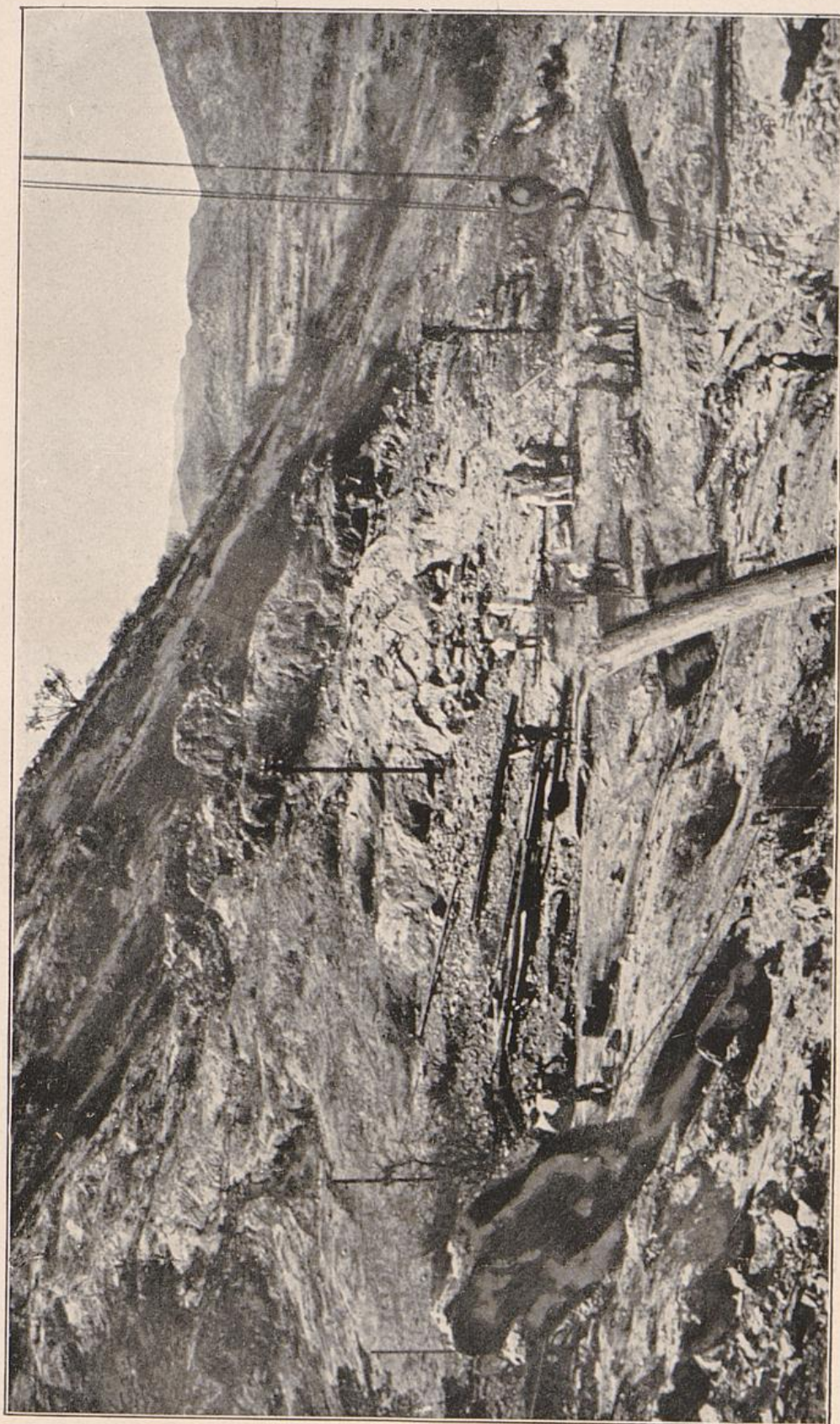
Ebenda, den 16. September.

Der gestrige Ausflug nach Gran Canaria verlief überraschend interessant. Wir machten gegen 3 Uhr nachmittags im Außenhafen fest. Im Innenhafen lag seit drei Wochen der kleine deutsche Kreuzer „Bremen“. Einer ihrer Offiziere brachte uns eine Einladung, traf mich aber nicht zu Hause. Denn ich hatte die erste Gelegenheit benützt, um mit den beiden Ärzten, die schon früher hier an Land gewesen waren und die nötigen Ortskenntnisse besaßen, einen größeren Wagenausflug zu machen. Wie verständig das war, zeigte sich bald, denn die Stadt Las Palmas und ihr Hafen La Luz sind jetzt, unmittelbar vor der Regenzeit, recht traurige, verstaubte Löcher. Die in und nach dieser Periode märchenhafte Vegetation ist grau und fahl geworden oder abgerntet und die grellen würfelförmigen Tropenhäuser wirken als

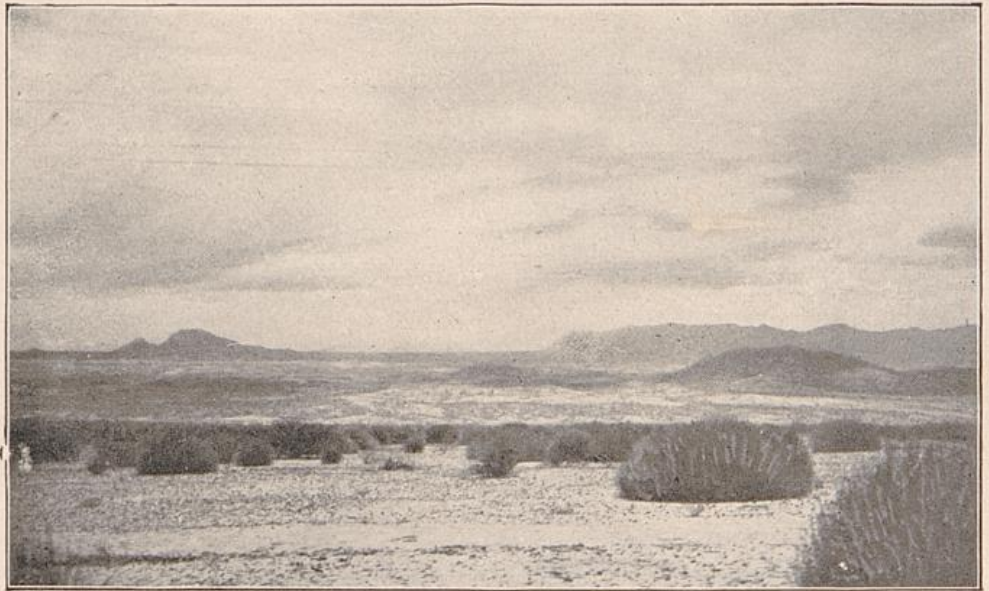
Masse nicht schöner. Auch die Stadtbevölkerung ist wie in allen großen Häfen — Las Palmas hat sehr starken Verkehr als Kohlenstation —, besonders bei romanischer oder gar nichteuropäischer Mischung, höchst übel.

Die bettelnden Kinder, die sich um unsern Wagen drängten, starrten von Schmutz und ekelhaften Krankheiten. Der Fluß, an dem die Stadt liegt, ist zurzeit ein ausgetrockneter mit häßlichen Steintrümmern durchsetzter Graben. Immerhin waren die mir aus dem Orient bekannten Düfte solcher Städte hier bemerkenswert milde. Auch das Militär sah ganz ordentlich aus. Unständige Menschen schliefen in diesen heißen Nachmittagsstunden.

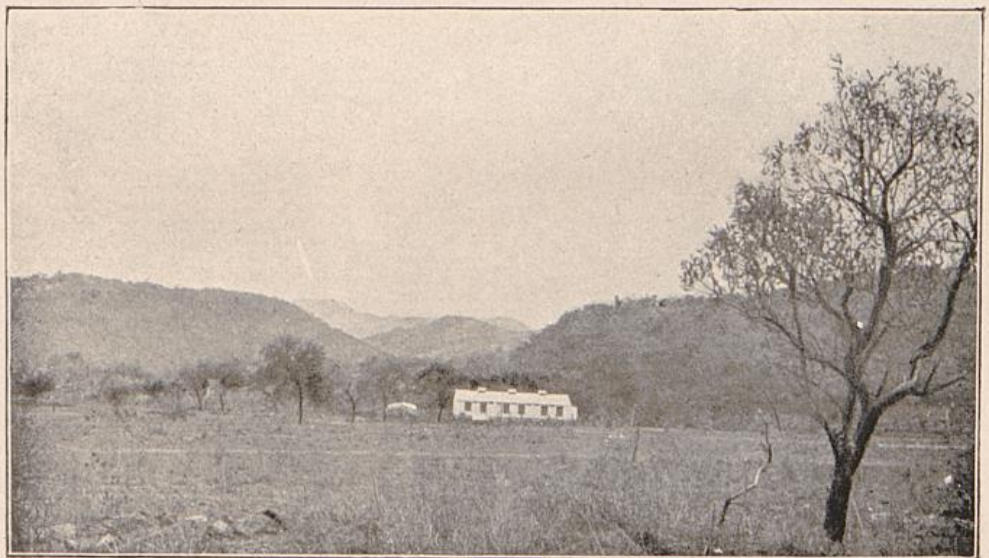
Nachdem ein recht wacker aussehender Schimmel als Hauptpferd zwischen die beiden kleinen, aber munteren Pferdchen unsres Wagens gespannt war, begann die Fahrt ins Innere. Die ziemlich umfangreiche Stadt hat ein paar bemerkenswerte Hotels, meist für reiche, schwindstüchtige Engländer und Amerikaner gebaut, eine häßliche Kathedrale, ein leidliches Gubernadorhaus mit hübschem spiegelblankem Marmorvorplatz. Wenn Gärten und Anlagen grün sind, läßt sich's da sicher ganz gut leben. Jetzt lohnt der Ort selbst nicht das Anlandgehen. Die ländlichen Vororte, die sich teils an den Berghängen steil in die Höhe ziehen, teils das von Bananenpflanzungen umsäumte Flußbett begleiten, sind schon hübscher. Das Schönste aber waren zurzeit der Ausblick auf das indigoblaue, leicht bewegte Meer und die steilen Berge des Innern. Höher hinauf — wir legten in einer Stunde, abwechselnd zwischen Trab und Galopp, ziemliche Strecken auf den gut gehaltenen Wegen zurück — war die Vegetation reichlicher vorhanden. Ein schwerer Südwein wächst, wie bei uns die Kartoffel, ringsum auf allen nicht allzu scharf geböschten Hängen und Flächen. Die Gehöfte der Weinbauern, von einzelnen Palmen oder palmenähnlichen, der Flora der kanarischen Inseln eigenen Bäumen umstanden, lagen, schneeweiß oder grellbunt bemalt, über alle die scharfen Bergkanten und Vorsprünge verteilt. Die durchaus vulkanischen Gebirgsformen ragten malerisch und oft in den Wolken verschwindend um uns empor; einzelne Durchblicke auf das Meer blieben frei. Der Pik von Teneriffa hatte uns bei der Einfahrt nochmals höchst von oben herab betrachtet und war dann blaßblau im Dunst verschwunden. Etwa 300 m hoch, bei einem der jetzt verödeten Kurhotels, Santa Brigida genannt, wandten wir uns links zum Höhlendorf Uhalaya. Die Menschheit hat hier die leichte Verwertbarkeit des Gesteins ausgenutzt und an den steilsten Hängen ihre Häuser nicht mehr auf, sondern in den Berg gebaut. Höchst malerisch und ziemlich sauber. Überhaupt machte die Bevölkerung einen möglichst verwegenen, aber keineswegs verkommenen Eindruck. Schlanke Brigantengestalten, mit Grazie an- oder auch ausgezogen, die Weiber bunt mit großen



Marmorwerke bei Karibib (Seite 23)



Khan-Rivier in der Namib-Wüste (Seite 22)



Gauß (Seite 45)

flackernden Augen und groben Zügen, die Haltung aber, so lange sie nicht fett und runzlig sind, schon durch das Wassertragen auf dem Kopfe recht stattlich und hübsch. Die Kinder zum Teil allerliebste, doch ausnahmslos zum Betteln abgerichtet. Sie stürzen unter den wohlwollenden und stolzen Blicken ihrer Eltern mit Geschrei und bewundernswerter Ausdauer auf den Fremdling, begleiten ihn unter stürmischem Drängen, Schimpfen und Balgen, halten ihm die schmutzigsten Pfoten möglichst unmittelbar ins Gesicht und lassen sich überhaupt nur durch freundlichste Nichtbeachtung ermüden. Dann nehmen sie aber auch scheinbar die Nichterfüllung ihres Räuberbegehrs nicht weiter tragisch. Nur eine junge Dame von etwa acht Jahren nahm mir's sehr übel, als ich sie für die nicht gewünschte Aufstufung als Staffage vor einer Höhle, die ich gerade photographierte, nicht bezahlte. Diesmal, war sie der Ansicht, hätte sie's „verdient“. Unter ihrem wütenden „merito, merito“ kletterten wir bergauf bergab im losen Aschenschutt zum Krater Caldera hinunter, einem wohl hundert Meter tiefen, ein kleines Landgut umgebenden erloschenen Vulkan. Ringsum wächst der ohne Wasser gar nicht mehr trinkbare vino tinto, der gerade geerntet wurde. Es dunkelte schon, als wir unseren Wagen wiederfanden, der vor einer düsteren Schenke auf uns wartete. Die von den Weinbergen heimgekehrte männliche Bevölkerung lag faulenzend und rauchend in den staubigen Gassen herum, in der Mitte „redete“ eine fette alte Dame mit dem Padrone. Es sah aus, als rissen sie sich die Haare einzeln aus, während sie wütend schnatterten und fuchtelten, in Wirklichkeit haben sie sich wohl bloß gemütlich was erzählt.

Die Heimkehr durch die Nebenberge, im Rücken die wilden, nebelumspinnenen Felsen des Innern, bei rings von allen Hängen aufblitzenden Lichtern und dem Lichtmeer des Hafens entgegen, war märchenhaft schön. Wir tranken einen schlechten, aber fürchterlich starken Kaffee mitten auf dem größten Platze der Stadt und betrachteten uns die im Vollmondschein sich lüftende elegante Welt mit innigem Behagen. Gegen Mitternacht waren wir an Bord zurück und warfen auch bald los.

Vor Kap Verde kamen wir gar nicht in Schweite der Küste, aber doch auf so flaches Meer, daß uns die Fische viel Spaß machten. Die „Schweinsfische“ — große Delphine — exerzierten uns in ganzen Schwadronen etwas vor, indem sie zu 20 und 30 nebeneinander und mehrere Glieder tief gleichzeitig aus dem Wasser sprangen und wieder verschwanden. Kleine „Tümmler“, die mit Mövenschwärmen zusammenarbeiteten, verfolgten in dichten Herden die fliegenden Fische und ab und zu sprang auch ein großer Rochen, „Sonnensisch“ genannt, mit silberglänzendem Bauche hoch in die Luft, überschlug sich oben und platschte zurück. Einige Herren wollten auch Haie gesehen haben. Jedenfalls waren das

zwei recht interessante Tage. Dann kam eine gründlich heiße windlose Zeit auf ganz verlassenen blanken Meer. Das einzig Mögliche blieb das Kartenspiel, und dabei nahm man mir auch noch Geld ab. Heute ist's, dank der einsetzenden kalten Strömung, trotzdem wir noch in den Tropen sind, kühl und frisch; herrlicher Seegang herrscht, und der sonst durch nichts zu erschütternde „Eduard“ fängt an ganz lustig zu tanzen. Wir sind bei der ruhigen Fahrt so flott vorwärts gekommen, daß wir schon am 30. früh in Swakopmund eintreffen sollen.

30. September. Zwei herrliche Sturmtage haben mich mit den vorhergehenden langweiligen ausgeföhnt. Die Spritzer der Bugwelle trafen den Mann im Ausguck, und oben auf der Kommandobrücke mußte man sich oft hinter dem Windschutz verkriechen, um nicht klatschenaß zu werden. Dabei lachender Sonnenschein und sternklare Nächte. Namentlich in der Nacht war es großartig. Man sah nichts als das matt erleuchtete, nasse Borschiff von phosphorblauem Schaum umrissen, sich heben und heben. Der Schaumrand verschwand; immer höher stieg das Schiff unter uns, als wollte es sich auf das Ruder setzen, und ringsherum war nichts als bodenlose schwarzblaue Tiefe, über der nur in der Ferne weißblaue Kämme aufleuchteten. Dann plötzlich stürzte der Dampfer nach vorn. Wie Raketen schossen die Schaumwände rings um das Borschiff empor, von eigenem weißblauem Licht erfüllt, und der Sturm riß Funken und Sterne heraus und warf sie in Streifen über das Verdeck. Es war unvergeßlich schön.

Heute ist die Luft ruhig, aber eine gewaltige Dünung schaukelt uns mehr als vorher Wind und Wellen. Von unserer Kolonie sahen wir schon ein paar trostlose Dünenstreifen. Dafür machen unzählige Möwen, lustig im Wasser spielende Robben, ab und zu auch ein Walfisch ganz nett die Honneurs. Wir wollen heut gegen 9 Uhr vor Swakopmund ankommen und morgen früh an Land gehen, soweit wir für den Norden der Kolonie bestimmt sind. Die übrigen fahren weiter nach Lüderitzbucht. Am 1. ist der Postdampfer nach Kapstadt fällig, dem ich meine Briefe mitgeben will.

Zweites Kapitel

Vorgesetzte und Kameraden — Land und Leute

Begrüßung des Transports durch Oberstleutnant v. Heydebred. — Eigenartige Ausbootung — Ankündigung der ersten „Pad“. — Verzollung. — Swakopmund. — Zeichen der Kulturarbeit. — Der „Kaiserhof“ und seine Besucher. — Fahrt des Truppenstabes mit der Otawibahn. — Die Wüste mit Dornbüschen und Felsbrocken. — Póntoks. — Hévero, Kaffern, Sottentotten, Dwambos, Kapjungen, Bastards. — Reiche Vegetation, leuchtende Gebirgsmassen, erstes Erscheinen der Namib. — Verfehlte Höflichkeit. — Usákos und Káribib. — Das strahlensöne Grongo-Bergland. — Das Riviér des Khanlusses und seine Weideflächen. — Herrliches Farbenspiel. — Zu Abend mit dem „Verkehrstrupp“. — Die Musterungskommission unter Major v. Rappard. — Marmorwerke und Menagerie von Káribib. — Schnellzüge. — „Wild-West“ in Okahandja. — „Dambusen“. — Die „Perle von Südwest“ nach sechstägigem Sturm. — Ein Reiseplan. — Reitjagd. — Die Damenwelt von Windhof. — Das unfertige Kasino. — Der schlummernde Gast. — „Abend mit Damen“ beim Kommandeur. — Der Stok statt des Säbels. — Häusliche Einrichtung. — Die Dienerschaft. — Antrittsbesuche. — Spitzen der Kolonie. — Die „kaiserlichen berittenen Regierungslehrerinnen“. — Toilette der Hé:re osrauen. — Dr. Berg. — Fackelzug der Turner durch das im Mondschein liegende Tal.

Swakopmund, 1. Oktober.

Pünktlich und gesund eingetroffen. Mein hoher Chef kam mit seinen beiden Adjutanten selbst an Bord, um seine neuen Schäfchen zu empfangen. Die Ausbootung verlief ganz ohne erheiternde Zwischenfälle. Originell war es ja, als die Truppe auf Deck in Paradeaufstellung angetreten war, die Offiziere in feierlichem Anzug aufgebaut, und der Major Lempp „Achtung! Augen links!“ kommandierte, während Heydebred in einem Korbseffel vom Kran an langem Seil aus dem Boot in die Luft gehoben und dann sanft zu uns an Bord niedergesetzt wurde. Entschieden 'mal was andres, als der im Galopp heransprengende Vorgesetzte, dem man sonst meldet!

Der Oberstleutnant sah etwas angegriffen aus — seine rei-

zende Frau ist vor Jahr und Tag hier gestorben —, zeigte sich aber und zeigt sich seitdem dauernd als überaus lebenswürdigen, wenn auch bestimmten Vorgesetzten, der weiß, was er will, unter dem es sich also sicherlich famos arbeiten wird. Zu meiner besonderen Freude sagte er mir gleich, er wolle mich bald in der Kolonie herumschicken, so lange mein Vertreter noch orientiert sei, und das war es gerade, um was ich ihn bitten wollte. Ich denke also jetzt etwa acht Tage in Windhuk zu bleiben, um auszupacken und dann, je nachdem man mir Gelder bewilligt, auf und ab im Lande zu fahren, um zu sehen und zu lernen. Das ist natürlich die Art und Weise, in der ich mich am besten einarbeiten und dann auf dem Gesehenen weiterbauen kann. Sonst treibe ich hier Theorie, um nach Jahr und Tag zu begreifen, daß ich mir die Sache doch ganz anders vorgestellt hatte. Ihr könnt euch denken, daß ich selig bin!

Während nun der von Windhuk zu unserm Empfang gekommene Stab bei Bekannten in der Stadt wohnte, waren wir Neuen im „Kasernement“, dem früheren Quartier der Eisenbahner, die hier den jetzt noch stehenden Pier¹⁾ gebaut haben, gut und sauber untergebracht. Wir zahlten unsern Zoll, denn Gewehre, Patronen und Tabak müssen verzollt werden, auch wenn sie aus dem Mutterlande kommen, wurden dabei im ganzen höflich und zuvorkommend behandelt, was hier nicht selbstverständlich, sondern durchaus bemerkenswert ist, und unternahmen dann, Lichtenstern und ich, eine Wanderung durch das Städtchen.

Swakopmund ist besser als sein Ruf. Hölzerne Bürgersteige leiten den Afrikas Ungewohnten sicher durch den grundlosen Staub. Läden und Kneipen sehen sauber aus. Die Schwarzen grüßen im allgemeinen und ihre Weiber rollen kokett die hübschen Augen. Sonst aber sind sie brrr! Erfreulich war die überall sichtbare Bemühung, aus dem nackten Dünen- und Wüstenand grüne Gärten zu schaffen. Es wächst auch tatsächlich alles hier, wenn es nur Wasser hat, das aber eben nur ausnahmsweise zur Verfügung steht. Der „Kaiserhof“ ist ein recht stattliches Hotel, das sich auch in deutschen Mittelstädten mit Anstand sehen lassen könnte. Die Preise waren allerdings afrikanisch. Dafür saßen an allen Tischen richtiggehende Europäer, Männlein und Weiblein, meist ganz leidlich angezogen. Nach Ordnung meines Gepäcks, das in drei Staffeln nach Windhuk geht — zwei sind schon eingetroffen — schließ ich sehr gut in meiner Kasernenstube. Am 2. Oktober fuhr der Stab: Hendebreck mit seinen beiden Adjutanten Birmond und Bernhard, Lichtenstern und ich, voraus nach Karibib mit der Otawibahn. Der schmalspurige Schienenweg hat recht bequeme Wägelchen; uns war der Salonwagen der Direktion zur Verfügung gestellt worden.

¹⁾ (Engl.) Eiserne, weit ins Meer hinauslaufende Brücke an Stelle des Hafendamms. D. S.

Der zunächst zu durchquerende Wüstenstreifen war nicht halb so öde als er geschildert wird. Die richtigen Dünen, gelb und gottverlassen, beschränkten sich hier, in der Nähe des natürlich ausgetrockneten Swakops, auf die Gegend südöstlich von Swakopmund. Sonst finden sich überall Andeutungen von Vegetation, Wild und Wildspuren. Die Pflanzendecke besteht freilich stundenlang aus faust- bis tellergroßen Büscheln winziger Dornbüsche, die wie Rosinen über die weite blendende Fläche von Sand und Fels gestreut sind. Hier und da tritt ein härteres Gestein, als weithin zu verfolgende Klippenreihe gezeichnet, unfreundlich aus dem alles gleichmachenden Flugsand heraus. Dann sind wieder Kiesel und Felsbrocken aller Größen umhergesät. Um die Bahnstation schließen sich ein paar greulich schmutzige Pöntoks (Eingeborenenhütten), die besser aus Lehm mit Kuhdung gemischt bestehend, welche liebliche Masse, über zusammengebundene Baumstämmchen gestrichen, Dach und Hauswand zugleich darstellen muß. Wo so auserlesenes Baumaterial fehlt, muß jeder Lumpen, Wellblechfetzen oder alte Pappkarton herhalten, um die schützende Außenwand zu bilden und den geliebten Haufen Dr... der hier das Heim darstellt, zu umschirmen. Eine liebliche Sorte deutscher Bürger lebt unter so günstigen Bedingungen und gedeiht dabei ganz prächtig. Die Sérero sind noch die hübschesten, schlank und großgewachsen und mäßig schwarzbraun; die Kaffern, früher ihre Sklaven, sind schon schwärzer und häßlicher, kleiner und schwächlicher; die Hottentotten, hier übrigens weniger zahlreich, sehen bei gelblicher Haut, mongolischer Gesichtsbildung und von Fettwülsten verunstaltetem Körperbau geradezu abscheulich aus. Dwambos und „Kapjungen“ (diese aus dem Kaplande stammende Kaffern) verbinden mit ihrer sonstigen Schönheit die Fehler des Gelegenheitsarbeiters. Dazu kommen Kreuzungen zwischen Weißen und allen genannten Stämmen, kurzweg „Bastards“ genannt. Ein Teil von ihnen, meist von Buren abstammend, ist als besonderes Element unter eigenen Häuptlingen, „Kapitainen“, in der Kolonie angesiedelt und besitzt noch einiges Land. Die Mehrzahl aber lebt unter den gleichen Bedingungen wie die nach Aufständen unterworfenen ungemischten schwarzen und farbigen Stämme.

8. Oktober. Je höher unser Bähnchen hinaufkletterte, desto reichlicher wurde die Pflanzendecke. Auf beiden Seiten des Weges erschienen in der Sonne rotgoldene leuchtende nackte Gebirgsmassen. Über den fernen Flächen der Namib bildeten sich flimmernde Staubmassen, oft genug deutlich einen erquickenden Wasserspiegel vortäuschend. Gegen Mittag machten wir ein Stündchen Pause in Usákos, einem ganz sauber gebauten Dörfchen mit gutem Hotel, malerisch zwischen Rhan- und Erongogebirge gelegen. An dem schwarzen Kellner lernte ich hier europäische Höflichkeit ab-

streifen. Eingeborene werden stets geduzt. Mein Versuch, ihn zu „siezzen“ und um etwas zu „bitten“, erregte fröhliche Heiterkeit, besonders bei dem so über Verdienst Geehrten.

Die Weiterfahrt über Onquati nach dem Nachtquartier Káribib war wundervoll. Erongo ist schon eine der hier typischen, über 2000 m sich erhebenden Hochflächen mit malerisch steil abfallenden Rändern. Der seewärts in tiefer Schlucht eingeschnittene Fluß (Rhan), zurzeit natürlich wasserlos, bildet ein weites Tal, zu dem von beiden Seiten, vom Fuß des Erongo- und des Rhangebirges, breite ganz ebene Flächen schönsten Farmlandes sich herabsenken. Das Flußbett, „Riviér“ genannt, besteht aus feinem Sand oder wildem Geröll, umrahmt und inselartig durchsetzt von dichtem Dornbusch, der freilich zurzeit noch meistens fahl und grau, hier und da gelb oder weiß blühend, stellenweise schon dunkelgrün aussieht. Auch die großen Flächen sind parkartig mit vereinzelt Büschen bestanden und ganz bedeckt von dem merkwürdig silbergrau leuchtenden, seit nunmehr zwei Jahren regenlosen²⁾ Gras- und Weidewuchs. Die untergehende Sonne ließ Berg und Tal, Busch und Steppe in wundervollen Farben aufleuchten und umrahmte, als sie schon verschwunden war, den halben Horizont mit herrlichen gelbroten und grünblauen Streifen. Káribib, im Schutze der beiden Bergmassen liegend, ist wegen seiner Hitze verschrien, empfing uns aber mit ganz vernünftig kühler Temperatur. Nach dem Küstenklima in Swakopmund, das wir als bitterkalt empfanden, war die freundliche Backofenwärme nur willkommen. Wir wohnten sehr gut und nicht sehr teuer im Hotel, ich mit herrlicher Aussicht auf das strahlend schöne Erongo-Bergland. Abends aßen wir bei der Garnison, dem „Verkehrstrupp“, der alle technischen Abteilungen von den Eisenbahnern über die Telegraphisten bis zum Funker umfaßt und in einer schwachen berittenen Kompanie vereinigt. Außer den dazu gehörigen Offizieren war noch die „Musterungskommission“ mit dem Vorsitzenden, Major v. Rappard,³⁾ anwesend, so daß wir eine recht große und fröhliche Tischgesellschaft wurden. Ich war Gast des Oberstleutnants. Außer einem zur Feier des Tages ausgegrabenen und nicht mehr ganz hasenreinen Büchsenhummer gab es allerlei schöne frische Sachen, einen ganz leidlichen Mosel und vorzüglichen Sekt. Es war ein durchaus gelungenes Fest. Ich schlief wundervoll, zum erstenmal im Innern Afrikas.

Am nächsten Morgen sahen wir uns die Marmorwerke von Káribib an. Den Rhanbergen ist hier eine nackte, etwa 50 m hohe

²⁾ Während des Krieges traten dann, zum Unheil für die Truppe, in der ganzen Kolonie heftige, den Feind begünstigende und die Schutzbauten vernichtende Regengüsse ein.

³⁾ Gefallen im Treffen bei Sondsfontein am 25. September 1914. D. S.

Hügelfette vorgelagert, die ganz aus schönstem geäderten Marmor besteht. Neben den hohen Bergen sieht sie natürlich wie eine ganz gewöhnliche schmutzige Klippenreihe aus. Aber eine anscheinend über reiche Mittel verfügende Gesellschaft hat unter Aufwendung von mehr als einer Million eine Bahn nach den besten Ruppen gebaut und beginnt jetzt den Fels mit elektrisch betriebenen Maschinen zu zersägen und die gewonnenen Marmorplatten nach Deutschland auszuführen. Geld möchte ich in die Geschichte nicht stecken, aber interessant war's sehr, kostete nichts und das Schönste war wieder der Ausblick von der Kuppe des „Dernburg-Marmorbruchs“ über die Steppe mit lichtem Busch zu dem herrlichen Erongo-Massiv hinüber. Zurückgekehrt, besahen wir noch die elektrische Kraftzentrale, die freilich nicht an die einst von uns gemeinsam beschaute Zentrale im Lüttschinental heranreichte. Die Kraft geben hier in Görlich gebaute Schwerölmotoren, die mit Petroleum betrieben werden. Es folgte ein kurzer militärischer Besichtigungsgang durch Proviantamt, Kaserne des Verkehrstrupps, Stall, Menagerie und Funkenstation. In der Menagerie erfreuen sich zwei scheußliche Paviane, ein zahmer Gepard, ein Marabu, eine stets fauchende riesige Kottkage (der Luchs Südafrikas)¹⁾ und eine ganze Voliere voll Adler und Falken der ungeteilten Freundschaft der Truppe und des Städtchens. Wir aßen gut und teuer im Hotel und fuhren nachmittags mit der Hauptbahn nach Windhuk, wieder im Salonwagen. Es war der „Schnellzug“, dem wir diesmal angehängt wurden und der nur einmal wöchentlich verkehrt, wenn Dampfer in Swakopmund ankommen. Er überwindet die Entfernung von der Küste bis Windhuk in einem Tage, so daß wir für die Strecke Karibib—Windhuk nur den Nachmittag statt fast eines ganzen Tages brauchten. Diese von der Truppe gemeinsam mit bekannten Eisenbahnfirmen gebaute Strecke ist etwas leistungsfähiger als die Otawibahn; die Spurweite (Kopfspur) beträgt reichlich 1 m und die auf beiden Seiten entsprechend überhängenden Waggons sind schon recht bequem. Im Salonwagen gab's Ledermöbel, Kaffeefservice, Bad und ähnliche Luxusachen.

9. Oktober. Die Fahrt an und für sich bot wenig Neues. Der Busch wurde stets dichter und höher. Die einzelnen Bäume erreichten schließlich die Größe unserer Parkbäume; die Berge verloren an Schönheit, je höher wir selbst in sie hinaufkletterten. Gegen Sonnenuntergang kamen wir nach Okahandja. Die Bahn tauchte hier in ein ziemlich tiefes und breites Tal hinab. Am Bahnhofe stand der ganze Ort, um die Sensation der Woche, die Ankunft der aus Europa eintreffenden neuen Menschen und der Post, mit anzusehen. Es war ungefähr das Bild des „wilden

¹⁾ Sonst Serval oder holländisch „Boschat“ (Buschkage) genannt. D. S.

Westens" von Amerika. Zum Teil abenteuerliche Gestalten, dann wieder die reinen Gigerl, biedere Kleinstädter und im Hintergrunde das bunte Volk der „Bambusen“;*) Reitpferde, Maultierkarren, Ochsenwagen. Da es von 6 Uhr an schnell dunkel wird, sah ich vom letzten Teil des Weges nicht viel. In Windhuk dasselbe Bahnhofsbild, vergrößert und in undurchdringliche Staubwolken gehüllt. Nach dem Essen schlichen wir schleunigst und müde ins Bett.

Der erste Eindruck, den ich von meiner Wohnung empfing, war ebenso ungünstig wie der von ganz Windhuk. Diese angebliche „Perle“ von Südwest war seit drei Tagen in einen Staubsturm gehüllt und so fand ich in meinen großen Zimmern eine halbe Wüste vor. Außerdem war ich schneller da als erwartet worden war, und so klappte nicht alles. Man hatte gedacht, ich würde frühestens mit dem „Transport“ (den Offizieren und Mannschaften, die der „Eduard“ mitgebracht hatte und die erst an der Küste eingekleidet werden) heraufkommen. Der Sturm hielt noch drei Tage an. Jetzt ist er vorbei, meine Wohnung in Ordnung, und Windhuk ist wie ein Phönix aus der Asche zu ungeahnter Schönheit erstanden. Beschreibung folgt, sobald ich von meiner großen „Pad“ zurückkomme, die für den 13. Oktober bis zum 21. November angelegt worden ist, aber von mir nach Belieben bis Mitte Dezember ausgedehnt werden kann.

Ich fahre zunächst mit der Bahn zur zweiten Gebirgsbatterie nach Johann Albrechts-Höhe, von dort mit der „Karre“, einem zweirädrigen, mit zwei bis vier Maultieren bespannten Selbstfahrer, sehr bequem zum Pferdedepot Okawáyo. Weiter ebenso zu der schon bekannten Station Onguati der Otawibahn, die ich etwa am 15. Oktober bis Otjiwaróngo benutze. Dort erwartet mich die goldenste Freiheit sowie ein Unteroffizier mit Gepäckkarre für meine Sachen und drei Reitpferden für mich und meinen Bambusen Martin. Ich besuche zunächst die sechste Kompanie in Outjo, reite dann hinüber nach Otawi, eine Strecke, auf der ich auch einmal auf Großwild zu Schuß zu kommen hoffe. Der Marsch geht dann weiter nach Grootfontein, wo jetzt ein Kommando der Schutztruppe steht. Dort werde ich das merkwürdige Buschmannsvolk sehen und neben dem fruchtbarsten Farmland der Kolonie auch die trostlose Öde des Sandfeldes der Omaha kennen lernen. Auf Grootfontein rechne ich zwei bis drei Wochen. Mit der Bahn fahre ich dann zurück über Otawi nach Otjiwaróngo, wo mich Pferde und Wagen der vierten Kompanie erwarten, um mich nach

*) Das Wort, dessen Etymologie ich vergeblich mit Hilfe mannigfacher Quellen zu ergründen versucht habe, bezeichnet stets, und zwar bis zum äußersten Nordosten Afrikas hinauf, die eingeborene Dienerschaft. D. S.

dem Platz der Kompanie Okanjande zu bringen. Von hier nehme ich mir noch einen jungen Offizier mit, der schon ein Weilchen auf dem Posten ist, und marschiere über den Waterberg und die Schlachtfelder zu seinen Füßen wieder an den Rand der Omaheke heran, dorthin, wo das Hérerovolk nach seiner Niederlage den Dursttod der Gefangenschaft vorzog, und zurück über all die Kampfstätten von 1904 bis Okahandja.

Ist das nicht ein großartiger Plan? Die Entfernung wird etwa den Strecken Reichenbach—Hamburg—Stettin—Berlin—Posen—Reichenbach^{o)} entsprechen, wovon ich die Hälfte bis zwei Drittel reite. Spätestens Mitte Dezember bin ich wieder in Windhuf und übernehme die jetzt von einem sehr sympathischen Hauptmann Müller vertretungsweise geführten Geschäfte. Doch davon später. Die Post geht ab, also Schluß für diesmal.

In Windhuf habe ich bisher erlebt: Reitjagd, Diner beim Oberstleutnant, Frühstück beim Gouverneur, dabei unzählige und meist recht nette Menschen kennen gelernt. Bei Frau Berg, Gattin des früheren Stabsarztes in Posen, später mit mir zusammen in Peking, bin ich heute zum Tee, morgen bei Gouverneurs zum Tennis. Übermorgen reite ich Jagd mit. Ihr seht also, es läßt sich leben in Afrika. Auch dienstlich habe ich schon mehr als genug entdeckt, wo ich wirken, d. h. wie 3 Pferde und 25 Ochsen arbeiten k a n n. Aber zunächst richte ich mich ein, dann sehe ich mich um und dann lasse ich die Arbeit ganz langsam angehen. Das soll gesund sein.

O k a w á n o , den 14. Oktober 1913.

Am Montag früh ging meine „Bad“ in Szene. Aber ich muß wohl die Windhufener Tage noch beschreiben, ehe sie bei der Fülle der Eindrücke meinem Gedächtnis entschwinden. Am 4. Oktober wachte ich noch ziemlich verbohrt über meine schmutzige Wohnung auf. Um halb sieben früh war Jagd und der Oberstleutnant hatte mich ersucht, zu schiedsrichtern. Lichtenstern holte mich mit einer Maultierkarre, einem zweirädrigen Selbstfahrer mit zwei gutgefütterten Mulis, ab. Um diese Tagesstunde sah Windhuf doch schon ganz hübsch aus: die Berge ringsum rötlich im Morgenlicht strahlend mit blauen Schatten und die Stadt zwar grau bepudert von Staub, da aber kein Windchen sich regte, in der klaren Luft freundlich genug. Doch war die Fahrt bergauf, bergab durch breite verwehte Straßen und Plätze, zuletzt durch den grauen Dornbusch, nicht allzu reizend. Nach einem halben Stündchen erreichten wir den Rennplatz gleichzeitig mit drei bis vier Karren

^{o)} Berechnet, wie öfters, nach den Verhältnissen seiner Heimat Reichenbach i. Schl. D. S.

voll Damen. Die Jagd selbst litt etwas unter dem Feste, das am Abend vorher im Kasino gefeiert worden war. Einer, sonst ein sehr netter ordentlicher Kerl, aber zurzeit augenscheinlich seit 24 Stunden noch nicht ins Bett gekommen, stürzte gerade vor den Zuschauerinnen. Getan hat er sich nichts Wesentliches, aber es sah ziemlich häßlich aus. Lichtenstern, der wenigstens die Mitreitenden kannte, mußte sich um den Gestürzten kümmern und ich war froh, daß ich bei gänzlicher Unkenntnis der Personen mit meinem Schiedsrichteramt nicht hereinfiel. Ein anfechtbarer Spruch hätte mir bei der Reizbarkeit, die namentlich bei alten Afrikanern als Folge des Klimas herrschen soll, recht warme Feindschaften einbringen können. Die Vorstellung bei den Damen verlief unter diesen Umständen ohne rechtes Ergebnis. Sie waren viel zu aufgereggt und mit dem Schicksal des Gestürzten beschäftigt, der sich inzwischen schon wieder tadellos fühlt. Gefrühstückt wurde im Kasino, diesmal ohne die schönere Hälfte der Gesellschaft. Das vermutlich ganz hübsche Haus ist im Umbau begriffen. Der einzige verfügbare Raum zeigt ein mit Brettern verschlagenes Fenster, in der Decke einen halbmeterbreiten mit grauem Tuch gegen hereinfallenden Bauschutt verhängten Riß, während er im übrigen an diesem Morgen noch sichtbare Spuren zeigte, daß die Ordonnanzen, natürlich ebenfalls Schwarze, wegen der langen Dauer des Festes die Nacht über nicht geschlafen hatten. In einer Ecke saß ein Herr mit geschlossenen Augen. Er hatte zwar Jagdanzug an, hatte ihn aber in seiner vorgerückten Stimmung übergezogen, so daß er über seinem Manschettenhemd von gestern ein zweites fürs Reiten geeignetes trug. Im übrigen war er nur bis zu den eben verlassenen Räumen zurückgelangt und schlummerte unaufweckbar. Kurz und gut, es war schon ein bißchen afrikanisch.

Meine nächste Aufgabe, Meldungen zu erstatten, ist ja auch in Deutschland kein interessantes Geschäft. Mit zunehmender Mittagshize aber erhob sich der Staubwind und verbesserte des weiteren meine Laune. Es muß eben auch Schattenseiten neben dem Sonnenlicht geben. Vermutlich hat die bei 1600 m schon recht dünne Luft mich in den ersten Tagen ebenfalls angegriffen. Es war auch gleich für den Anfang ein bißchen sehr viel los. Noch an demselben Abend war große Fete beim Oberstleutnant, natürlich mit Damen, obwohl er Witwer ist. Frau Berg, jetzt Strohvitwe, da ihr Mann im Süden reist, vertrat die Stelle der Hausfrau. Sie ist Holländerin und hat den Doktor auf der Heimreise von China mit dem Bataillon Förster kennen gelernt. Ihr ältester Junge ist in Windhuk mitten im Hereroaufstande geboren. Ich führte sie zu Tisch und die vielen Beziehungen zwischen ihrem Gatten und mir ergaben eine angeregte Unterhaltung. Auch einige andere Damen lernte ich kennen, darunter eine Lehrerin der Regierungsschule, die mit zahllosen Rittergutsbesitzern, bei denen

ich in Schrimm und Posen verkehrt habe, verwandt oder bekannt war. Die Welt ist doch recht klein! Ich konnte ihr einen Stock zeigen, den mir ihr Onkel Iffland-Piotrows geschenkt hatte und mit dem ich jetzt gewöhnlich ausgehe, da hier der Stock anstatt des Säbels getragen wird. Es ist der fürchterliche Knüppel, den Mamachen so wenig liebt, der aber hier gegen Hunde und allerlei Ungeziefer der Straßen beste Dienste leistet. Doch habe ich auch den neuen schwarzen mit und trage ihn, wenn ich besonders schön aussehen will und es heller Tag ist.

Nach diesem netten Abend wurde ich rasch mit den Windhuker Verhältnissen bekannter und konnte die nötigen Schritte tun, um mir ein gemütliches Heim aufzubauen. Möbel habe ich mir bereits eine Menge gute und anständige zusammengesucht und während meiner langen Pad werden alle Zimmer hell und freundlich gestrichen; einige bauliche Veränderungen hab' ich auch beantragt und freue mich nun schon auf mein neues Zuhause. Erwähnen will ich nur noch, daß die Veranda in Fortsetzung des Hauptgebäudes ganz überdacht ist und zwar, wie überall hier, mit Wellblech. Die Zimmer sind noch oben hin durch eine hübsche braune Holzdecke verschalt; die schmucken Verandaträger durch grüne Sergetuchvorhänge nochmals abschließbar; alle Fenster und Türen haben besondere Borfenster aus grünem Moskitodrahtgarn, so daß also weder Mücke noch Fliege mich stören kann, und in der heißen Zeit wird's angenehm kühl.

Im Bambusenhause nebenan wirkt mein Zimmerjunge Martin, ein etwa 18 jähriger Hévero, der seit vier Jahren bei der Truppe ist und dem Oberleutnant v. Harthausen, dem Gouverneur v. Schuckmann sowie meinem Vorgänger v. Strube treu und stets ehrlich gedient hat. Die Pferde pflegt August, auch Hévero, 20-jährig, verheiratet und Häuptlingsohn, ein stolzer, hübscher Kerl. Seine Frau, die zu kennen ich noch nicht die Ehre habe, wird vermutlich meine Waschfrau spielen.

In den letzten Tagen vor Antritt meiner Reise habe ich noch meine Pflichtbesuche gemacht: bei Ihrer Excellenz Frau Dr. Seiß, bei Frau Streitwolf, bei Geheimrat Hintrager, erstem Referenten und Vertreter des Gouverneurs; bei Major Bethe, dem Polizeichef, der trotz seiner Stellung in der Schutztruppe bei den verworrenen Ressortverhältnissen von Amts wegen ihr Gegner sein muß; bei dem Oberrichter Bach und dem Bürgermeister Müller. Hintrager lernte ich genauer beim Frühstück des Gouverneurs kennen und fand, daß er bei meiner zahlreichen Bekanntschaft mit Württembergern durchaus zugänglich war. Besondere Freude konnte ich ihm damit machen, daß ich bei meiner diesjährigen Tätigkeit als Schiedsrichter beim „Prinz-Heinrich-Flug“ auch Maulbronn besucht hatte, in dessen evangelischer Klosterschule er

erzogen worden war. Wieder die „kleine Welt“! Zu Tische führte ich diesmal eine andere Regierungslehrerin, eine nette Pommeranerin mit guten ehrlichen Augen und dem Herzen scheinbar sehr auf dem rechten Fleck. Die drei Kolleginnen bewohnen zusammen ein Haus, haben zu dreien ein altes Pferd, das sie teils aus Liebe, teils aus Unverstand weder anspannen noch reiten, sondern nur füttern, und das sicher einmal plagen wird. Nach ihm heißen sie „die drei kaiserlichen berittenen Regierungslehrerinnen“ und ihr Haus die „Nymphenburg“. Sehr nett ist auch die Hofdame der Frau Seiß, Soldatentochter und Nichte des alten reizenden Obersten, der auf Kriegsakademie unser „Vater Zastrow“ war.

Über Verwaltungsfragen rede ich jetzt nicht. Die zwei Jahre in Afrika will ich bloß sehen und lernen und der Truppe dienen, und ehe ich wieder in Politik mache, muß ich Major sein oder es muß noch viel derber kommen.

Der Gouvernementsgarten ist bei einem Überfluß an Wasser wunderschön und gut gepflegt. Zum Tennis aber habe ich mich nicht einfangen lassen. Ich laufe so langsam und bedächtig wie ein altes Hereroweib. Diese Damen trugen früher je nach Reichtum und vornehmer Geburt Eisenperlenbänder, dazu Korsetts aus Eisenschienen und Straußeneierschalen, so bis zu 30 Pfund an jedem Bein und um die Taille. „Teils dieserhalb, teils außerdem“ haben sie einen Gang gehabt, als wenn jedes Glied aus Eisen wäre und nur mit größter Vorsicht bewegt werden könnte. Vermutlich zeigt sich darin auch eine allmähliche Anpassung an die Hochgebirgsluft, die eben hastige Bewegungen verbietet. Jedenfalls gilt schnelles Gehen noch heute bei dem besitzlosen Volke als unvornehm und es ist für Nervöse ein geradezu aufregendes Schauspiel, wenn der Junge, statt fix zuzuspringen, in abgemessener Würde dahervandelt. Ich bin noch nicht nervös und sehe den Jungens noch ganz gern zu. Sie werden langsam, aber sicher fertig mit ihrer Arbeit und auf die Minute kommt es in Afrika noch nicht an. Die Weiber aber sind geradezu zum Totlachen. Dabei sind sie furchtsam wie die kleinen Mädchen und wenn einer der unzähligen frechen Dackel und der sonstigen Hunde der weißen Bevölkerung ihnen begegnet, so fangen sie an zu schnaufen und zu quietschen wie ein junges Pferd, ein besonders komischer Vorgang bei ihrer feierlichen Haltung. Schließlich schreien sie laut „Mama!“, werfen ihre Kopflast weg und flüchten gar nicht mehr feierlich vor den vergnügt kläffenden Röttern.

Am Sonnabend war ich dann noch bei Berg, der von seiner achtwöchigen Pad im Süden zurückgekehrt war und meinen letzten wie seinen ersten Abend benutzte, um mich einzuladen. Es war sehr hübsch und gemütlich. Ein Fackelzug der deutschen Turner

Windhuks bewegte sich feierlich durch die hügeligen Straßen der Stadt. Von der Veranda aus sahen das in Mondlicht gebadete Tal und die bergauf und -ab sich bewegende Fackelglut, die hier vor den schwarzen Gebüschten aufleuchtenden weißen Giebel und die fernem duftigen Berge märchenhaft schön aus. Den Sonntagabend verbrachte ich mit Major Lempp, der über Lüderichsbucht an Land gekommen war und gegenüber dem trostlosen Süden sich nicht genug über die Schönheit des Nordens wundern konnte.

Drittes Kapitel

Die erste Pad

Die „Pad“ wi dangetreten. — Johann Albrechts-Höhe und das Pferdedepot Okawayo. — Auf Jagd in den Parefisbergen. — Herrlicher Rastplatz Narabis. — Die Nächte auf Pad. — Ankunft in Dutjo. — Hauptmann Weiß und Gattin. — Afrikanische Gastlichkeit. — Keine Kriegsanzzeichen in Europa. — Die kleine rührende Farmersfrau. — Stabsarzt Westphal und Leutnant Lohninger. — Große ärztliche Aufgabe. — Infanteristen als Reiter. — Afrikanische Weidmannsregeln. — Erinnerungsfeier der Leipziger Völkerschlacht mit überraschendem Ausgang. — Über Nimab nach Maidaus. — Gemshöcke. — Ein wilder Strauß. — Martin ist verschwunden. — Wasserstellen. — Eine „halbe Schachtel“ Bier. — Ein prächtiger Westfale. — Martins Wiederkehr. — Milde Ausübung des „väterlichen Züchtigungsrechtes“ und ihre logische Folge. — Tsumeb, die erste Minenstadt in Südwest. — Eine wilde Gegend. — Zunehmende Schönheit der Steppe. — Geologisches. — Zauberkraftige Wirkung der Regengüsse. — Der südliche Sternenhimmel. — 55 Kilometer nächtlicher Ritt. — Gub, ein Idyll. — Unter dem Feigenbaum. — Tränken der Herden und der Hirten. — Verfolgung durch die Sonne. Desinfizierung der Fliegenbeine. — Wohltuende Gastfreundschaft, auf Wasser und Schatten beschränkt. — Im Waldreservat der Etoschappanne.

Okawayo, 14. Oktober 1913.

Montag früh ging also meine „Pad“¹⁾ wirklich in Szene. Hauptmann Müller, mein fleißiger Vertreter und trefflicher Hauskamerad, brachte mich zur Bahn. In Johann Albrechts-Höhe erwartete mich der dortige Postenchef und führte mich stundenlang durch sein Gelände. Abends saßen der Leutnant, der Stabsarzt und ich lange und vergnügt im gemütlichen Kasino der zweiten Batterie. Am nächsten Morgen fuhr ich nach dem Pferdedepot Okawayo, einem entzückenden Fleck Erde, bloß jetzt, wie ganz Afrika vor der Regenzeit, grau und gelb gebrannt. Meine Ankunft war noch nicht gemeldet, trotzdem wurde ich aufs lebenswürdigste begrüßt. Auch die Einrichtungen des Postens, die vielen jungen Pferde und die herrliche Steppe, die Klippen und Schluchten des 35 000 ha umfassenden Depots lohnten den

¹⁾ Holländisch (bzw. niederdeutsch) = Pfad, also hier Reise. D. S.

Aufenthalt. Abends fuhren wir zum Außenposten Neubrunn, wo ein Teil der Remonten steht, und unterwegs schoß ich mit drei Patronen zwei Perlhühner, ein kleines Gastgeschenk für die reizende Aufnahme. Auch die heutige Morgenfahrt nach der Station durch die Marmorberge, immer näher heran an die roten leuchtenden Felsterrassen meines geliebten Crongogebirges, zwischen 6 und 8 Uhr war wunderschön. Ich schoß mir vorschriftsmäßig mit einer Patrone mein Perlhuhn für das heutige Abendbrot und sehe den nächsten Tagen mit Begeisterung entgegen.

Dutjo,^{1a)} 18. Oktober.

Der Ritt hierher war prachtvoll. Mein Pferd „Bismarck“ war leidlich groß und jung, auch recht angenehm zum Reiten; die mich Abholenden (ein Unteroffizier und zwei Reiter) waren ganz ordentliche Leute. Mein Gepäck ist freilich bei diesem ersten Versuch etwas reichlich ausgefallen. Aber bisher hat nichts versagt. Ich ritt am 15. nachmittags über Otjitasu nach Omatjene, wo getränkt wurde, dann noch 4 km weiter bis zum Rande einer kleinen Fläche, die hoch mit gelbem Weidegras bestanden und rings von dichtem Dornbusch umgeben war. Hier wurde geschlafen. Auf Hauptmann Müllers Feldbett ruhte es sich vorzüglich, trotzdem der Vollmond mir mitten ins Gesicht schien. Um fünf ging's auf die Pferde, und während die Karre den Weg weiter bis zur nächsten Wasserstelle Narabis verfolgte, ritten wir, der Unteroffizier, Martin und ich, links in den lichten Busch an die schönen Paresisberge heran. Wir fanden viele Spuren, sahen unzählige Perlhühner und ein paar kleine Böcke, aber nur ein Stück Großwild, vermutlich einen jungen Gemsbock — ein ganz anderes Tier als man in Deutschland darunter versteht: etwa hirschgroß, hellgrau mit dunkler Zeichnung —, der aber so wenig Gehörn aufhatte, daß sich der Schuß kaum gelohnt hätte. Ich kam aber auch gar nicht zum Schuß. Trotzdem war ich von diesem Morgenausflug hochbefriedigt und kam schon um 8 Uhr vormittags, ehe es recht heiß geworden war, auf dem Rastplatze Narabis an. Der war nun ganz ideal schön; ein paar grüne Bäume mitten auf der Weide und nicht allzu weit vom Brunnen. Auf wenige Kilometer stiegen die roten Felsen und grau bebuschten Abhänge der Großen Paresisberge 300 m über unserm Lagerplatz bis 1800 und 1900 m empor. Hier lag ich den ganzen Tag, setzte mich in meine Segeltuchbadewanne und genoß mit Behagen die köstliche Frische des trüben Wassers, von dem mir ein halber Tränkeimer zu Waschzwecken zur Verfügung stand, indem ich mir die Brühe immer wieder mit dem Schwamm über den Kopf goß. Da es nicht staubte, wurde ich so allmählich wahrhaft sauber, frühstückte und schlief köstlich bis gegen 4 Uhr

^{1a)} Spr. Dutjo.

nachmittags. Der Farmverwalter, ein übel aussehender Kerl, kam glücklicherweise erst, als es zu spät war, um uns den schönen Platz zu verleiden. Wir ritten dann durch dichten Buschwald über die Hügelketten, die den Fuß der Parejisberge bilden, nach Palafontein, tränkten da und lagerten nördlich davon am Wege nach Dutjo. Kurz vor Palafontein trafen wir auf Leutnant Lofnizer, der mir entgegengeritten war.

Das Leben auf „Pad“ ist entschieden viel schmutziger als ich mir's gedacht hatte, aber noch schöner als es immer geschildert wird. Die Nächte sind ganz kühl und frisch, die kleinen Eidechsen schnattern am Abend ringsum wie Frösche; ab und zu zieht auch ein der Hitze wegen nachts marschierender Ochsenwagen auf dem Wege vorüber, dann herrscht feierliche große Stille; man hört nur deutlich ab und zu die Pferde, die 50 bis 100 m seitwärts stehen, ihr Gras zermalmen. Mit Dämmerlicht wurde aufgestanden und um sieben war ich in Dutjo, vom Stationschef Hauptmann Weiß und seiner Gattin freundlichst begrüßt und in ihrem sehr hübschen und sauberen Fremdenzimmer untergebracht. Eine kleine, erst kürzlich ins Land gekommene Farmersfrau wohnt außerdem bei ihnen. Diese afrikanische Gastlichkeit ist wirklich großartig und fast ein bißchen peinlich. Außer mittags und abends bei Weiß bin ich noch im Kasino beim Stabsarzt Westphal und bei Lofnizer eingeladen. Hoffentlich kann ich mich später etwas revanchieren.

Wir reiten morgen früh halb fünf nochmals nach Nordwest weiter, nächtigen halbwegs bei Aimab, wo der Stabsarzt mit mir jagen will. Das Biwak macht ganz Dutjo mit, um die Völkerschlacht zu feiern. Am 19. nachmittags geht's dann scharf nach Osten, Richtung Etóschapfanne,²⁾ die ich aber nicht ganz erreichen will. Wasserstelle am Montag Gub, Dienstag Uruchab; Mittwoch treffe ich Weißens wieder bei Raidaus. Donnerstag bin ich in der Gegend von Nunab und Freitag in Otawi zu suchen.

Erwähnen möchte ich noch ausdrücklich, daß mir das Reisen in dieser neuen Form nicht nur sehr gefällt, sondern auch vorzüglich bekommt. Für europäische Kriegsmöglichkeiten habe ich gar kein Interesse mehr. Bin anscheinend in den letzten Jahren damit überfüttert worden und jetzt überzeugt, daß ich in der Beziehung hier nichts versäumen kann.

Mittagsrast in G u b , am 20. Oktober.

Rührend war gestern die kleine Farmersfrau, die erst ein halbes Jahr verheiratet und ein Vierteljahr hier ist, von allem in Afrika noch ziemlich entsetzt und allem völlig ratlos gegenüberstehend. Bald plauderte sie vergnügt von Hamburg, bald standen

²⁾ Ein 2000 bis 3000 Quadratkilometer großes Salzbecken im nördlichsten Teil der Kolonie zwischen 18 und 19 Grad f. Br. D. S.

ihr die Tränen in den Augen; offen stand ihr immer irgend etwas. Bezeichnenderweise hatte sie ihr Mann (der vermutlich auch wenig mit ihr anzufangen weiß und sie sich entschieden resoluter gedacht hatte) behufs Konsultierung des Arztes ins „Städtchen“ gebracht und vertrauensvoll der „Frau Hauptmann“ in die Hand gedrückt. Da wohnt sie nun seit drei Tagen und wartet darauf, daß ihr Eheliebster sie wieder abholt; und als wir am 18. nachmittags alle bis auf die schwarzen Weiber davonritten, hütete sie mit einem riesigen Kater zusammen, freundlich vor sich hinweinend, das Haus.

Bei dem mir von Dr. Westphal und Leutnant Lohninger gebotenen Gastmahl tischte der Stabsarzt als Kasinoältester wirkliche Genüsse auf, vor allem anstatt des vorschriftsmäßigen Treckochsen einen Gernsböckchen, der jedem Berliner Hofkoch Ehre gemacht hätte. Im übrigen ist er stark im Berufe beschäftigt, da er die Weißen auf hunderte von Kilometern und die Eingeborenen des ganzen Gebiets gleichzeitig versorgen muß; dazu noch die Einwanderung der Dwambo-³⁾Saisonarbeiter (eine afrikanische Sachseengängerei) ärztlich zu überwachen hat. Dabei ist er weidgerechter Jäger und bei ziemlicher Seelenruhe doch sehr amüsiert und unterhaltend.

Am 18. nachmittags um 5 Uhr war großer Ausmarsch aus Outjo. Von der Kompanie sind fast nur die Rekruten hier, da ein Teil der übrigen zur Überwachung der Buschleute nach Grootfontein, ein Teil nach Otawi verlegt werden mußte. Beide will ich noch besuchen. Die neu angekommenen Infanteristen fühlten sich sehr stolz, aber doch noch nicht ganz firm auf ihren Köffern, und wie die Pensionismädchen Hand in Hand, so wurden die schwächsten Reiter unter den Neulingen von alten Leuten oder besser Reitenden am Zügel geführt. Die Gangart war, den Umständen angemessen, äußerst vorsichtig. Man hätte gut vom besten Porzellan speisen können an dem Abend.

Wir beide trennten uns baldmöglichst von der Leichenparade, um zu jagen. Gesehen habe ich schon eine Menge Wild, geschossen noch nichts von Bedeutung, vorbeigeschossen des öfteren. Ich bin auf die hiesigen Entfernungen und auf das Abspringen vom galoppierenden Pferd, um rasch einen Schuß anzubringen, noch nicht eingefuchst. Man muß auch, um überhaupt hier so im Vorübergehen Wild zu erlegen, einige der altgeheiligten Weidmannsregeln, ich will 'mal sagen, nur mit Vorsicht anwenden. Es wird auf Abstände geschossen und unter Umständen, die auf deutscher Jagd entschieden unweidmännisch wären. Aber es scheint, daß die klare Luft, die offene Landschaft mit lichtem Dornbusch, das Nachreiten des Jägers, die Langsamkeit des Wildes hier in der Tat

³⁾ Ein tüchtiger und fleißiger Stamm der Bantuneger, im Norden der Kolonie zwischen dem Kunenefluß und der Etoschapsanne ansässig. D. S.

W e t, In Deutsch-Südwestafrika.

gestatten, den Schuß genau zu beobachten und so das Weidmanns-
verbrechen zu vermeiden, daß man ein getroffenes Stück, das nicht
im Feuer gefallen ist, frank liegen läßt. An diesem Abend sah ich
einen hühnerartigen Vogel Koran, eine Art Trappe; viele kleine
Böcke, die zum Teil nicht einmal so hoch werden wie ein Stuhl;
Hasen, die sehr an Karnickel erinnern und, in der Ferne trabend,
ein paar Stück Großwild, die mir als Kudus, das edelste Wild un-
serer Gegend, bezeichnet wurden. Erkannt habe ich sie nicht als
solche. Durch eine von Schakalen zermühlte Hügellandschaft trab-
ten wir vorsichtig wieder an die Kompanie heran, die wir erst bei
völliger Dunkelheit, gegen halb 7 Uhr, erreichten.

Dann trat, von den Bergfeuern unsicher beleuchtet, mitten im
lichten Busch die Truppe an. Der Mond ging erst spät auf und
ein prachtvoller Sternenhimmel konnte so die Feier verschönen.
Weiß sprach schwungvoll und vermied es geschickt, den zahlreichen
Süd- und Westdeutschen, die bei Leipzig noch auf der Schokoladen-
seite gefochten haben, unsanft auf die Zehen zu treten. So kam
es zu einem recht gut klappenden dreimaligen Hurra auf den aller-
höchsten Kriegsherrn.

Ein blödsinniges Gepolter antwortete aus dem Busch. Un-
sere weidenden Pferde und Zugtiere hatten die Sache falsch auf-
gefaßt und sich in Sicherheit gebracht. Der Erfolg war nicht be-
absichtigt und der auf 5 Uhr festgesetzte Abmarsch am 19. konnte
wegen immer noch nicht gesunderer Zug- und Gefechtsesel erst um
 $\frac{1}{2}$ 6 in Szene gehen.

Wasserstelle U r u c h a b , 21. Oktober.

Ich erlebe soviel Schönes, daß ich mit dem Erzählen gar nicht
mitkomme. Am 19. früh trennten sich Weißens von uns. Das
Ehepaar ging mit der Kompanie nach Outjo zurück und marschiert
dann am 21. und 22. direkt nach Naidaus. Westphal und Loß-
niger begleiteten mich noch bis zu meiner Mittagsrast Uimab, der
ersten Wasserstelle, die noch keinen Farmer hat. Wir jagten unter-
wegs, allerdings ohne Erfolg. Dagegen s a h e n wir eine Menge
Wild, etwa sechs Gemsböcke, die wir einmal bis auf 20 Meter an-
galoppieren konnten. Sie sehen aus wie schöne hellgraue Maul-
esel, die ein Paar meterlange dolchspitze Hörner aufhaben, mit nied-
licher schwarzer Zeichnung im Gesicht. Nicht so schnell wie ein
gutes Pferd, sind sie doch über alle Berge, wenn der Reiter nach
langem Galopp in ihrer Nähe abgesprungen ist und einen ge-
z i e l t e n Schuß abgeben will. Bis das Gewehr aus dem Schuh
ist, entschert, in Anschlag gebracht, Atem und Herz beruhigt sind,
ist die Entfernung vorläufig für mich zu groß. Versucht habe ich
den Schuß auf 300 m, aber vorbeigeschossen.

Dann sahen wir noch einen ganz merkwürdig sich benehmen-
den wilden Strauß. Er stand wie ein großer schwarzer Ball mitten

in der gelben flammenden Prärie und äugte uns neugierig an. Wir ritten vorsichtig heran und er ließ uns wahrhaftig auf 25 m herankommen, ehe er sich in Trab setzte. Dann nützte allerdings kein für Pferde mögliches Tempo mehr. Er rannte uns spielend davon, blieb aber auf 100 m wieder stehen, sobald wir hielten. Der Abschluß eines wilden Straußes kostet 1000 Mark und das ist mir doch etwas viel. Der Bursche schien meine Vermögensverhältnisse richtig abzuschätzen. Ich hätte ihn gut photographieren können, bin aber gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß er uns so lange aushalten würde. Er ist halt doch ein anderes Tier als unsere mageren Gesellen in den zoologischen Gärten. Der Körper so groß wie der eines halbjährigen Kalbes mit dicken tiefschwarz glänzenden und vermutlich vor Neugierde aufgeplusterten Federn bedeckt, so daß er so umfangreich aussah wie unsere kleinen Truppenpferde hier. Und aus den Flügeln und dem Schwanz hingen ihm die dicken Pleureusen heraus von unwahrscheinlich schöner honiggelber Farbe.

Inzwischen hatte sich ein Malheur ereignet, das hier in Afrika zu den notwendigen kleinen Tagesaufregungen gehört. Mein Junge Martin war verschwunden mitten im wegelosen Busch, ohne Ahnung, in welcher Richtung wir ritten und wo es Wasser gab. Der Bambuse des Stabsarztes erzählte, er sei umgekehrt, um seinen verlorenen Woilach¹⁾ zu suchen. Es war 10 Uhr und schon glühend heiß. Nach halbstündigem Warten erklärte Westphal es für das Vernünftigste, selbst zum Wasser zu reiten und bis abends zu warten, ob er sich auf unserer Spur dorthin finden würde und im entgegengesetzten Falle von Outjo und Umab aus zu suchen. Ich stimmte etwas gedrückt diesem sicher besten Vorschlag bei, denn das Warten war ohne Zweifel zwecklos. Wir ritten von jetzt an hintereinander, um eine deutliche Spur zu machen. Umab, das wir gegen 11 Uhr erreichten, ist eine ziemlich trostlose Wasserstelle. Der mehr und mehr felsig werdende Boden besteht schließlich nur noch aus blendend grauweißen Kalkklippen. Die vereinzelt dazwischen stehenden Büsche sind allerdings grün, das zurzeit untrügliche Merkmal für Grundwasser. Schließlich zeigen sich im Gestein ein paar Löcher, die Müllgruben ähnlich sehen und auf ihrem Grunde das schönste und klarste Wasser enthalten. Ein sehr netter Ansiedler Dankgut saß hier seit 14 Tagen und seine Schwarzen waren gerade beschäftigt, durch der Hände lange Kette das kostbare Gut zur Viehtränke heraufzubefördern. Seine Ochsen beherrschten das Feld. Nach einer Weile wurde dann der Platz für meine Tiere frei. Mein Gepäck reist jetzt der schlechteren Wege halber mit dem zehnspännigen Maul-

¹⁾ Russisches Wort für die unter den Reitsattel gelegte Pferdebedecke, eigentlich Woilok, der Filz.

tierwagen statt mit der sechs-spännigen Karre. Mein Gefolge ist demnach zwei Weiße, drei Schwarze, vier Pferde und zehn Mäuler stark. Dankgut, der meine beiden Begleiter schon kannte, lud uns zu Mittag in sein geräumiges und bequem eingerichtetes Zelt. Es gab köstliche Gamsbocksteaks, Kartoffeln und Tomatenkompott. Ich stiftete dazu den halben Rest meines gestrigen Getränke-vorrats, der in „einer halben Schachtel Bier“ = 24 Flaschen zum Preise von 32,50 Mark bestanden hatte. Acht davon hatte ich noch aus dem Völkerschlachtfest gerettet. Solche Gelegenheiten sich zu revanchieren kommen doch öfter als ich befürchtete, so daß die afrikanische Gastfreiheit ihre unangenehmen Seiten für mich verloren hat. Nach dem Diner badeten wir der Reihe nach in Dankguts Wanne, die in köstlichem Schatten aufgestellt war und — man denke — für jeden einzelnen frisch mit dem herrlichen Kalkwasser gefüllt wurde! Zum Schluß lagen wir faul und rauchend auf allen bequemen Lagerstätten des Zeltens, mehr oder weniger angezogen, herum, während unser lebenswürdiger Wirt strahlend heiter auf einer Kiste in unsrer Mitte saß und sich mit dem, der gerade nicht schlafen wollte, unterhielt. Er ist ein hoher schlanker Westfale mit klarem Blick und allen schönen Anzeichen noch unverfälschter deutscher Rasse. Er freute sich über meine Kenntnis Pyrmonts, seiner Heimat, und Paderborns, wo er auf Schule gewesen war, besonders auch darüber, daß ich einen guten Freund im Regimente dort hätte, in dem er gedient, daß ich den erst kürzlich besucht hatte und ihm daher vom Städtchen einiges Neue erzählen konnte. Und daß ich nun gar Dreizehnlinden kannte und liebte und als Protestant anerkannte, machte ihn ganz glücklich.

So bin ich denn in angenehmster Weise über ein paar Stunden recht fataler Sorge um den Jungen und das Pferd weggekommen. Und gerade als Westphal und Lohninger sich verabschiedet hatten, weil es wieder kühl wurde und sie noch 35 km zurück-mußten, kamen die beiden ziemlich traurig und schlapp angezogen. Ich glaube, Martin ließ seine langen Ohren besonders deshalb hängen, weil er das „väterliche Züchtigungsrecht“ fürchtete, dessen Anwendung er freilich reichlich verdient hatte. Aber da ich selbst viel zu froh war, die Perle lebend wieder zu haben (natürlich ohne Woilach!), so kriegte er bloß ein sehr gelindes Kopfstück. Die natürliche Folge war, daß er drei Tage lang sich unausstehlich benahm, weil er weniger Reile bekommen hatte, als er nach seiner eigenen Überzeugung verdiente. Das ist dann schwarze Logik.

T s u m e b , 28. Oktober 1913.

Gegen jede Berechnung, wie das in Afrika so üblich ist, bin ich heute früh in der ersten Minenstadt von Südwest gelandet. Ich habe in Grootfontein vor dem 2. November nichts zu verlieren

und habe deshalb noch einen gewaltigen Hafen nach Norden geschlagen.

Aber ich muß der Reihe nach erzählen. Am 19. brach ich erst um 5 Uhr nachmittags wieder auf, nachdem sich das müde Kößlein etwas erholt hatte. Das geht hier überraschend schnell. Den Lämmel von Martin ließ ich nicht laufen, wie er's verdient hatte, sondern gab ihm ein anderes Pferd und ließ ihn das erste ohne Sattel führen. Tiere habe ich ja genug. Da es aber um 6 Uhr stets schnell Nacht wird, kamen wir nicht weit in der ziemlich wilden Gegend, die wir nun betraten. Die „Pad“ zwischen Etoschappanne und Franzfonteiner Gebirgszug ist greulich. Auch zehn Maultiere ziehen hier einen leichten Wagen nur eben im mäßigsten Tempo und das Trabreiten kommt einem europäisch Verbildeten anfangs wie ein Verbrechen an den Pferdebeinen vor. Was aber an Wegelosigkeit in Afrika vorhanden ist und wie es von den daran gewöhnten Tieren überwunden wird, habe ich erst acht Tage später gelernt.

Die Steppe selbst ist viel anmutiger noch als südlich der Berge. Zwischen die Dorngewächse ist immer zahlreiches Laubholz eingestreut. Das dürre Gras leuchtet in herrlichen Farben und aus der Fläche ragen überall, dem Wagenrad und dem ungeübten Fuß verderblich, spitze Felsbrocken von Marmor und Granit und allerlei Urgestein hervor. Im tagelangen Durchstreifen der Landschaft ist mir immer deutlicher ein merkwürdiges Kennzeichen und ein innerer Widerspruch der ganzen Oberflächenbildung aufgefallen. Einerseits sieht es aus, als wäre die Hochebene lediglich die Deckfläche einer durch Wind und Wasser nivellierten und zermahlenden Schuttmasse und die Berge mit ihren verhältnismäßig niedrigen Ruppen, die 100 bis 400 m aus der 1200 bis 1600 m hohen Ebene hervorragen, wären nichts als die greisen Trümmer alter Gebirge, die zerfressen, zerfallen und kahl noch aus diesem Schuttmeer hervorlugten. Sieht man aber näher hin, so ist auch der Grund der Ebene vorwiegend ein großer Schild aus Urgestein, dessen Fläche nur durch Staub und Humus geglättet ist, ohne irgendwo ganz die Zeichen ihrer Rauheit zu verlieren, während die nackt erscheinenden Höhen in Wirklichkeit bis zum Gipfel mit Buschwald bedeckt sind, der nur jetzt zur dünnen Zeit sich blätterlos und grau ganz in der Bergwand verliert. Ohne es gesehen zu haben, begreift man hier leicht, wie ein Regenfall mit Zauberschlag das ganze Landschaftsbild verändern muß, besteht doch die Fläche nördlich der Berge größtenteils aus Kalkgestein, das viel Wasser in seiner Tiefe birgt. Daher mehrten sich die grünen Büsche zwischen den grauen und der Sonnenuntergang zeigte uns eine entzückende Landschaft. Wir hielten halb 7 Uhr schon bei tiefer Nacht irgendwo auf dunkler Heide, kochten uns

Raffee und legten uns dann bis zum Mondaufgang hin zum Schlafen oder Träumen. Das ist hier wirklich schön. Nicht, daß die Sterne prächtiger wären als die unsern, im Gegenteil. Das Kreuz ist ein recht dürftiges Bild und jezt auch nur gegen Morgen zu sehen. Aber die unvergleichliche Klarheit der dünnen Luft hier oben, das Fehlen aller Feuchtigkeit macht den Sternenhimmel fast so schön und viel sanfter als die flimmernde Pracht unserer nordischen Winternächte. Und die willkommene Abkühlung nach des Tages Hitze läßt einem viel mehr Muße zum Beschauen und Genuß. Um 10 Uhr erlaubte der Mond den Weitermarsch, der bis halb 1 Uhr in der Nacht so sicher wie bei Tageslicht und weit angenehmer fortgesetzt werden konnte und trotz des schlechten Weges ohne zerbrochenes Wagenrad oder verstauchtes Pferdebein verlief. Um 4 Uhr ging's nochmals weiter und so wurde der bisher längste Marsch zwischen zwei Wasserstellen — 55 km in einer Nacht — verhältnismäßig mühelos durchschritten. Gub, unsre Mittagsrast am 20. Oktober, ist ein fast deutsch anmutendes Idyll inmitten der Steppe. Eine schöne und ergiebige Kalkwasserstelle ist schon vor dem Kriege von einem tüchtigen Bayern als Farm erworben und ausgebaut worden. Ein riesiger wilder Feigenbaum, unsren Buchen vergleichbar, wurde mein Ruheplätzchen. Unter mir lag das Wasserloch, aus dem eine alte Lokomotive, ausrangiert aus dem Bestande der sogenannten „Kinderpestbahn“, den Inhalt in eine schöne Tränke hebt und von dort den Überfluß zum Bewässern eines hübschen Gemüsegartens fortleitet. Der Farmer selbst war als „Frachtfahrer“ auf Nebenverdienst, da in der Landwirtschaft jezt tote Zeit ist, und seine junge Frau schlief noch. Das Dorf erwachte erst nach unsrem Einzug. Ochsen und Bockies (bunte einheimische Ziegen und Schafe gemischt) zogen nacheinander, von schwarzen Kindern und Weibern geleitet, zur Tränke; bessere Wollschafe folgten, dann unsre Tiere, dann die Bockies der Eingeborenen, ein stundenlanges feierliches und doch fröhlich dankbares Schreiten und Trippeln zum lebenspendenden, stets ersehnten und doch nur spärlich gebotenen Raß. Jede Herde wartet wohlgezogen, bis die vorhergehende fertig ist, und räumt dann ihrerseits ohne Zeitverlust den begehrten Platz. Zum Schluß füllen die kleinen schwarzen Hirten ihr Blechgefäß, einen alten Topf, eine halbe Konservenbüchse oder ein Petroleumtin,⁵⁾ mit ihrem Tagesbedarf, stecken ihre Nasen, gerade wie die Ziegen es taten, in den Wasserspiegel der Tränke — wir sagen dazu: „erstes Frühstück“ —, richten sich federnd auf, heben das Gefäß auf den Kopf und folgen ihren Tieren hinaus in die morgenleuchtende Steppe, die bald mit heißem Zittern ihr fernes Bild verwischen wird. Wäre dieser Zustand der Wassersnot alt, so mußten hier primitive Völker

⁵⁾ „Tin“ (engl.), die Blechtanne.

wohnen, die zum Wasser beteten und die Sonne als bösen Geist fürchteten.

Ich frühstückte etwas europäischer, wusch mich mit Wonne, faulenzte, photographierte, schrieb an euch, badete und ließ es mir unvergleichlich wohl sein. Gewiß, die Sonne verfolgt hier den friedlichsten Menschen und jagt ihn rund um seine Schattenspender herum. Aber an dem Tage konnte sie mir unmöglich die Laune verderben. Man rückt eben weiter. Auch die Fliegen sind nicht angenehm. Sie setzen sich unfehlbar zuerst auf Augen oder Mund und bringen doch vermutlich günstigstenfalls Grüße aus dem Kochtopf eines ekligen Kaffernweibes. Aber die Sonne hat eben auch ihr Gutes. Der kurze Flug desinfiziert in der glühenden Mittagshitze jedes Fliegenbein und üble Gerüche kennt man hier nur an künstlich beschatteten feuchten Orten.

Es war begreiflich, daß ich ungern nach elfstündiger Rast um 4 Uhr nachmittags wieder davonzog. Ich sagte auch der Bäuerin, einer netten frischen Person, die hier schon ganz energisch eine verlotterte Berwalterwirtschaft beendet hat, ein paar dankbare Worte für den Genuß ihrer Gastfreundschaft, die besonders angenehm wirkte, weil nur das Selbstverständliche, Wasser und Schatten, und beides vom Überfluß, geboten wurde.

Der Nachmittagsmarsch führte jetzt durch das Waldreservat der Etoscha-Pfanne, das heißt nur die südliche Grenze des Reservats wurde berührt. Um dem Untergang des Wildes zu steuern, sind mehrere besonders günstige Abschnitte festgelegt worden, auf denen auch in der Schußzeit nicht gejagt werden darf. Ich kam gerade zur besten Stunde, zwischen 5 und 6 Uhr abends, an einer kleinen Wasserstelle vorbei, und es war für den Jäger nicht leicht, die vielen grauen Schatten wegschleichen oder in den Busch springen zu sehen, ohne zur Büchse zu greifen. Mein Sergeant und mein Junge waren ganz außer sich, daß ich nicht schoß, hier „zwei Schritt von der Grenze“! *)

*) Nämlich von der Grenze des „Waldreservats“.

Viertes Kapitel

Die erste Vad (Fortsetzung)

Bei Chorab „am Berge“. — Ein Buschmann als Führer. — Lebensbedingungen der Buschleute. — Das erste Großwild erlegt. — Ungeheurer Appetit der Schwarzen. — Aruchab, eine herrliche Wasserstelle. — Naturbilder aus dem Vogelleben. — Rudufälber. — Pforten. Tal- und Höhenbildung. — Ende des Trecks. — Naidäus und die Radelhühner. — Schlecht gewählte Grabstätten. — Eintreffen der Gastfreunde aus Dutjo. — Die grausame Sandhose. — Ritt auf Großwild durch die buschfreie Steppe. — Eine ideale Salzpfanne. — Grasbrände. — Bis zum Truppenposten Otawifontein. — Mühsamer Aufstieg zu Pferde durch die Klippen. — Eine richtige fließende Quelle! — „Stief“ Bier. — Das Grab eines Regimentskameraden. — Abschied vom Transportführer. — Eine Schwimmgelegenheit. — Gemsböcke und Wildschweine. — Der „Sterbeposten“ Gauß. — Holzlese unter dem Schimpfen der Affen. — Die schwarzgebrannten Matten. — Gut gemeinte Desinfektion. — Bergunterklettern zu Pferde. — Gaub. Missionar Bedder und Frau. — Ansiedelung einer Buschmannswerft. — Ein Zwergenbaby und seine Mutter. — Ein wundertätiger Halschmuck. — Ansichten Bedders über die Bildungsfähigkeit der Buschleute. — Plan der Teilnahme an einer „Buschmannstreife“. — Der Bock „Ducker“. — Einfahrt in die Kupferminen von Tsumeb. — Besuch der Nosibhöhle mit Leutnant v. Linsingen. — Ein Klippdachs als Jagdbeute. — Ein wandelnder Tierpark. — Leoparden geschichten. — Abschied von guten Freunden. — Nachtquartier im Freien 2000 Meter hoch.

Bei völliger Dunkelheit passierten wir die Grenze bei Chorab am Berge.¹⁾ Wir mußten uns vom Farmer einen kleinen Buschmann borgen, um auf dem richtigen Wege die Wüste zu durchqueren. Es war der erste der merkwürdigen Rasse, den ich sah. Diese bildet zurzeit das Problem des Schutzgebietes. Durch die fortschreitende Besiedelung des Landes wird ihr die Lebensbedingung genommen, die sie braucht: unbesiedelte Steppe mit Busch und Wild. Sippenweise auf das ganze Gebiet verteilt, wird der Buschmann, in dessen Wohnbereich der weiße Farmer eindringt, zum Anarchismus getrieben. Denn der Übertritt in das Gelände

¹⁾ Ohne Zweifel der auf dem Wege nach Aruchab gelegene Ort des Namens, der bei Sprigade und Moisel einfach „Chorab“ heißt. D. S.

des noch unberührten Nachbarstammes ist ein Verbrechen, das man gegenseitig mit dem Tode bestraft. Arbeiten will der Bedrängte nicht und so sagt er sich von allen Ordnungen los. Außer den fortgesetzten Angriffen auf Dwambos, die, von der Arbeit kommend, mit eingehandelten Waren nach Hause marschieren, sind einige Farmermorde auf das Konto solcher rechtlos gewordenen Leute zu setzen. Die Frage, wie dem abzuhelpen sei, ist noch ungelöst.

Der kleine Mann, von der Größe eines Tertianers, aber schlank und wohlgebaut, bloß mit entsetzlich dünnen Beinen, lief stumm und ohne sich umzusehen vor uns her in die Nacht hinaus. Für seine Platte Tabak, das übliche Trinkgeld, sagte er auf gut Deutsch: „Danke!“ und verschwand.

Am nächsten Morgen schliefen wir einmal aus und marschierten dann um 5 Uhr ab. Um 6 schloß ich mein erstes Stück Großwild, einen prächtigen Gemsbock mit 80 cm langen Hörnern. Die Freude unsrer Schwarzen war unbeschreiblich. Martin wurde wieder artig. Hätte ich geahnt, wieviel Fleisch gegessen werden kann, so hätte ich einen zweiten erlegen können. Aber das muß man gesehen haben, um es zu glauben. Da das Ausweiden des Tieres trotz der Gewandtheit der Schwarzen in allen Arbeiten, die mit Essen zusammenhängen, fast eine Stunde dauerte — schlechte Arbeit wäre hier gleichbedeutend mit raschem Verderben des Fleisches — kamen wir erst gegen 10 Uhr zu unsrer Mittagsrast Uruchab, einer unbefiedelten ganz herrlichen Wasserstelle. Ein Hartebeest (Pferdeantilope) und ein Goldschakal räumten uns das Feld, ohne daß ich zum Schuß gekommen wäre. Nicht stören ließen sich Hunderte von winzigen Singvögeln, die wie Wolken aus den Büschen aufbrausten, über die kleine Wasserfläche huschten, um Fliegen zu schnappen oder einen Wassertropfen zu haschen. Tauben gurrten um uns und der Kafadu plärrte sein klagendes „Pfuil“. Hoch oben aber zogen ein paar Raubvögel ihre Kreise, während ich faul und zufrieden im Schatten lag, hinaufblinzelte, ob sie mir wohl schußgerecht kommen würden, und mich fabelhaft sorgenlos fühlte.

Abends marschierten wir nach Naidäus-Pforte. Der Gebirgszug, den ich nördlich Dutjo nach Uimab zu durchschritten hatte, lag damit wieder nördlich von mir. In der „Pforte“ waren mir von weidgerechten Freunden allerlei gute Dinge versprochen worden. Ich sah aber nichts als frische Wildspuren und nahe dem Südausgang ein paar Rudukälber, die sich geradezu frech benahmen und durch unser Vorbeireiten auf 100 m nicht im geringsten bei ihrem Abendbrot stören ließen. Landschaftlich war die Pforte aber wieder ganz eigenartig und in der Abendbeleuchtung wunderschön. „Pforten“ nennt man die Pässe, die in mancherlei Windungen das Gebirge durchbrechen. Sind schon die Berge

im Verhältnis wenig hoch, so halten sich die Pässe fast auf gleicher Höhe mit der Ebene. Von einer Wasserscheide kann man kaum sprechen. Das Tal steigt an, fällt wieder, erweitert sich zu umfangreichem Kessel und wird wieder ganz schmal, und stets bieten sich überraschende Blicke in abgeschiedene Buschflächen und gelbe Grasmatten. Rechts lagen die Bergwände im Schatten, links in strahlender Abendbeleuchtung. Am Südausgang der Pforte schlugen wir unser Nachtquartier auf und der nächste Frühmarsch oder, wie man hier sagt, „Treck“, brachte uns nach Naidaus an die direkte Pad Dutjo—Dtawi.

Der schöne Abstecher war damit zu Ende. Ich hatte doch sehr recht getan, die große Straße zu meiden. Sie ist schon in Deutschland häßlich, hier geradezu abscheulich. Nicht umsonst schrien die Rackelhühner,²⁾ die sich kurz vor Naidaus schwerfällig erhoben, unausgesetzt: „Ach Chott, ach Chott, ach Chott!“ Es ist ein Schandplatz. Das Wasser stank, der dicke, mit Kuhmist gemischte Staub flog unaufhörlich in die Höhe und der einzige anständige Baum beschattete die Gräber zweier Reiter, die hier lagen. Es ist gewiß ein rührend hübscher Gedanke, die Toten in dem so vielbegehrten Schatten zu bergen, den sie ohne Zweifel auch sehr geliebt haben bei Lebzeiten im heißen Afrika. Aber man bringt damit unnötig die Lebenden gegen die Toten auf. Ich glaube, man brauchte weniger Stacheldraht und Umzäunung für unsere Kriegergräber, wenn man sie nicht gerade dorthin gelegt hätte, wohin naturgemäß der müde Wanderer und Hirt sich vor der Mittagssonne flüchtet.

Bald nach mir traf die kleine Frau Hauptmann, vernünftigerweise auf der Karre fahrend, ein. Dann kam auch Weiß selbst angeritten und schließlich Leutnant v. Löbbbecke mit dem Maschinengewehrzug, der von Dtawi nach Dutjo, also umgekehrt wie wir, marschierte. Er brachte mir die Post mit, und daß sie mich gerade in diesem gottverlassenen Loche traf und meine arg gefährdete Laune wieder herstellte, war sicher eine gütige Fügung des Schicksals.

Raum aber hatte ich meine Briefe gelesen und mich ausführlich gewaschen, als die mittägliche Sandhose, eine regelmäßige Erscheinung, sich heftig und boshaft brausend meinem durch ein paar Zeltbahnen notdürftig geschützten Ruheplatz näherte und binnen weniger Sekunden allen Schmutz, der sich im Kreise von 30 m auffassen ließ, auf mir und in meinen Koffern und Sachen vereinigte. Pfui, war das scheußlich! Natürlich lacht der verschonte Nachbar, während man nach seinem — selbstverständlich schlafenden — Jungen schreit und seine Zeltfedern zusammensucht, um nicht den Sonnenstich zu kriegen. Dann übergießt man sich nochmals mit der stinkenden Brühe, immer in der Furcht, daß eine zweite

²⁾ Kreuzung zwischen Auer- und Birchhuhn.

Trombe einen einseift, da man doch nun mal gerade ihre Straße gefaßt zu haben scheint. Hier bin ich wirklich einmal gern fortgeritten.

Obwohl übrigens die Tagesleistung noch lange nicht erreicht war, machte ich abends doch noch einen tüchtigen Abstecher nach Süden, wo sich an ein paar Salzpflanzen die letzte Gelegenheit zu bieten schien Großwild zu sehen. Am 1. November beginnt die Schonzeit und so mußte ich mich sputen. Die Gegend selbst war wieder sehr interessant und die auf Quadratmeilen buschfreie Steppe ein noch ganz neuer Anblick für mich. Es ging auch allerlei kleines Wild vor mir auf, aber die gesuchten Hartebeester mit ihren originellen rechtwinklig gehörnten Schafsköpfen habe ich nicht gefunden. Nach anderthalb Stunden ziemlich anstrengenden Reitens durch die von Schakal und Schwein arg durchwühlte Fläche kamen wir endlich an den bisher unsern Horizont bildenden Buschstreifen und fanden mitten drin eine weite ebene Fläche, glatt wie eine Tenne und mit ganz kurzem weißgelbem Gras wie mit feinem Haar bestanden. Das war eine der gesuchten „Salzpflanzen“, auf deren Grunde das kostbare, so sehr vom Wild begehrte Mineral sich ausscheidet. Heute schien es aber keinen Appetit darauf gehabt zu haben und wir zogen müde und hungrig bei tiefer Nacht gen Norden, um unsern Weg wiederzufinden, dem wir noch stundenlang folgen mußten, die müden Köpfe oft lange am Zügel führend, ehe wir auf unsere Reisegefährten und die Wagen trafen. Es war die erste Extratour, die ich nachträglich als „nicht lohnend“ bezeichnen mußte. Auch Weiß war ziemlich übel gelaunt. Ringsum am Horizont sah man das Gras brennen und die Aussicht, daß die Weide knapp werden könnte, ist hier die lebhafteste Sorge des Kompaniechefs. Hat er kein Wasser, so muß ihm geholfen werden. Die Literzahl seiner Brunnen läßt sich messen und wieviel jedes Tier gebraucht, ist bekannt. Im Notfall genügt ein Telegramm: Marschiere wegen Wassermangels. Aber eine Weide brennt nie ganz ab, wenigstens glaubt das sobald keiner, und ehe Abhilfe kommt, können seine Pferde mager sein wie Kleiderhalter.

Müde, wie man war, schlief man aber bald ein, ohne sich viel zu ärgern, und die aufgehende Sonne fand uns schon dicht bei unserm neuen Mittagshalt Nunab. Auch hier schmeckte das Wasser stark „nach Mäusen“, aber es stank wenigstens noch nicht. Ich baute mir ein festes Sonnenzelt, die Staubhose zog an meinem Plätzchen vorbei, und der Farmer verkaufte frische Eier (so groß wie Taubeneier, 20 Pfennige das Stück!) sowie gute Butter. Die heißesten Stunden über saß ich in meiner Badewanne; Frau Weiß ließ ein köstliches Mittagessen kochen und schickte es, damit sich niemand im Anzug zu genießen brauchte, durch die Jungen in die einzelnen Zelte. So traten wir denn recht erfrischt unsern Nachmittagstreck an und da uns Leutnant v. Einsingen, der mit

den Remonten der sechsten Kompanie in Otawi sitzt, während die Kompanie selbst wegen des in Outjo herrschenden Wassermangels auf diesen Ort, auf Otawi und Gaus verteilt ist, mit der Bitte zu bleiben entgegenkam, ritten wir noch bei tiefer Dunkelheit durch bis zum Truppenposten Otawifontein.

Grootfontein, den 1. November.

Heute früh gesund hier einpassiert. Otawifontein liegt 5 km von Otawi an der Strecke nach Grootfontein. Beim nächtlichen Hineinreiten sahen wir wenig von der Häßlichkeit Otawis und den Schönheiten des Truppenpostens. Am Horizont in der Richtung, aus der wir kamen, leuchteten die Grasbrände, oben strahlten die Sterne, ein paar kühne Bergzüge tauchten über dem Buschdickicht auf und unsere Tiere stolperten erbärmlich über ein wüstes Geröll von Kalkklippen empor. Dann sprudelte — ganz unwahrscheinlich klingt das in Afrika — irgendwo im Busch verborgen ein Quell, eine richtig fließende, einen plätschernden Bach bildende Quelle. Dann kamen aus einem weißen Häuschen ein paar Herren in weißen Anzügen heraus und begrüßten uns herzlich mit Lichtern und Biergläsern. Oberflächlich gewaschen und abgestaubt, setzten wir uns zu einem recht guten Abendbrot nieder und dazu gab es „stief“ (afrikanisch!), also „sehr viel“ Bier, Swakopmunder, das sehr dünn und bekömmlich ist. Ich war aber so müde, daß ich fast vom Stuhle fiel: die Extratour nach der Salzpflanze war entschieden doch etwas zu viel gewesen, und so ging ich bald schlafen.

In Otawi liegt unser kleiner Leutnant Haas *) begraben, der damals im Feldzuge ziemlich zwecklos durch Unglücksfall starb. Sein Grab sah ich am nächsten Morgen, als ich mit der Bahn nach der Stadt fuhr, um mich von Lempp zu verabschieden, der noch schnell nach Tsumeb gefahren war, ehe er mit den abgelösten Mannschaften wieder heimkehrte. Gleichzeitig erhob ich auf der Post einen eingeschriebenen Brief, ein nettes Zigarrenetui vom Freiwilligen Automobilkorps als Erinnerungsgabe an den Pforzheimer Prinz-Heinrich-Flug enthaltend. Dann sch w a m m (!) ich richtiggehend in einem Badebassin, das der unwahrscheinliche Bach zwischen Palmen und Aloëen füllen muß, und das köstlich frisches, vom Kalkgehalt etwas bläuliches, aber wohlschmeckendes Wasser enthält.

Abends ritt ich mit einem Hererojungen der Station südwärts auf Jagd. Eine herrliche fast dornbuschfreie Steppe südlich der Elefantenberge, etwa zwei Reitstunden von Otawi entfernt, nahm uns auf und der brave Junge führte mich auch mitten in eine Gemsbockherde. Ich aber schoß elend vorbei. Stundenlang verfolgten wir — d. h. die Eingeborenen, denn ich hätte das nie gekonnt — die Spur des beschossenen Wildes, um sicher zu gehen,

*) Früherer 47 er, verunglückte 1904 bei einer Schießübung. D. S.

daß ich gänzlich gefehlt und nicht etwa krank geschossen hatte. Am nächsten Morgen sahen wir dann noch Gemsböcke und kleine Böcke, deren es hier vier Arten, von Hasen- bis Rehbockgröße, gibt, auch zwei Wildschweine, aber Sankt Hubertus war mir diesen Tag nun einmal nicht hold. Dafür ging's mit der Eselkarre hinauf zum „Sterbeposten“ Gauß. Unter „Sterbe“ versteht man eine eigentümliche Pferdekrankheit, die nur in der Regenzeit auftritt und dadurch vermieden werden kann, daß die Tiere aus der Ebene in hohe windige Gebirge gebracht werden. Solche Stellen, die natürlich auch genügend Weide haben müssen und an denen die Pferde nicht sterben, nennt man logischerweise „Sterbeplätze“.

Gauß ist eine prächtige der Truppe gehörige Gebirgsfarm, in der Hauptmann Weiß nebst Gattin und Kompanie eine entschieden sehr glückliche Zeit verlebt hatte. Namentlich Frau Weiß schwärmte schon während der ganzen Reise von Gauß und der Stabsarzt hatte mich bereits auf diese Schwärmerei aufmerksam gemacht. Den ersten Abend kamen wir bis Groß-Otawi, das noch an der Bahnstrecke nach Grootfontein liegt. Da das Gras ziemlich überall abgebrannt war und wir meinen Pferden und Leuten mit der Karre ziemlich weit vorkamen, mußten Weiß und ich im Dunkeln Weide und Holz suchen, worauf wir letzteres gemeinsam auflassen unter lebhaftem Schimpfen der Affen in den nahen Bergen. Frau Weiß sorgte inzwischen für unser leibliches Wohl und der Junge weidete die Muli.

Es haftet ohne Zweifel ein großer Reiz an solchem Zigeunerleben und an diesem Abend war ich ausgeschlafen, auch vom Fahren weniger müde als sonst vom Reiten, so daß ich es mit mehr Muße genießen konnte.

Gauß, das wir am frühen Morgen schon erreichten, liegt wirklich wunderhübsch und noch 300 m höher als Windhuk, nämlich auf 1900 m. Leider waren die gerühmten grünen Matten nicht nur nicht grün, sondern nicht einmal gelb, vielmehr kohlrabenschwarz abgebrannt, und die etwas im Blockhausstil geschaffene Unterkunft für Offiziere und Truppen wird sich auch besser präsentieren, wenn sie halb bis dreiviertel vom Grün der Büsche zugedeckt ist. Meine lebenswürdigen Wirte bezogen schnell ihr Einzimmer-Häuschen, ihren geliebten „Pöntok“, obwohl er abscheulich nach Eysol roch; ich wählte die durch Zeltplanen gebildete Veranda des noch kleineren Arzthäuschens. Aber in diesem schienen Ameisen und Wanzen so heimisch gewesen zu sein, daß der desinfizierende Unteroffizier ein übriges getan hatte. Wenigstens wachte ich bald von dem für europäische Nerven unerträglichen Eysolgeruch, der aus jeder Fuge des Hauses strömte, wieder auf und verbrachte die heißen Stunden lieber in der Segeltuchbadewanne. Leider konnte ich die Nase nicht dauernd unter Wasser stecken.

Nachmittags wurde ich nach dem in den Bergen schön und malerisch angelegten Schießstand geführt, und schließlich ritten wir, Weiß auf meinem zweiten, seine Frau auf Martins Pferd, abgekürzte Pfade über die Berge hinunter nach unserem nächsten Ziele, der Missionsfarm Gaub. Dieses Bergunterklettern ist das Stärkste, was ich bisher Pferdebeinen hier habe zumuten sehen. Es ist wohl Freund Weißens kleine Liebhaberei, dieses Klettern, wie ich nachträglich da und dort hörte. Er hat lange im Süden der Kolonie gestanden, wo Wegelosigkeit und Unkultur eine Vergleichung mit dem schönen Norden, den ich jetzt bereise, nicht zulassen. Und nun ist es sein Steckenpferd, der „Farmertuppe“ — wie der Süden den viel beneideten Norden nennt — beizubringen, daß man auch außerhalb der Wege reiten kann. Militärisch war diese Stunde entschieden interessant, denn der Geröll- und Felsenabhang, den wir hier, die Gänse am langen Zügel führend, heruntersprangen und -rutschten, wäre zu Haus nur mit Bergstock und Nagelschuh von Schwindelfreien passierbar befunden worden. Hier nahm ihn die kleine Frau in ihren Rhaikihöschchen — alle Damen reiten in Südwest im geteilten Rock und im Herrensitz — ebenso sicher wie die Pferde, die bald springen, bald rutschen, wütende Gesichter schneiden, in den scharfen Klippen schnaufen und grunzen, aber niemals den Gehorsam verweigern, solange der Reiter voranklettert. Auf Maultieren soll man solche Stellen im Sattel zurücklegen können.

Gaub ist weit und breit berühmt durch sein fließendes Wasser, seine Maisfelder, Bananenplantagen und durch das nette Missionshepaar Bedder. Wir kamen unter Dach, Weiß und Gattin im Fremdenzimmer, ich im Studierzimmer, und waren prächtig aufgehoben, alkoholfrei, aber gut gepflegt, und interessant unterhalten. Bedder ist ein aufgeklärter Mann, der praktische Ansichten vom Kolonisieren hat und sich mit dem Unrecht, das die stärkere weiße Rasse nun 'mal den Eingeborenen antun muß, abzufinden versteht. Er bildet Schulmeister aus für Eingeborene aller Stämme, indem er Familien bei sich wohnen läßt, die seine Farm bestellen und deren intelligenteste Kinder er unterrichtet. Besonders interessierte mich die Buschmannswerft, die er ein Viertelstündchen bergwärts in einer versteckten Schlucht angesiedelt hat. Es sind gerade die Kung-Buschleute, die zur Zeit der Regierung den Kopf warm machen und die, etwa 15 Köpfe stark, hier anfangen heimisch zu werden. Ein kürzlich geborenes Zwergenbaby hätte euch Spaß gemacht und die 130 cm große Mutter, hellbraun und ganz europäisch im Gesicht aussehend, mit einer Art Rosenkranz um den dünnen Hals, war auch recht sehenswert. Der Halschmuck enthält als heiligsten Familienbesitz zwei wunderthätige Perlen, die bald zum Töten der Feinde, bald zum Erringen von Gegenliebe gebraucht und nie freiwillig abgegeben werden.

Nach Bedders Erzählungen sind Leute über 40 Jahre nicht mehr zu zivilisieren. Er schlägt vor, sie zu sammeln, ihnen ihre alten Lebensbedingungen nach Möglichkeit zu lassen und sich an die Erziehung der Kinder zu begeben. Seine Vorschläge, die ich natürlich seinerzeit in Windhuk möglichst zu verwerten gedenke, sind entschieden die menschlich sympathischsten. Es fragt sich nur, ob sie bei der Art der Farmerschaft, die vielfach in Buschmanngegenden sitzt, durchführbar sind, und vor allem, ob die Mittel zu solchem Vorgehen aufgebracht werden können. Ich kann es jetzt ruhig aussprechen, daß ich hier oben eine Buschmannstreife mitmachen werde und mich hoffentlich genügend orientieren kann, um positive Vorschläge mit heimzubringen. Ihr erfahrt ja inzwischen durch mein Telegramm, daß ich gesund zurückgekommen bin, ehe ihr euch beunruhigen könnt.

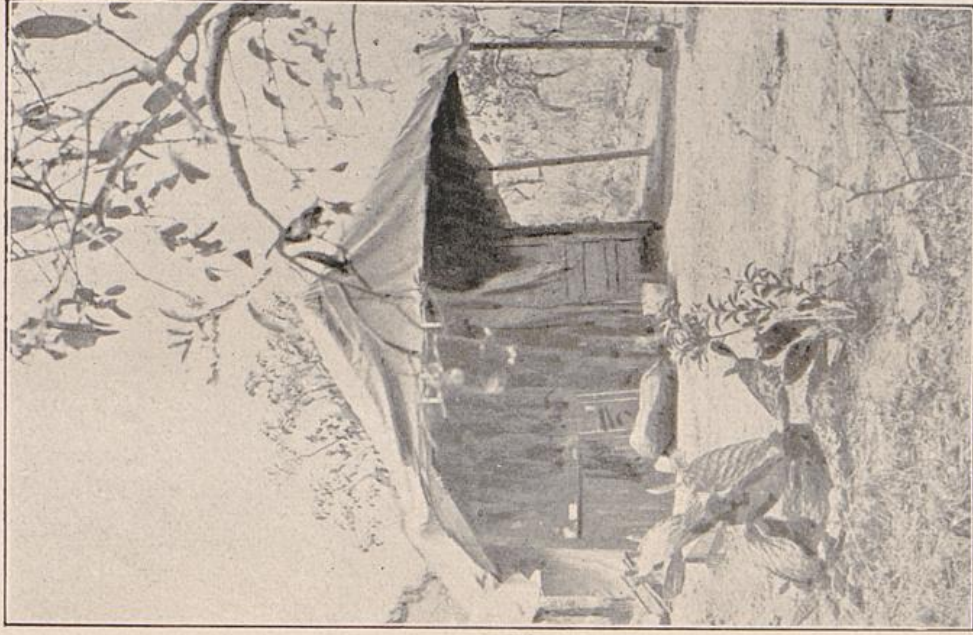
Die Streife, der ich mich anschließen will, wird von einem Kommando v. Geldern, zwei Offiziere und dreißig Mann stark, unternommen. Von Otawifontein aus hatte ich telephonisch festgestellt, daß die Truppe in Grootfontein zurzeit nicht anzutreffen sei und habe die Gelegenheit dankbar genug benutzt, um noch ein paar gewaltige Haken rechts und links des geraden Weges ins Land hinein zu schlagen. Am 27. Oktober nachmittags nahm ich gleichzeitig von Bedders und von Weißens Abschied. Meine lieben Reisegegnossen fuhren unmittelbar mit der Karre nach Otawi zurück; ich ritt über Nosib auf Tsumeb. Auf halbem Wege schoß ich einen netten kleinen Bock, „Ducker“ genannt, nach seiner Fähigkeit sich zu ducken und zu verstecken. Das Biwak am Paviansberg, etwa 20 km vom Ziele, war besonders schön. In Tsumeb stieg ich im Minenhotel ab, kam gut unter, wurde fast zu gut gepflegt und sah am ersten Vormittag unter Führung des Direktors Tomeket aus Oberschlesien den Tagebau der Minen: zwei gewaltige Steinbrüche, aus denen das Erz mit Drahtseil 40 m hoch gefördert wird, sowie den ganzen Betrieb der Minen und der Hütte über Tage. Nachmittags reiste ich mit Karre — ein zweifelhafter Genuß — zum schönen Otjikotsee, einer wohl 50 m im Durchmesser haltenden dunkelgrünen Kalkwasserstelle westlich Tsumeb. Am 29. früh 7 Uhr fuhr ich in die Grube ein, die jetzt schon 132 m tief ist und auf fünf Sohlen das hochwertige Kupfererz fördert. Es waren interessante, aber heiße Stunden da unten. Man findet bis zu 60 prozentiges Erz und das mitgewonnene Blei deckt schon sämtliche Unkosten des Betriebs und Transports, so daß alles Kupfer reiner Verdienst ist. Allerdings scheinen mir die Sicherheitsvorrichtungen nicht ganz europäischen Ansprüchen zu genügen. Unsre Grubenlampen, offene Acetylenbrenner, gingen mitten in einer langen Kletterpartie aus, weil auf der nächsten Sohle gesprengt wurde, und wir mußten im Dunkeln wieder hinaufklettern und uns einen Menschen mit Streichhölzern suchen, was unter Tag

nicht so ganz einfach war. Der *Minen„store“* — zu deutsch „Laden“ — verkaufte mir dann noch liebenswürdigerweise und nicht einmal sehr teuer einige fehlende Stücke meiner *Padaus-*rüstung. Allmählich werde ich so für afrikanische Reisen praktisch ausgestattet sein. Dafür war die Hotelrechnung gepfeffert: 22 Mark für anderthalb Tage *Logis*, ein Brot für unterwegs 1 Mark, sechs Eier 1,50 Mark. Ich rückte deshalb ganz gerne wieder weiter.

Beim Abendritt am 29. wurde ich zum erstenmale unterwegs naß, das Gewitter benahm sich aber noch verhältnismäßig anständig, so daß wir vor Schlafengehen wieder trocken wurden. Ich schoß ein *Perlhuhn* mit der Kugel. Nachts bewegten sich *Lichter* und *Stimmen* höchst ängstlich um unser Lager. Augenscheinlich wurden wir von *Landesunkundigen* für *Buschleute* oder sonst böse Menschen gehalten. Es waren zwei *Missionare* und ein *Händler*, die ihre *Eingeborenen* leichtsinnigerweise vorausgeschickt und sich dann verfahren hatten. Wir konnten sie allmählich vertraut machen und ihnen auf den richtigen Weg helfen. Am 30. früh traf ich vor *Nosib-Höhle* verabredetermaßen mit *Linsingen* zusammen und wir kletterten gemeinsam, von *Fackelträgern* geleitet, in die merkwürdige *Felsenkammer*. Sie stellt vermutlich den Eingang in ein unterirdisches *Flußbett* vor und wird in den vorderen Teilen durch *Lichtschächte*, deren höchster 49 m mißt, stellenweise erleuchtet. Ich photographierte unsre kleine *Expedition* und schoß einen *Klippdachs*, den kleinsten Verwandten des *Elefanten*, der in *Afrika* noch sehr häufig ist, von der Größe eines *Kaninchens* und mit einem ganz hübschen *Fellchen*.⁴⁾ Die drei braven *Hunde* „*Freia*“, „*Schulze*“ und „*Emil*“ aus *Otawi*, waren mit von der *Partie* und apportierten richtig die *Beute* aus dem *Spaltengewirr*. Dann frühstückten wir vor der *Höhle* und ritten noch vormittags bis *Gaub*, wo wir dringend gebeten waren wieder einzukehren. Wir blieben aber nur die heißen Stunden über und ritten nachmittags die gerade *Strecke* nach *Otawi*. *Weiß* hatte auf der *Heimfahrt* dort ein *Hartebeest* geschossen und viele gesehen und wir hofften auch noch etwas zu erwischen. Es wurde aber nur ein *Gemsbock*, mein zweites Stück *Großwild* und wohl mein letztes in diesem Jahre, da die *Schonzeit* begonnen hat.

Das *Tal* ist wieder ganz anders als die bisher gesehenen, wohl zwei Meilen breit, mit einem hellgelben *Streifen* *Grassteppe* in der *Mitte* und rings von dichtem *Laub-* und *Dornbusch* umsäumt. Es fällt in *Stufen* von *Gaub* nach *Otawi* zu und erwies sich nach ein bis zwei *Reitstunden* als schon vor längerer Zeit abgebrannt. *Abgebrannte* *Steppe* aber hat die *Eigentümlichkeit*, auch ohne *Regen* wieder grün zu treiben, und auf diese grünen *Flächen* zieht sich mit

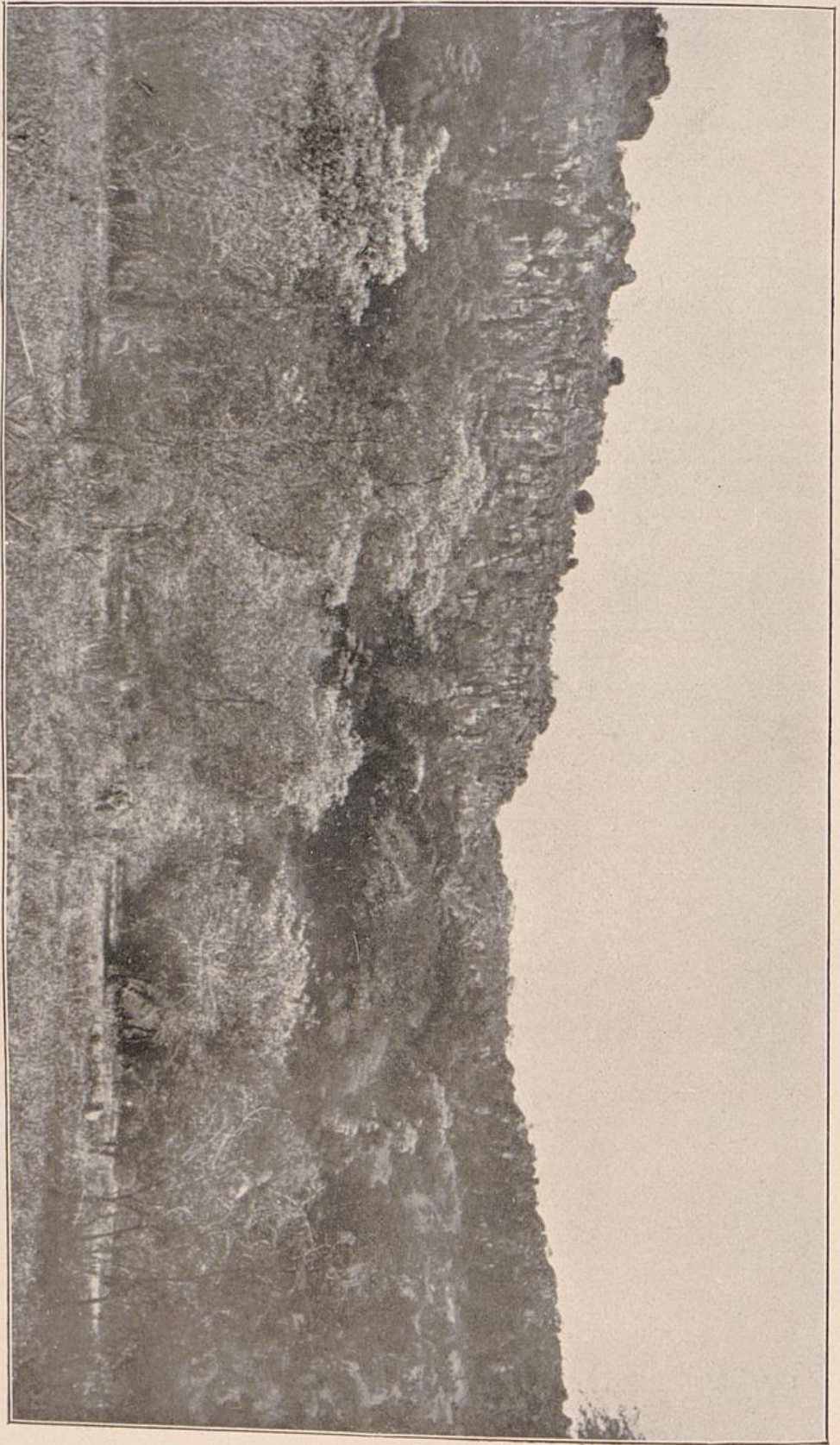
⁴⁾ Zwischen dem niedlichen *Klippdachs* (oder *Klippschliefer*) und dem riesigen *Elefanten* bestehen in der *Tat* keine *Übergangsformen*! D. S.



Ein schattiger Mittagstas (Seite 43)



Der Feigenbaum von Guigab (Seite 57)



Spreeföhndicht am Bartenberg (Seite 67)

Vorliebe das Wild. Eine Schildkröte so groß wie ein Viertelkorb wurde auf der Landstraße spaziergehend überrascht und für den Tiergarten von Otawi lebend mitgenommen. Ein dicker alter Pavian Großpapa hatte seine vier Hände auch lange in unserer Marschrichtung bewegt, war aber nicht mehr zu sehen. Um unser Biwakfeuer herum wanderten allerlei Tierstimmen. Eine, ein ärgerliches Rasseln und Husten und Räuspern, wurde von den Eingeborenen einhellig als die Stimme eines Leoparden gedeutet, dem das Blut der frisch ausgeweideten Tiere — denn auch Linsingen hatte einen Gemsbock geschossen — den Appetit reizte.

Der Leopard ist allen Märcen zum Troß ein harmloser Geselle, der allerhöchstens 'mal ein Kalb schlägt, im allgemeinen aber mit Pavianen und Ziegen zufrieden ist. Unsere Pferde und Maultiere haben wir nicht angepflöckt und sie friedlich und zerstreut weidend wieder vorgefunden. Die Unglücksfälle mit Leoparden passieren stets mit in der Falle gefangenen Tieren. Ein Leoparden- oder Löweneisen wird auf den Wechsel vor ein Stück vom Leoparden gerissenes Vieh oder irgendeinen Köder gelegt. Tritt die Raße darauf, so schließt sich das Eisen um die Pranke und der Leopard muß das schwere Eisen, eine lange Kette und ein an dieser befestigtes Gewicht mitschleppen. Dadurch wird er natürlich langsam, andererseits schwer gereizt. Findet der Fallensteller am nächsten Morgen das Eisen nicht vor, so folgt er mit Eingeborenen und mit Hunden der Spur. Von diesen gestellt und gezaust, wird die Raße immer wütender, und geht nun der Jäger unvorsichtig heran, um seinen Schuß so anzubringen, daß das Fell nicht verletzt wird, so kann man es einem so starken Tier nicht übel nehmen, wenn es angreift. In freier Wildbahn, wie ich jage, begegnet einem freilich selten einmal das Glück, den Leoparden zu Gesicht zu bekommen. Allenfalls wenn er faul und vollgefressen schläft und verdaut. Er ist ebenso harmlos wie der Buschmann, dem man nichts tut.

Am 30. früh verabschiedete ich mich von Linsingen nach einem lustigen Ritt hinter einer Gemsbockherde und lieferte bei Missionar Bedder in Gaub eine prächtige Keule ab als Dank der Gäste, wobei ich dann nochmals mit köstlicher kalter Milch erquickt und mit Bananen, Apfelsinen und prachtvollen frischen Zitronen beschenkt wurde. Mittagsrast hielt ich in Nosib, wo ich den Wagen am 30. Oktober stehen lassen, um nur zwei Tragtiere auf den Jagdausflug mitzunehmen. Erst um 5 Uhr trennten wir uns von dem schönen Tal, ritten erst südlich durch dichten Urwald, aber auf gut gepflegter Straße, dann nach Osten die Berge langsam hinauf und schloßen wohl annähernd 2000 m hoch auf einer vom Präriebrand verschont gebliebenen schönen Grasinsel.

Fünftes Kapitel

Die erste Pad (Fortsetzung)

Grootfontein als Mittelpunkt der reichsten Farmgegend. — Alle Häuser auf Halbmast beslaggt. — Patrouille Geldern bringt einen plötzlich Verstorbenen zurück. — Ansprache des Führers. — Afrikas „große Zeit“. — Vorbereitungen zur Buschmannstreife. — Ein sintflutlicher Regen. — Studium der gefangenen Buschleute. — Ein beglaubigtes Leopardenabenteuer. — Stellung zur Buschmannfrage. — Verhör angeklagter Buschleute durch die Polizei. — Einschüchterung durch Stammesgenossen. — Grausame Sippen Gesetze und ihre Ausführung. — Verborgene und entdeckte Verbrechen. — Abschneiden der Lebensbedingungen. — Praktische Schlussfolgerung. — Minderwertige Elemente der Farmerschaft. — Aufbruch der Geldertruppe in Begleitung des Stabsarztes Dr. Hannemann. — Beschaffenheit des Bodens und Busches nach Norden zu. — Bespannung und Treck der Ochsenwagen. — Wie der Europäer „verburt“ und dann „verkaffert“. — Verteilung der Padarbeit unter die Offiziere. — Am Rande der Omahete. — Abgewirtschaftete Farmen. — Der Polizeijunge Jakob. — Kunst des Spurenlesens. — Die Steppe wird zum Park. Schirmpalmen. — Ideale Reisegeellschaft. — Die schwarze Mamba. — Rast unter dem Feigenbaume von Guigab. — Anbruch der Regenzeit. — Im Omuramba- und Dwambo. — Omuramben und Riviere. — Aufgeben der Streife. — Entdeckung mehrerer Buschmannspuren. — Wettstreit zwischen Martin und dem Polizeijakob. — Die verlassene Werft der Buschleute. — Das halbe Lager gegen den Kudubullen. — Lustiger Fischfang im Omuramba. — Ein böser Tag. — Trennung von der Patrouille. — Wunderbare Wirkung der Regengüsse. — Der Hackinsdorn. — Zwei Originale. — Schwierige Pferdewahl.

Am 1. November erreichte ich über Gernsbocklaagte (der ersten Brennerei von Südwest) Grootfontein. Das liegt noch in den sonst zur Ebene abfallenden Hügeln, 1800 m hoch in dichtem Busch und Garten versteckt. Schon beim Einreiten merkt man, daß man sich dem Mittelpunkt unserer reichsten Farmgegend nähert. Aber auf allen den soliden massiven und großen Häusern wehten Flaggen, alle halbmast. Mir kamen allerlei wüste Gedanken. Man hatte so wenig aus Deutschland gehört, meist nur von Zeppelin-Unfällen und ähnlichem! Schließlich erfuhr ich, daß die erst am 2. er-

wartete Patrouille Geldern schon am 31. vorzeitig und mit einem Toten heimgekehrt war. Nicht etwa die Buschmänner hatten ihm etwas zuleide getan, sondern er hatte, trotzdem er seit zehn Jahren im Lande und ein alter vernünftiger Unteroffizier war, eine als Giftschlange erkannte Natter angefaßt und war am Biß gestorben. Meine erste dienstliche Tätigkeit wurde so die Teilnahme an einem Begräbnis. Prächtig machte Geldern seine Sache, als er nach Abschluß der kirchlichen Feier vortrat und seinen 30 gelben Jungen¹⁾ mit wenigen packenden Worten das Wasser in die Augen trieb und den geliebten Kameraden ehrte. Nach afrikanischer Sitte wurde scharf übers Grab geschossen und die Kugeln flogen weit hinaus in die unendliche schweigende Steppe, die den Hügel von Grootfontein auf der Seite des Kirchhofs, eben wie ein großes Meer, bis zum Horizont umgibt. Der Sergeant war, wie Geldern sagte, einer unsrer letzten Kameraden, die noch „Afrikas große Zeit“ mitgemacht hatten. Es lebt eine halb wehmütige, halb grimmige Erinnerung in der Truppe an die Jahre, wo sie noch alles war und all das andere weiße Volk im Lande nur bat und flehte, man möchte ihm helfen. Die Unterstellung unter die Zivilbehörde und die unerquicklichen Elemente innerhalb der Farmerschaft scheinen dem Truppenoffizier mehr als ich dachte auf die Nerven zu fallen. Daß die Buschmannstreife den Ehrgeiz unsrer Leutnants nicht befriedigt, kann man wohl begreifen. Über ihre Notwendigkeit aber ist man selbst hier, im Zentrum der angeblich gefährdeten Gegend, sehr verschiedener Ansicht. Ich brenne darauf, mir ein eigenes Urteil zu bilden und in Windhuk demgemäß wirken zu können.

Am 5. November rücke ich also im Gefolge der Patrouille Geldern, aber nicht als aktiv Beteiligter, und in Gesellschaft des Stabsarztes Dr. Hannemann von hier aus und komme etwa am 17. wieder hier an. Auf die Gegend: die Wälder wildwachsender Palmen, die merkwürdigen „Omurambas“ und die Sanddünen der nördlichen Omahaka, bin ich sehr gespannt, und vielleicht wird dies der interessanteste Teil meiner Reise. Dann geht's mit Bahn über Otawifontein zurück nach Otjiwarongo, von dort zur vierten Kompanie nach Okanjande und zum Schluß noch einmal Pad über Waterberg nach Windhuk. Großartig, nicht wahr?

Übrigens sehe ich schon selbst aus wie ein Kaffer und bin im Anzug schon ähnlich abgerissen. Aber das schadet nichts auf Pad, so lange die Sachen sich noch waschen lassen.

E h u d i b , 10. November.

In Grootfontein wurden es schließlich fünf volle Ruhetage dadurch, daß es am 5., an dem wir nachmittags abreiten wollten,

¹⁾ „Gelb“ natürlich von der (Khaki-) Farbe der Uniform. D. S.

sindflutartig zu regnen anfang. Durch diesen glücklichen, im November ziemlich unerhörten Zwischenfall gelangte ich noch in den Besitz meiner Post. Übrigens waren die Tage in Grootfontein keineswegs verloren. Ich habe viel über Buschleute gehört und gelernt, an den Gefangenen gesehen und erlebt. Dann mehrere nette und einige üble Menschen kennen gelernt und mich auch äußerlich der Zivilisation wieder genähert, so weit man das durch Wäschewaschen und ähnliche Dinge vermag. Wir waren einen Abend beim Regierungsarzt und einen andern beim Vertreter des Bezirksamtmanns v. J. (der selbst auf Heimatsurlaub abwesend war) eingeladen. Der Arzt hatte schon seit dem Kriege mit der Truppe verkehrt. Seine Gattin, kränklich, wie die meisten deutschen Frauen hier, war zur Erholung in Swakopmund; eine mit Schnurrbart und Bassstimme begabte, aber sonst sehr nette Hausdame vertrat sie. Es war für Afrika sehr opulent, gemütlich und anregend. Gelegentlich des Abendessens beim Bezirksamtssekretär hörte ich zum erstenmale ein beglaubigtes Leopardententeuer, und zwar mit einem in Freiheit befindlichen Tiere. Herrn L.s Hunde hatten die Raute auf einem Baume gestellt, und er ging heran, in dem Glauben, daß sie auf dem Ast sitzen bleiben werde. Diese aber, vor die Wahl zwischen Hundezähnen und Mensch gestellt, sprang herunter und griff ihn an. Er scheint kein großer Jäger zu sein und schoß vorbei, bekam Sand in die Mündung, zersprengte sein Gewehr beim nächsten Schuß und ließ sich schließlich wohl oder übel auf einen Faustkampf ein, bei dem er einen steifen Finger einhandelte. Der Leopard wurde am Ende von Eingeborenen mit Knütteln totgeschlagen. Immerhin kann ich auch diesmal nicht zugeben, daß Leoparden gefährlicher als Löwen sind — vielleicht weniger feige als der „König der Tiere“, von dem man hier auch allerlei hört, was wenig zum Märchenbild unserer Schulbücher paßt.

In der „Buschmannfrage“ habe ich mich schwer, aber schließlich doch überzeugen lassen, daß es alles ziemlich üble Gesellen sind, mit denen aus Gründen der Kultur einmal keine Umstände gemacht werden können. Keinesfalls durfte sich die Truppe dem Ansuchen um Hilfe entziehen. Am lehrreichsten waren die Unterredungen mit Urner, dem ältesten Polizeibeamten des Bezirks. Ich wohnte auch einem Verhör bei. Der Dolmetsch war ein in Polizeidiensten stehender Buschmann — Vater: Heigum, Mutter: Kalahari oder Kung. Da beide Stämme in tödlicher Feindschaft leben, ist es begreiflich, daß der Bastard im Dienste der Weißen steht. Er sah intelligent und, wie alle bisher gesehenen Buschleute, nicht so roh aus wie die meisten Schwarzen. Immerhin verfuhr er nicht gerade liebenswürdig mit dem Gefangenen. Der benahm sich ungefähr so wie ein Schuljunge, log ebenso dumm wie ausdauernd, und hätte mit seiner fliehenden Stirn und dem halb

ängstlichen, halb wütenden Gesichtsausdruck jedes Verbrecheralbum geziert.

Der Wachtmeister fragte sehr geschickt. Um ein paar handgreifliche Lügen nachzuweisen, wurden einige Zeugen gegenübergestellt, die beide gleichzeitig eingelassen wurden: eine alte Buschmanns Großmutter, vielleicht 120 cm groß, mit dem kleinen verhäugelten schlauen Gesicht einer bejahrten Zigeunerin, und zwei junge, für hiesige Verhältnisse hübsche Weiber. Die erste Antwort der alten Dame auf die Frage: „Kennst du den Angeschuldigten?“ belastete diesen schwer, da er eben eine Geschichte erzählt hatte, die jede Beziehung zu der Sippe der Gefragten ausschloß. Es genügte aber auch ein wahrhafter Menschenfresserblick aus den vor Wut herausspringenden Augen des Angeklagten, um die Antwort zu korrigieren. Die kleine Alte machte ein überzeugend törichtes und nachdenkliches Gesicht, und ohne mit einer leisen Bewegung zu verraten, daß sie eingeschüchtert sei, sagte sie, daß sie sich geirrt habe. Als der Wachtmeister jetzt den Mann mit dem Gaunerblick gegen die Wand lehrte, benutzte die Kleine den Moment, wo sie sich hinter dem Rücken des Dolmetschers verborgen glaubte, um die Hand gegen die beiden andern Zeugen zu heben. Ich saß im Hintergrund und konnte deutlich sehen, wie die Hand sich spreizte, die Finger einzeln ohne jede Hast oder Überstürzung jeder ein Zeichen machte. Von diesem Augenblick an sagten alle vier übereinstimmend und ohne den leisesten Widerspruch untereinander aus. Am meisten Spaß machten mir dabei die Weiber, die mit einer gewissen frauenhaften Würde ihre augenscheinlich faustdicken Lügen aufstichteten, ohne je ihre Haltung zu verlieren oder ihre Rolle zu vergessen. Am selben Nachmittag hat derselbe Mann vor andern Zeugen, mit denen eine Verständigung vereitelt wurde, alles zugegeben und Dinge ausgesagt, die wieder ganz fernliegende und bisher ungeklärte Sachen beleuchteten und teilweise aufklärten.

Die Leute sind zweifellos Opfer der Verhältnisse, wehren sich aber ebenso zweifellos mit Mitteln, die sie selbst für unrecht halten. Ihre eigenen Gesetze sind derart, daß ein Kind, das im Gebiet der fremden Sippe beim Wurzelsuchen abgefaßt worden ist, der eigenen Familie zugeschickt wird mit dem Befehl es zu töten — und getötet wird. Also die Buschmannsbegeisterung ist auch nicht das Richtige. Einem eigenen Stammesgenossen, der als Viehwärter auf einer Farm arbeitete und ihnen nicht erlauben wollte, Farmervieh zu schlachten, haben die Leute einen Holzpflöck durch den Hals getrieben und ihn an diesem Pflöck hoch in einen Baum gehängt, bis er da oben verstarb. Dagegen sind die angeblichen Verbrechen an Weißen, wie gewöhnlich, stark übertrieben. Vor Jahr und Tag haben sie einen Polizeibeamten, der mit andern zusammen ihre Werft umstellt hatte, um sie als Viehdiebe festzunehmen, mit Giftpfeilen erschossen — wer regt

sich darüber auf, wenn in Berlin ein schwerer Junge den festnehmenden Beamten niederknallt? Berufsunfall! Dann haben sie einen Farmer, der sie von ihrer Wasserstelle verjagt und damit heimat- und rechtlos gemacht hatte — wären sie doch in andern Gebieten von den eigenen Volksgenossen zum Tode verurteilt worden — regelrecht zu vergiften beschlossen und durch die Buschleute, die er auf seiner Farm und in seinem Hause als Arbeiter und Dienstboten beschäftigte, das Verbrechen auch ausgeführt. Weniger tragisch zu nehmen sind ihre Viehdiebstähle in Gegenden, wo die Besiedelung ihnen die Jagd unmöglich macht. Aber natürlich führen diese Viehdiebstähle gerade zu dem Zorn und den daraus folgenden Übergriffen der Ansiedler, die sich nachher wieder „bedroht“ fühlen. Endlich sind durch Aussagen von Buschleuten, die den Tätern feind waren, Verbrechen herausgekommen, wie Überfälle schlafender Dwamboarbeiter, sowie zweier weißer Männer, die, vermutlich um Vieh über die Grenze zu schmuggeln, auf unbegangener Pfade sich in unbesiedelte Gebiete gewagt hatten. Man hat die Gebeine gefunden und die Fälle sind unbedingt als einfacher Raubmord aufgeklärt. Die afrikanische „Story“ hat natürlich längst „menschenfressende Buschleute“ daraus gemacht. Die Mörder sind, gerade wie bei uns, teilweise gefangen worden, teilweise entwischt; die Gefangenen sind teilweise geständig, teilweise überführt, schuldig oder unschuldig, ganz wie zu Haus, bloß daß man die, denen man nichts nachweisen kann, nicht wieder laufen läßt, sondern zwangsweise aus dem Bezirk, in dem ihnen doch ihre natürlichen Lebensbedingungen durch die Besiedelung entzogen worden sind, entfernt. Daß das ohne Hilfe der Truppe nicht möglich war, ist einerseits bedauerlich, andererseits dem Weiterbestehen der Truppe, die dauernd verringert werden soll, vorteilhaft. Jedenfalls gewinnt man bei näherem Hinsehen die erfreuliche Gewißheit, daß hier weniger Unrecht geschieht, als man bei flüchtigem Einblick anzunehmen geneigt ist.

Wider erfreulich war der Eindruck, den ein Teil der Farmerschaft, besonders der stark unter dem Einfluß des Alkohols stehende Nachwuchs machte. Dazu gehörten vier junge Bengel, die mit eigenen Pferden, zum Teil greulichen Schindern, am 6. früh auf den Zugabgang warteten, um als „Herrenreiter“ am „Rennen“ in Omaruru teilzunehmen. Für die halbtägige Fahrt dorthin nahmen diese entzückenden Landsleute zwei „Schachteln“ Bier, also 96 Flaschen mit ins Coupé!

An diesem Tage ging's endlich weiter: 4 Offiziere, 3 Unteroffiziere, 22 Reiter, 11 Eingeborene, 64 Tiere. Dr. Hannemann begleitete uns, da nach dem Tode des Sergeanten die Patrouille nicht mehr ohne Arzt ausrücken sollte. In der Eingeborenenwerft von Grootfontein sahen wir noch ein für diese schwarze Gesellschaft wirklich hübsch gemachtes Kinderspielzeug, einen voll be-

spannten Ochsenwagen in allen Teilen aus Lehm und Straßenschmutz geknetet, ein wahres Museumsstück, wenn's beständig wäre.

Die Fläche um Grootfontein — wir rückten ziemlich genau nach Norden — ist guter Farmboden, und in den lichten Buschbestand sind einzelne, aber noch nicht hochstämmige Fächerpalmen eingestreut. Der Busch enthält meist dornenfreies Laubholz und ist deshalb leicht zu durchstreifen. Wir überholten einen Farmer, der als Reserveoffizier oben auf seinem zwölfspännigen Wagen thronte und im langsamen Ochsentempo aus der Großstadt nach seiner Farm zurückkehrte. Er war merkwürdigerweise nüchtern und grüßte sogar. Die Ochsen machen täglich drei Trecks, einen vor, einen nach der großen Hitze und einen nachts. Jedesmal werden sie ausgespannt und auf Weide getrieben, ein ziemlich schweres Stück Arbeit. Der Mann sah etwas unzivilisiert, aber ganz tüchtig aus. Leider — hier sagt man „natürlich“ — hatte er außer seinen Ochsenjungen auch ein schwarzes Weib auf dem Wagen. Dauert das Leben ein paar Jahre, so „verburt“ der Europäer, um schließlich zu „verkaffern“. Diese neuen Raffern aber fühlen sich am wohlsten, wenn sie gar nichts andres mehr zu sehen bekommen als schwarze Landsleute und ihre Schnapsflasche.

Wir schliefen prächtig auf einer hübschen Grasfläche, etwa 16 km nördlich Grootfontein.

G ü i g a b , den 11. November.

Das Padleben mit der Truppe ist erheblich bequemer als die Alleinreise. Die einzelnen Strecken²⁾ sind mit Rücksicht auf das schlechtere Durchschnittspferd kürzer, Ruhetage sind notwendig und im Bivak ist die Arbeit geteilt. Der Jüngste kocht, der Patrouillenführer trifft die Anordnungen für Weide, Futter, Tränke und Abmarsch. Der Stabsarzt und ich machen uns nach Belieben nützlich, ohne daß es gerade darauf ankommt. Man lebt natürlich auch viel billiger, woraus allerdings die löbliche Intendantur entsprechende Schlüsse zieht. Mein Reisegepäck und seine Einteilung gestaltet sich täglich praktischer. Martin ist jetzt auch darauf eingefuchst und es beginnt bereits an Hofjungenärger zu mangeln.

Am 7. marschierten wir über die Wasserstellen Aukos und Karuchas bis 4 km südlich der großen, zurzeit trockenen Bley³⁾ Tsebeb. Der Weg war ziemlich schauerlich, verwachsen, daß einem die Dornen die Ohren halb abrissen, voller Steine und Löcher. Alle die zahlreichen Wasserstellen hier am Rande der Omahete

²⁾ Wieder „Trecks“ genannt.

³⁾ Kapholländische Bezeichnung der meist ausgetrockneten kleineren Wasserläufe.

D. S.

D. S.

sind schon Sitze von Farmern gewesen, aber meistens wieder verlassen worden, nachdem die Käufer abgewirtschaftet hatten. Zerfallene Wellblechbuden und dachlose Häuschen finden sich fast an jeder einzelnen. Der Polizeibeamte des Distrikts stieß mit seinem Jungen Jakob, einem Eingeborenenpolizisten in Uniform, zu uns, um uns als Führer zu dienen. Auch von Gelderns Schwarzen sind mehrere nur wegen ihrer Meisterschaft im Spurenlesen mitgenommen worden, und mein Martin stellte sich im Laufe der Zeit als der besten einer heraus.

Esebeb ließen wir rechts und wandten uns ziemlich nordwestlich weiter nach Guigab. Die Steppe nahm jetzt mehr und mehr den Charakter eines Parks an. Prachtvoll gewachsene einzelne Bäume erheben sich hier und da, umgeben von lichtem Buschwerk, einzelnen Fächerpalmen und schönen Grasflächen. Weiter nordöstlich von unserem Wege soll die Landschaft öfters geradezu künstlerisch angelegt erscheinen. Ein flacher Hügelrücken, der sich hier vorlegt, trägt im Busch verstreut hochstämmige Schirmpalmen, die recht hübsch aussehen, wenn ich auch Gelderns Begeisterung über dieses „echt afrikanische Bild“ keineswegs teilen kann. Strammer Soldat aus einer seit Generationen nur Offiziere liefernden Familie, ist unser Patrouillenführer entsprechend gesinnt und erzogen, aber sichtlich von Afrika arg enttäuscht. So ein bißchen mehr Palmen und Löwen glaubt er entschieden beanspruchen zu dürfen. Auch sein Auftrag Buschleute zu fangen macht ihn offenbar nicht überglücklich. Und soweit sein gutes Herz dabei mitspricht, hat er ja auch wohl recht. Der ihm unterstellte Leutnant ist groß und baumstark, aber zugleich ein heller Kopf und ein sehr lebenswürdiger und angenehmer Mensch, daher auch ein willkommener, niemals störender Reisegefährte. Unser Stabsarzt ist für einen alten „Drlogsmann“⁴⁾ bemerkenswert einfach, schlicht und umgänglich. Dabei hat er viel erlebt und gesehen, erzählt witzig und interessant, hat gerade die Buschleute studiert und alle aufzutreibende Literatur über Südwest seit Jahren gesammelt. So lernt man viel und auf angenehme Weise. Alles in allem ist also meine Reisegeellschaft ideal.

Unter einer schönen Palme versammelte sich die Patrouille, um von mir photographiert zu werden. Dabei wurde eine „schwarze Mamba“, die gefährlichste Giftschlange des Sandfeldes, aufgestöbert und, da sie sich auf einen Baum geflüchtet hatte, meine Hilfe in Anspruch genommen, um sie mit einem Schrotschuß zu erlegen. Das ist eine ganz sichere und gefahrlose Art, das Zeug, auf das sich nach dem Tode des Sergeanten der Zorn der Reiter noch mehr als früher konzentriert, aus der Welt zu schaffen.

⁴⁾ „Drlog“ (spr. Doorloch), holländisches Wort für „Krieg“ (vgl. Drlogschiff). Im besonderen — und so hier — wird damit der große Hereroaufstand von 1904 bezeichnet.

Nach geschehenem Mord wurde sie abgezogen und das 2 1/2 m messende Fell mir dediziert. Sie ist mehr merkwürdig als hübsch, aber immerhin ein ganz annehmbares Reiseandenken. Zum Schluß kam auch die Aufnahme noch zustande. Hoffentlich sind die unterwegs gemachten Bilder einigermaßen gelungen, was ich aber erst in Windhuk feststellen kann.

In Guigab hielten wir eine sehr gemütliche Mittagsrast unter einem großen Feigenbaum, demselben, der mich auch heute wieder beim Schreiben beschattet. Da Farmer nicht erreichbar sind, handelte es sich um Fleischbeschaffung. Die Truppe darf, wenn sie fünf Tage auf anderem Wege kein frisches Fleisch erwerben kann, auch in der Schonzeit jagen, und so wurde mir der ehrenvolle Auftrag ein Stück Großwild zu schießen. Dem Weitermarsch fehlte auf diese Weise niemals die angenehme Spannung der Jagd. Doch mußten wir zwischen zwei Wasserstellen, Chuns und Goais, übernachten, ohne daß ich etwas Besseres als Perlhühner aufgetrieben hätte. Der Weg hörte dann mehr und mehr auf erkennbar zu sein. Marschierten wir bei Dunkelheit, so mußte der Polizeijakob führen. Sonst ritt ich meist voran, schon weil ich die besten Pferde mithabe. Hoffentlich halten sie beide aus. Die Regenzeit ist angebrochen und damit die „Sterbegefahr“. Die Gelehrten sind sich bloß noch nicht einig, ob es die „große“ oder die „kleine“ Regenzeit ist. Naß geworden sind wir fast täglich. Tagsüber ist das bloß eine angenehme Abwechslung, denn man trocknet in wenigen Minuten. Nachts ist es schon übler, aber man breitet die zweite wasserdichte Decke über das ganze Lager und schläft auch darunter wundervoll. Für schlimme Fälle habe ich auch ein Zelt mit, das aufzuschlagen aber nur bei strammen Güssen lohnt.

Siebis, den 12. November.

Das Ziel der Patrouille war der Dmuramba-u-Dwambo, an dem sie bei ihrer letzten Streife die Herren Buschleute nicht zu Hause angetroffen hatte. Während die Haupttruppe erst um 5 Uhr folgte, ritt ich mit einer von Geldern geführten kleinen Abteilung um 3 Uhr auf Chudib los, wo wir aber weder Wild noch Buschmänner fanden. Dann ging's im Dmurambabett nach Westen bis zu einer kleinen Wasserstelle Guinab. Die Dmuramben sind auch eine ganz merkwürdige und nicht recht aufgeklärte afrikanische Naturerscheinung. Reisende, die vor hundert Jahren das Land sahen, schildern sie noch als stark fließende Ströme. Jetzt sind sie wohl noch wasserreicher als die gewöhnlichen „Riviére“, die nur wenige Tage, unmittelbar nach starken Regengüssen, „abkommen“, aber den größten Teil des Jahres sind sie doch leer und haben nur in einzelnen oft künstlich gegrabenen Vertiefungen Wasser für Mensch und Tier. Das Flußbett, rechts und links

von grünen Bäumen eingefast, ist mit köstlichem Weidegras bestanden. Keins der untersuchten Wasserlöcher zeigte Buschmannspuren. Allerdings wurde auch nicht mit allzugroßer Inbrunst gesucht. In Guinab beschloß Geldern deshalb die Streife als zwecklos aufzugeben, da die Buschleute entweder vor der Truppe geflüchtet seien oder im Sandfeld nach den ersten Regengüssen genügend Wasser gefunden hätten, um nun unerreichbar zu sein. Die Patrouille ging also im Bett des Omuramba nach Chudib zurück, wo das Gros gegen 7 Uhr 30 Minuten eintreffen mußte. Wir beide wollten am Nordufer noch pirschen gehen, um, wenn möglich, Fleisch für die Leute und uns zu schießen. Aber schon nach hundert Schritten fand Martin eine frische Buschmannspur, dann noch eine, und schließlich fünf. Es waren ein für Buschleute ungewöhnlich großer Mann, ein zweiter, normaler, der aber Feldschuhe anhatte, zwei mittelgroße Personen, vermutlich Weiber, und ein Kind. Während Geldern die Patrouille wieder zurückrief und auf die Spur setzte, hielt mir Martin Vortrag, warum das alles nur so sein könne. Was mag der Bursche schon erlebt haben als freier Héerosohn! Wenn er so vor uns her in der aufgefundenen Richtung lief, ohne Zögern vorwärts eilend oder ab und zu einen prüfenden Blick in den Busch vorwärts und seitwärts werfend, war er ein ganzer Kerl. Der Polizeijakob, auch Héero, aber doch Beamter, war in tiefster Seele gekränkt, daß nicht er, sondern Martin die Spur gefunden hatte, und rannte, ab und zu argwöhnisch wie ein neidischer Rötter auf den Mitbewerber schielend, den Weg dahin, auf den er angelegt war. Beide liefen ziemlich parallel, dreißig Schritte auseinander und bald in dichten Dornbusch eintauchend. Aber Jakob sah sich so lange nach Martin um, daß ihm der nicht zuvorkäme, bis er seine Spur verlor und entsprechend ausgelacht wurde. Wir kamen schließlich in eine Werft von drei Hütten, besser Windschirmen, und später zu einem hohlen Baum, einem künstlich angelegten Wasserbehälter, der Buschmannsmarken zeigte. Aufgestapeltes Brennholz und Haufen von Nahrungsresten bewiesen, daß die Familie hier lange gewohnt hatte. Nach übereinstimmender Ansicht der Sachverständigen, also hauptsächlich der Schwarzen, war aber auch von hier Vater und Kind schon vor der letzten Nacht aufgebrochen und weiteres Folgen daher zwecklos. Wir schnitten nun, nach Süden lenkend, den Omuramba und ritten an ihm entlang wieder bis Chudib, wo wir das Gros antrafen nebst einem von Lyncker geschossenen Wildschwein und einem kleinen Bock. Es gab insofgedessen gut zu essen, bei so vielen Menschen war es aber lange nicht genug. Ich ging deshalb mit Martin pirschen, sah auch viel Interessantes in Busch und Flußbett und kehrte, leider ohne Beute, aber mehr als befriedigt nach dreistündigem Marsch ins Lager zurück.

Als ich am nächsten Morgen in leichter Toilette beim Kaffee

saß, wurde plötzlich gemeldet: „Bastard-Gemsbock in Sicht!“ Das ist ein schon recht seltenes Wild und ich rannte natürlich, wie ich war, in der bezeichneten Richtung los. Leider, denn auf diese Weise kriegte ich ihn nicht. Es war ein ganz reizender Anblick. Unsere Pferde und Maultiere standen dicht gedrängt auf der einen, ein prächtiger Kudubulle, der Hirsch Südafrikas, auf der anderen Seite. Beide Parteien beäugten sich neugierig. Die im Dienste des Menschen stehenden Tiere sichtlich mit Ehrfurcht vor dem freien Hirsche der Wildnis. Zum Unheil für die Jagd begleitete mich das halbe Lager; bloß der einzige, den ich brauchen konnte, Martin, blieb, wohl in der Überzeugung, daß das doch nichts werden könne, im Hintergrund. Bis ich die Jagdgäste zum Zurückbleiben veranlaßt hatte und selbst auf Schußweite herangekommen war, hatte mich natürlich der Kudu erkannt. Er schlug einen großen Bogen, so daß er die Sonne im Rücken hatte, und nun konnte er mich mit meinem hellen Anzug bequem beobachten und sich zurückziehen, sobald ich in drohende Nähe kam. Und trotzdem Martin mich wieder glänzend führte, blieb der Kudu der Klügere. Wir verfolgten dann noch frische Spuren von wirklichen Bastard-Gemsböcken und stellten fest, daß diese trotz Anwesenheit der Truppe nachts am Wasser gewesen waren.

Eine sehr lustige Episode bildete noch der Fischfang im Omuramba. Schon eine frühere Patrouille hatte festgestellt, daß einzelne der Wasserlöcher Fische enthielten. Vermutlich hat einmal in einer starken Regenperiode der Omuramba durch das ganze Sandfeld hindurch bis zu den stets fließenden Gewässern an der portugiesischen Grenze Wasser geführt und die Fische sind so stromauf gekommen. Tatsächlich holte einer der Schwarzen, nachdem er stundenlang stinkenden Schlamm aus dem Loche geschöpft hatte, schließlich zwei Welse heraus, die wir zum Abendbrot aßen und sehr wohlschmeckend fanden. Rasend komisch benahmen sich dabei die Séreros, die für Fische und Schlangen nur einen Ausdruck und die gleiche Verachtung haben und sich schrecklich fürchteten, den schleimigen Wels im Wasser anzufassen.

Am 10. nachmittags marschierten wir wieder bis zur letzten Raststelle bei Chuns zurück und am 11. früh trafen wir die Tsumeber Polizei unter dem wohlbekanntem Feigenbaum von Guigab. Wir sind jetzt in kleinen Märschen unterwegs, weniger, um Buschleute zu fangen, als um in Buschmannsgebieten die Truppe zu zeigen. Wir hoffen allgemein, daß wir auch weiterhin keine zu sehen bekommen. Otjikoto und Guinas sind Sammelstellen westlich von Tsumeb, wo noch Buschleute wohnen dürfen. Dort werde ich meine bisherigen Begleiter zu Bier einladen, das mein Wagen heute von der Station holt, um dann geradeswegs nach Otawifontein zurückzutreten und dort meine planmäßige Reise wieder aufzunehmen.

Oka handja, den 19. November.

Der 13. war ein ziemlich übler Tag. Ich hatte mir vielleicht mit der Jagd am Omuramba zu viel zugemutet, vielleicht zu lange in der Hitze gestanden, vielleicht mich ein bißchen erkältet, jedenfalls war ich zerschlagen und mißmutig und konnte kaum auf dem Pferde sitzen. Nun war der 13. ein besonders schwüler Tag, wie sie hier wegen der Trockenheit ganz selten sind und einem dann um so mehr auf die Nerven fallen. Unser Führer verließ sich und statt die kühlen Stunden zum Vorwärtskommen auszunutzen, mußten wir warten, bis es hübsch heiß geworden war. Geldern verritt sich und mußte gesucht werden, der Weg selbst war viel länger als aus der Karte und sonstigen Angaben entnommen werden konnte. Kurz, es war ziemlich zum Ausderhautfahren.

In Otjikoto trafen wir endlich Wasser, Bier und Regen gleichzeitig. Aber an dem Tage kam ich auch dann nicht wieder in die Richte.

Am 14. früh trennte ich mich von der Patrouille, beiderseits, wie ich glaube, befriedigt. Die Herren ritten über Tsumeb nach Grootfontein, die Strecke, die ich schon kannte; ich ritt gerade nach Süden über Bobosberg, Korab,⁵⁾ Sargberg nach Otawi zu Linsingen, um am 18. den Zug nach Otjiwarongo zu erwischen. Diese letzten Tage im hohen Norden waren noch besonders schön. Unter dem Einfluß der fast täglichen Regenfälle waren alle Büsche grün geworden; die Berge, bis zum Gipfel mit dichtem Laubholz bestanden, sahen gar nicht mehr recht afrikanisch aus. Viele Sträucher standen in Blüte: lange glühende Rispen wie von gelben Kastanien traten hervor, zierlich hängende Käzchen, von Bienen umschwärmt, und hier und da auf harmlos aussehendem Buschwerk unwahrscheinlich große und fremdartige Blumen. Der greuliche Hackinsdorn (von den Buren „Wart' ein bißchen“ genannt, weil man nur durch geduldiges Stillstehen und Ablösen der einzelnen Dornen unzerrissen wieder herauskommt) verbarg seine kleinen Widerhaken oft im dichten grünen Pelz winziger Akazienblätter. Hier wogte die hohe gelbe Grassteppe, in der Trockenzeit unverbrannt, leuchtend zwischen den grünen Bäumen; dort waren die abgebrannten Flächen mit dichtem grünem Rasenteppich bedeckt, auf dem dicke Büschel roter Lilien sich abhoben. Die Eingeborenen schmückten ihre Hüte mit flammenden Blüten, die Tiere freuten sich der grünen Weide und wir uns der herrlichen Gebirgsluft. Mit dem Raßwerden hatten wir auch unverdientes Glück. Ringsum gingen Gewitterschauer nieder und wir hatten nichts davon als die Erfrischung, Regenbögen und herrliche Sonnenunter- und -aufgänge.

⁵⁾ Bahnstation, auf der am 9. Juli 1915 die Kapitulation der Schutztruppe abgeschlossen wurde.
D. S.

Ein paar Originale lernte ich noch kennen in dem Pumpenwörter von Otjikoto, einem richtigen tüchtigen Berliner, witzig und großmüthig und fidel, aber was dahinter, und einem Farmer und Gastwirt in Korab. Linsingen traf ich am Sonntag früh noch in den Federn; dafür gab er mir auch eine Menge reizender Briefe und Karten von euch, sowie eine Verfügung Heydebrecks, nach der ich mir unterwegs bei den Truppen ein Pferd aussuchen darf. W i e d e r eine große Liebenswürdigkeit des Kommandeurs, denn die v. Strubeschen Pferde, die ich sonst erben würde, sind so klein wie ihr bisheriger Reiter, also bei aller Niedlichkeit für mich wenig geeignet. Nun heißt's allerdings: „Wer die Wahl hat, hat die Qual.“ Ich sah mir gleich bei Linsingen von früh bis spät Pferde an, aber natürlich hat auch das beste Schattenseiten und das häßlichste Vorzüge. Außerdem benutzte ich meine Zeit, um zu schwimmen (was ich nun wohl zwei Jahre lang werde entbehren müssen), auszuschlafen, Wäsche waschen und Haar schneiden zu lassen, und schließlich mußte ich mich selbst vor dem Spiegel über mein weltmännisches Aussehen wundern.

Sechstes Kapitel

Die erste Pad (Schluß)

Ein netter Ostpreuße. — Verdorbene Konserven. — Der Menneberg. — Nach Djiwarongo zu Hauptmann v. Boemken. — Günstiges Reisewetter. — Anregende Unterhaltungen. — Ein schön ausgebauter Truppenposten. — Vier Sorten Maschinengewehre. — Leutnant Schumann. — Gefangene Hottentotten. — Die Musterfarm Djosóngo-Muingo am Kleinen Waterberg. — Eine hervorragende Mitarbeiterin. — Aussichten der einwandernden „Damen“ auf Stellung oder Heirat. — Aufstieg auf den Kleinen Waterberg. Aussicht auf den Großen. — Paß Dmuwerume. — Polizeidepot Waterberg. — Ein reizendes Schwimmbad. — Auf und ab den Großen Waterberg. — Überall unvergleichliche Herrlichkeit der Natur. — Gefechtsfeld von Hamakari. — Besuch der Gräber. — Wasserlöcher und Lagerplatz des Feindes. — Andenken vom Schlachtfeld. — Nesterbau und Gesang der Webervögel. — Die Maultiere als Durchbrenner. — Die große Waterberg-Pad. — 40 Kilometer Morgenritt. — Eine zweite deutsche Farm. — Afrikanische Milchgewinnung: Kampf der schwarzen Melkerin mit Kalb und Kuh. — Aufwärts den Dmuramba-u-Dmatáko. — Der Dmatákoberg. — Grassteppen. — Ein lustiger Jagdgalopp. — Der schlimmste Tag im Schutzgebiet: Krankheit und Ritt durch schatten- und wasserlosen Dornbusch. Fliegenplage. — Dwikóróro und Dwiúmbo. Böse Erinnerungen. — Gräberfelder ringsum. — Stammesfrage der Hétero: Kamarembi und der Große Geist. Untergang des Volkes. — Eitelkeit der Hétero. — Über dem Swakoptal. — Letztes Mittagmahl im schönen Djosásu. — Brüder von der Landstraße. — Die Stehtragenede. — Einkehr und Ablagerung des Reifestaubes in Dlahandja. — Mit dem Schnellzug nach Káribib. Ritt nach Johann Albrechts-Höhe. — Rückkehr nach Windhuk. — Der neue Kommandeur des Nordbezirks.

Ein sehr netten Menschen lernte ich noch in einem Privatlandmesser Volkmann¹⁾ kennen, der in diesen Tagen ebenfalls der Gast Linsingens war. Ein allerliebster Ostpreuße, der den Norden der Kolonie seit sieben Jahren vermißt, sich schon eine bildschöne Farm erspart hat und in jeder Weise angenehme Gesellschaft war. Um unsren Wirt einigermaßen für die Lasten der Einquartierung schadlos zu halten, schenkte ich ihm eine halbe Schachtel Bier und

¹⁾ Während des Krieges 1915 im Oranje ertrunken. Die näheren Umstände waren nicht festzustellen.
D. S.

steuerte eine Büchse Früchte zur Verpflegung bei. Das Bier war gut, blieb aber ziemlich ungetrunken, da sich Linsingen — ausgerechnet der zu Ehrendel — an meiner Spende den Magen verdarb. Es ist so ziemlich das Unwahrscheinlichste bei Konserven, daß Früchte ihren Normalzustand verändern, aber gerade diese Büchse mußte schlecht sein. Weniger leid als der arme Linsingen, dem es 24 Stunden recht schlimm erging, tat mir der gute Martin. Ich hatte ihm den Rest des Obstes zum Wegschütten gegeben mit dem Bedeuten, daß es ungenießbar sei. Er aß aber alles auf, mit entsprechendem Erfolg.

Von Bolkmann lernte ich noch Interessantes über afrikanische Geographie. Ich erzählte ihm von meinem Bivak am „Menne-Berg“, wobei er im Namen seines verstorbenen Dackels dankte. Er hatte den Berg, bei dessen Aufnahme sein Hund entschlafen und auf dem er beerdigt ist, vor vielen Jahren „Männe-Berg“ genannt. Jetzt heißt er schon so auf den Karten und in zehn Jahren vermutet wahrscheinlich ein Sprachforscher in dieser Bezeichnung einen verschollenen Buschmannausdruck.

Am 18. November fuhr ich, den Koffer voll weißer Wäsche und auch sonst „renoviert“ von Otawi nach Otjiwarongo. Die Bahnfahrt, sonst die schlimmste Beförderungsart in diesem Lande, war ganz angenehm. Neuer Wagen, draußen Regen, also keine Hitze von oben und kein Staub von unten, dazu liebenswürdige und nicht zu reichliche Gesellschaft. Am Bahnhof erwartete mich der Häuptling der vierten Kompanie, Herr v. Boemcken. Ich bin gut untergebracht, dank auch der Aufmerksamkeit der beiden Leutnants Schmezer und Schumann. Bei Boemckens war ich zu einem feinen Abendessen eingeladen, so ein bißchen nett mit anständigem Porzellan, gewähltem Tischwein, gut angezogenen Damen — außer Frau v. Boemcken lebt zu ihrer Gesellschaft noch die Braut des Oberleutnants Freiherrn v. Watter,²⁾ Fräulein v. Ritter aus Göttingen, hier im Hause — und gebildeter Unterhaltung. Nachdem wir bis $\frac{3}{4}$ 11 die vergangenen und zukünftigen Schicksale Europas und Afrikas entschieden und den Staat gründlich gerettet hatten, gingen wir, wie ich hoffe, alle befriedigt heim und schliefen vortrefflich. Heute habe ich *e t w a s*, richtiger *w e n i g*, gearbeitet und dann festgestellt, daß ich von dieser Kompanie wohl kaum ein brauchbares Pferd nach Windhuk, aber wohl zwei für zehn Tage bekommen kann. Um 4 bin ich ins „Schloß“ zum Tee befohlen, $\frac{1}{2}$ 5 wollen wir spazieren reiten und morgen geht's nach dem schönen Waterberg. Ankunft in Okahandja etwa am 28. Dann fahre ich vermutlich noch 'mal schnell nach Johann Albrechts-Höhe

²⁾ Frhr. v. W. fiel am 26. April 1915 in dem unglücklichen Gefecht bei Tredkoppje, sechs Monate, nachdem er seine junge Braut heimgeführt hatte.
D. S.

zur Batterie und nach Káribib zum Verkehrszug und bin etwa am 1. Dezember in Windhuk. Den nächsten Brief kriegt ihr also vermutlich erst 1914, diesen hoffentlich noch zu Weihnachten. Sonst aber nichts zum Christkindl. Bleibt alle gesund und froh. Letzteres bin ich immer und habe auch sehr viel Grund dazu. Das erstere werde ich weiter mich nach Kräften bemühen zu bleiben. Behüt' euch Gott.

Waterberg, am 22. November.

Mit dem Wetter habe ich unbeschreibliches Glück. In Okan-jánde³⁾ goß es jeden Nachmittag, daß man kaum von einem Haus ins andre kam; seit ich unterwegs bin, bleibt's trocken, bloß der Staub ist gelöscht. Aus dem Spazierritt am 19. wurde nichts wegen des Regens. Abends waren Boemcken und ich Gäste der beiden Leutnants im Kasino, wo ich hauptsächlich die andern reden ließ. Auf diese Weise komme ich mehr und mehr hinter die afrikanischen Dinge. Es sind oft dieselben kleinen oder großen Klatschgeschichten, die sich die Kleinstadt Südwest erzählt. Über meinen Kommandeur höre ich dabei fast ausnahmslos Gutes von fast allen Seiten. Freilich wird er wohl Afrika vor mir verlassen.⁴⁾

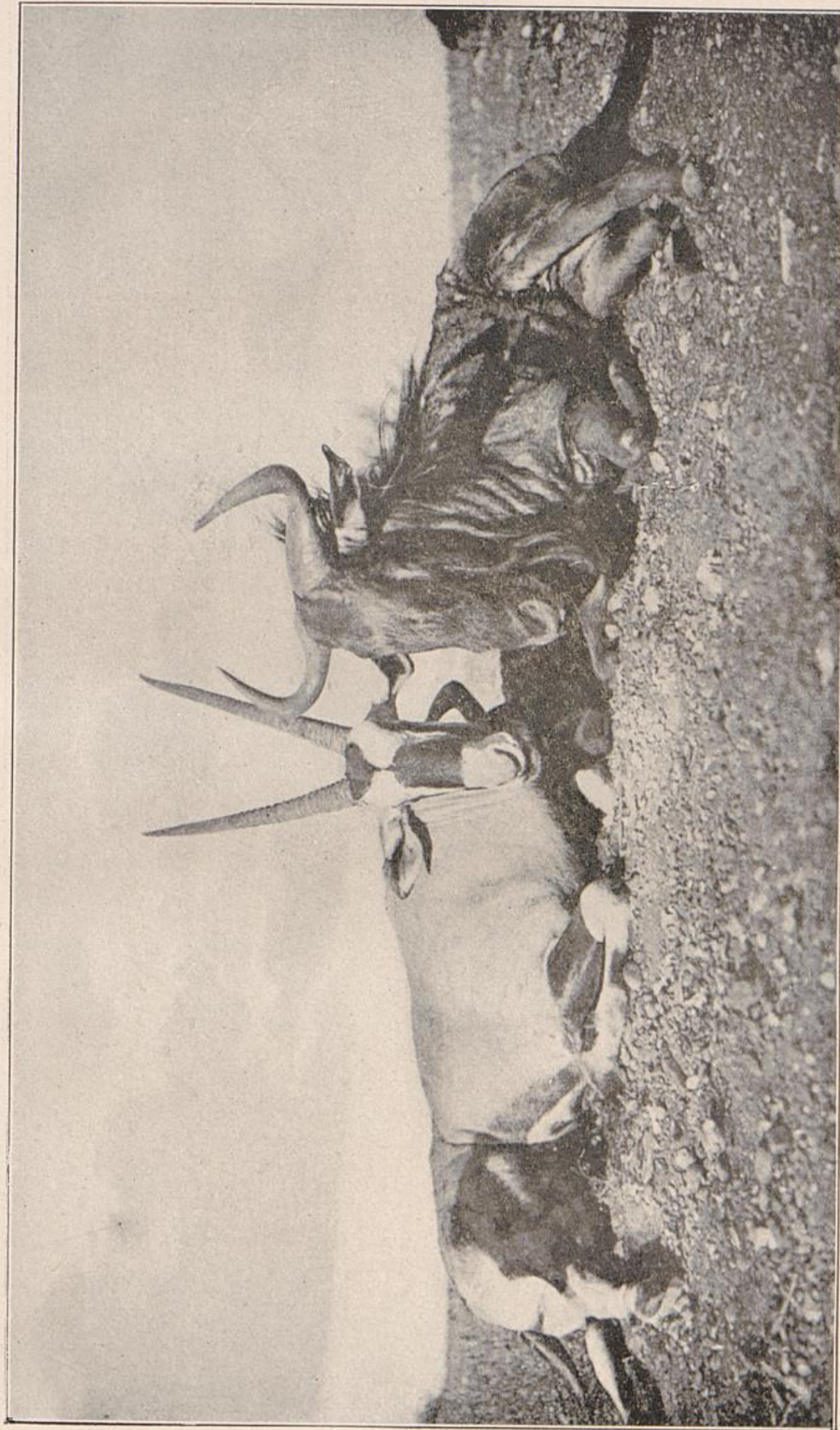
Am 20. früh sah ich mir den schön ausgebauten Truppenposten im einzelnen an, mit und ohne Führung. Es läßt sich hier freilich leichter als Kompaniechef regieren als in Outjo. Alles ist schnell zu übersehen und hübsch beieinander. Da Boemcken vermutlich noch lange bleibt, baut er zugleich für sich, nicht immer bloß für andre wie der arme Weiß. Auch Wasser gibt's hier viel und gut und nur das Hinauffchaffen zu den einzelnen Gebäuden macht noch Schwierigkeiten. Aber wo bliebe nichts zu wünschen übrig? Die Pferde habe ich mir nochmals auf Brauchbarkeit angesehen, aber nichts Rechtes gefunden, außer unter den ganz jungen und unzugerittenen Remonten. Ich fahre deshalb von Okahandja nachmals zur Batterie nach Johann Albrechts-Höhe und zum Verkehrszug nach Káribib.

Mittags verabschiedete ich mich oben im „Schloß“ und bekam noch ein auserlesenes Frühstück. Auch die Verpackung der Maschinengewehre, neueste Art auf Maultieren, wurde mir vorgestellt. Wir haben hier, schlecht gerechnet, vier Sorten von Maschinengewehren und mit keiner ist alles zufrieden. Ebenso wie mit den Gebirgsgeschützen ist man dabei über den Versuchsstandpunkt noch nicht recht fortgekommen und das ist ja gerade kein sehr wünschenswertes Verhältnis. Da wäre also schon ein Ziel für mich, mit diesem Standpunkt reinen Tisch zu machen.

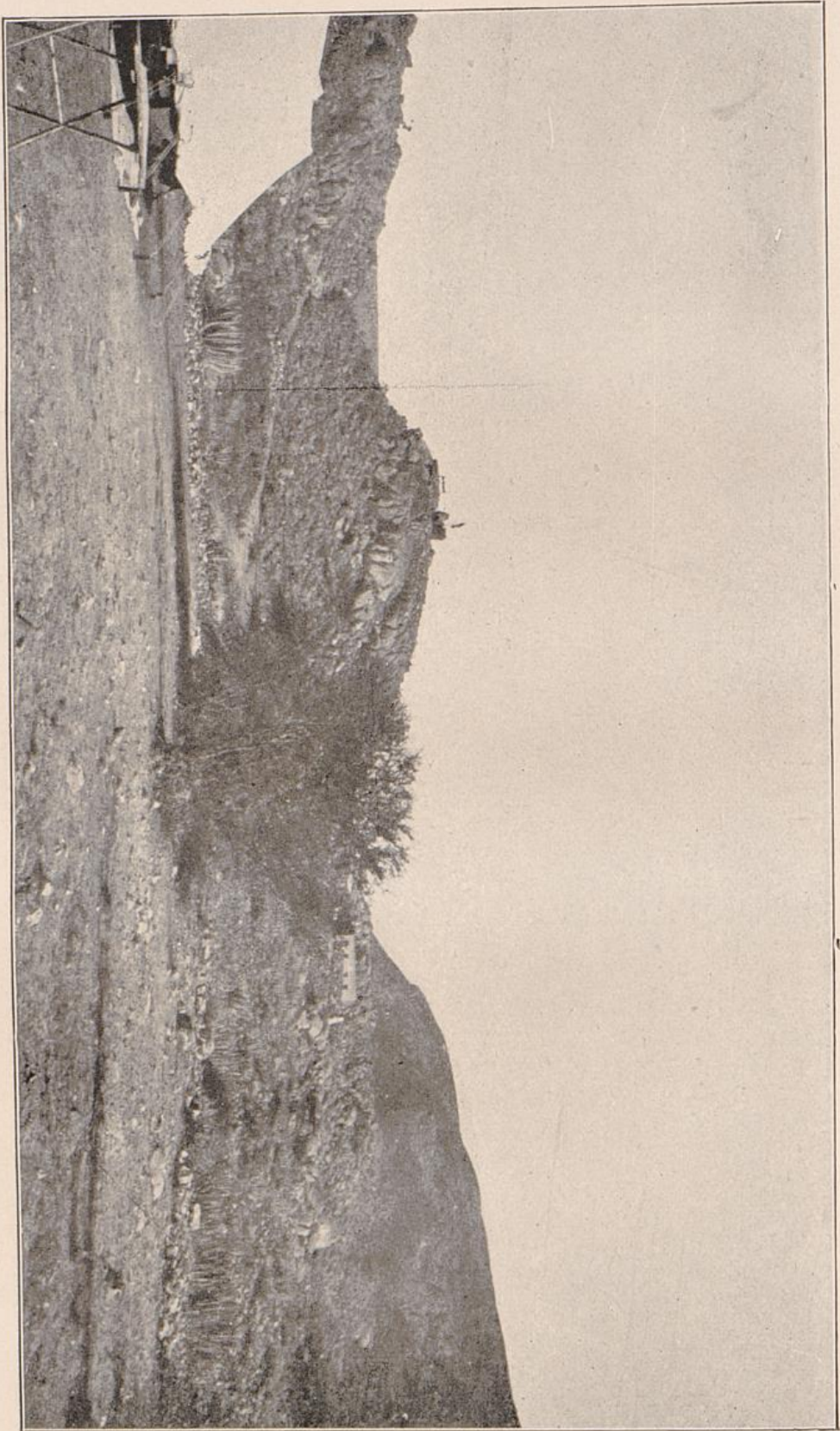
Am 20. nachmittags ritten wir los. Meine Kolonne ist dies-

³⁾ Später Internierungsort unserer kriegsgefangenen Offiziere. D. S.

⁴⁾ Die Voraussage erfüllte sich. Oberstleutnant v. Seydebreck starb am 11. November 1914, Weck am 31. März 1915. D. S.



Zwei charakteristische Vertreter der südwestafrikanischen Tierwelt: Elenantilope (links) und Gnu (rechts)



Hofte Marubas-Züß (Seite 99)

mal um einen Offizier und zwei Reiter stärker. Schumann ist ein lieber offener Mensch, bisher Leutnant in einem ostpreussischen Kavallerieregiment, Schlesier und in den gleichen ostelbischen Anschauungen groß geworden wie ich selbst. Gerade das, was er mir gut abnehmen könnte, Kochen und überhaupt unsere materielle Versorgung, liegt ihm allerdings gar nicht und im Lande weiß er auch noch nicht Bescheid, da er selbst erst ein Jahr in Afrika und nicht viel von seinem Posten Okanjande weggekommen ist. Aber es geht trotzdem recht gut mit uns beiden.^{*)} Boemcken^{o)} begleitete uns ein Stückchen, um mir noch die kriegsgefangenen Hottentotten zu zeigen, die bei ihm sitzen, einige 20 durch Fieber und Entbehrungen recht heruntergekommene, jedenfalls kaum arbeits- noch viel weniger aufstandsfähige Leute. Der Erbe Hendrik Witbois ist auch darunter. Diese Menschen, die uns viele Millionen gekostet haben und dann mehr durch Versprechungen als durch die Kraft der Bajonette veranlaßt wurden, ihren Frieden mit uns zu machen, sind vom großen Deutschen Reiche entschieden unbillig behandelt worden. Ein paar Herren könnten schon im Reichstag sitzen und dafür eintreten, daß man die alten Krieger ordentlich versorgt. Bitte, schickt mir doch gelegentlich unter Kreuzband „Max Havelaar, Die ostindische Kaffeeversteigerung, von Multatuli“. Ich will hier einigen Leuten damit eine Freude machen.

Ein Ritt durch den Busch und zwischen interessanten kleinen Felskuppen hindurch brachte uns an die schönen Ondjache-Berge. An einer Wasserstelle im östlichen Bergkessel gingen wir nach 25 km ins Bivak. Schumann half nur stark getrieben beim Abendbrotkochen, aber als er unter Gestöhn in einer halben Stunde sechs Kartoffeln geschält hatte, schmeckte ihm die Suppe doch recht gut.

Bermittelt eines Morgenritts von gleichfalls 25 km erreichten wir am 21. die Musterfarm Okosongo-Muingo am Kleinen Waterberg. Ein junger energischer Norddeutscher hat hier gegen 100 000 ha guten Landes zusammengekauft und ist, selbst wohlhabend und einen Kompagnon mit unbegrenzten Geldmitteln zur Seite, dabei, in ganz großem Stil Viehzucht, Maisbau, Milch- und Butterexport und, wer weiß, was, ins Leben zu rufen. Der Versuch scheint zu gelingen, ist teilweise bereits gelungen. Als Stütze und erste Mitarbeiterin hat er ein Fräulein B., die sich als Schwester eines Duzfreundes, früher Peking, dann Posen 47, dann 145, jetzt Minden Inf.-Reg. 15, herausstellte. Sie scheint ein

^{*)} Leutnant S. wurde am 18. Dezember des nächstfolgenden Jahres bei der Erstürmung Naulilas schwer verwundet. D. S.

^{o)} Hauptmann v. B. versuchte später den europäischen Kriegsschauplatz zu erreichen, gelangte aber nur noch bis Ostafrika, wo er seitdem an den dortigen Kämpfen teilgenommen hat. D. S.

ungewöhnlich energischer und tüchtiger Mensch zu sein. Abgesehen davon, daß sie uns köstlich verpflegte, hatte sie sehr viel aus Afrika zu erzählen. Die Farm wird von allem, was sich für Südwest interessiert, besucht und sie lernt da manchen Herrn von menschlichen Seiten kennen. Ich habe auch die weibliche Frage — Hinauskommen gebildeter Damen — mit ihr besprochen. Sie ist Oberstentochter. Sie rät nachdrücklich ab. Köchinnen und gleiche Bildungsstufen sind dringend gesucht, „Damen“ garnicht. Es gibt ganz wenig Familien, die sich solche mit 100 Mark Monatszahlung und freier Station halten können. Soviel ist aber nötig, um die Anfangskosten (die trotz aller gegenteiliger Behauptungen von Kolonialvereinen nicht unter 3000 Mark betragen, 600 Mark auf Schuhe und Kleiderstoffe eingerechnet) herauszusparen. Man hat also am Schluß der drei Jahre sein Kapital wieder, aber noch keinen Pfennig für die Rückreise. Im übrigen treffe man es sehr oft nicht so, daß man es drei Jahre als Dame aushalten könne. Es bliebe also nur die Heiratsmöglichkeit, und den Durchschnittsfarmer beurteilte sie nicht günstiger als ich. Die besseren aber holen sich ihre Frauen aus dem heimatischen Deutschland. Also auch das sieht von hier anders aus als von zu Haus.

Während sie sich in die Küche stürzte, kletterten wir über die Gartenterrassen und durch wundervollen Wald von wilden Feigen, Oleander, Buchsbaum zu den roten Sandsteinfelsen des Kleinen Waterbergs empor. Es war ganz herrlich da oben mit dem steten Ausblick auf die farbige Felsenburg des Großen Waterberges, die ihre schmalste Stelle, 12 km nördlich, in afrikanischer Luft zum Greifen nahe, aufstürmt. Die beiden Steinterrassen geben dem Paß den Namen Omuwerume, d. h. einziges Tor. Die Farm soll danach später „Rotentor“ heißen.

Ich habe fast den ganzen Restbestand an Films hier in den beiden wunderschönen Waterbergen verbraucht. Schumann und sein schwarzer Schäferhund Fingal dienten dabei als jederzeit bereite und hübsche Staffage. Hier erreichte mich noch ein Telegramm aus Windhuk, dahin lautend, daß Heydebreck mit der Verlängerung meiner Reise sehr einverstanden sei, also wieder eine Bestätigung alles bisher gehörten Guten und Netten. Ein schwüler Nachmittagsritt von etlichen 20 km brachte uns dann durch Omuwerume, am Großen Waterberg entlang, durch dichten Dornbusch und über ein tiefes Sandriviér mit schönen Ufern, zugleich in Begleitung zahlloser schwärmender Termiten zum Polizeidepot Waterberg. Den heutigen Ruhetag — ich wohne in der Polizeikaserne — Bett, weiße Wäsche — benutzte ich zu einem Aufstieg und zum Ausblick auf die unendliche graugrüne Buschfläche des Schlachtfeldes, dann zur Besichtigung einer kleinen Tabakfarm, deren Besitzer, ein netter Einjähriger der Schutztruppe, uns mit Milch

und Eiern in allerlei Formen bewirtete. Morgen marschieren wir zu Fuß über den Berg und treffen die Kolonne in der nächsten Schlucht Djosongombe. Abends will ich dann noch bis Dnjoka hinaufreiten. Dichte, tief in den Berg geschnittene Felsentäler mit köstlich grüner bewaldeter und bewässerter Sohle sollen das Schönste am Berge sein. Dann geht's (am 24.) geradeswegs hinunter nach der Bahn. Man muß auch einmal im Genießen aufhören können. Eben habe ich doch noch ein Schwimmbad des Nordens, das hier in grünem Waldesdickicht die Polizei sich gebaut hat, kennen gelernt. Niedliche graue Vögelchen mit einem nachdenklichen grauen Schopf und einem braunen Frack mit unendlich langen gelblichen Schwänzen badeten mit mir zusammen. Oben in den strahlend schönen roten Felsen schimpften die Affen. Ein Flug blau schillernder kleiner Papageien sauste lärmend vorbei. Das ist hier ein reizendes Stück Afrika! — Frohes Neujahr!

Sonnabend schlief ich zum zweitenmal herrlich in der Kaserne und Martin mußte mich erst am nächsten Morgen grinsend darauf aufmerksam machen, daß mich die Polizeiwanzen ganz niedlich angefressen hatten. Den Schlaf hier gönne ich allen guten Menschen. Vor Sonnenaufgang, einhalb 5 Uhr, stiegen wir schon in die Felsen ein. Ringsum ein strahlendes Wunder: „Das Blau freute sich seiner Fülle und das Rot jauchzte seiner Schöne“, sagt Peter Moor. Dazu unter uns die endlose grüne, noch schattendunkle Buschfläche und oben ein bequemer Spaziergang im morgendlichdurchfluteten Laubwald. Nach anderthalb Stunden kamen wir an den Rand der ersten Schlucht Djosongombe, auf deren Grund die außen um den Berg herummarschierende Patrouille mit Pferd und Wagen auf uns warten sollte. Der Abstieg, ganz anders wieder und immer schöner! Zwischen den eng und ernst sich schließenden Felswänden, hier scharf beleuchtet, dort noch im nächtlichen Dunkel, lag eine grüne Matte, umrahmt von gewaltigen moosbewachsenen Steintrümmern und herrlichen Parkbäumen und durchflossen von einem kleinen klaren Gebirgsbach. Um 8 Uhr ritt ich weiter, nun selbst um den nächsten Gebirgsvorsprung herum, über das Schlachtfeld Estorffs und Ritters zur nächsten Schlucht Dnjoka. Unter Dornbäumen, groß und schattig wie daheim unsere Akazien, hielten wir Sonntagsruhe. Die Talspalte ist am Eingang, wo wir lagerten, ein breiter schöner, mit hohem Laubholz angefüllter Kessel und windet sich dann, stets enger und ernster werdend, tief in das Bergmassiv hinein. Schumann, der mir täglich lieber wurde, und ich sind noch stundenlang gewandert nach der Tageshitze und fanden stets neuen Grund zu staunender Freude: den geradezu bunt wirkenden Reichtum in all dem jungen Grün der Laub- und Dornenbäume, die köstlichen Matten und düstern Waldränder, die grotesken Felsbildungen und die lustigen Kapriolen der Affen hoch oben auf ihren lustigen Zinnen.

Montag früh ging's hinein in das weite dichte Meer des Dornbusches zum Gefechtsfeld von Hamakari,⁹⁾ dem wichtigsten hier im Norden. Die langen Reihen der Wasserlöcher, an denen das Hérerovolk damals seine zahllosen Herden zu erhalten versuchte, sind noch offen, groß wie Sandgruben und oft noch Wasser enthaltend. Auch Martin hat hier mit seiner Mutter gefessen. Bei glühender Hitze gingen Schumann und ich zu den Gräbern und über das Schlachtfeld. Ich nahm einen Offiziersteigbügel, Schrapnellsplitter und abgeschossene Kartuschen als Andenken mit. Die Mittagsglut wurde unter einem mitten auf dem Lagerplatz der Hérero einsam stehenden Doppelbaum verträumt. Er war so dicht, daß er selbst gegen die Hitze schützte. Zahlreiche Nester von Webervögeln, großen grünen Birnen gleich, hingen bis in Reichweite herab. Es war unbeschreiblich behaglich, so faul auf dem Rücken zu liegen und den reizenden Tierchen zuzuschauen. Hier baute ein großes Männchen, etwa wie ein Kanarienvogel aussehend, bloß mit bräunlichen Flügeldecken und einer zierlichen schwarzen Gesichtsmaske versehen, an seinem Nest, indem es mit langen Grashalmen eine herabhängende feine Zweigspitze umspann und eine Schlinge daraus formte; dort saß eins schon im fertigen Graskörbchen und fütterte es nur noch mit den zartesten jungen Blättern aus und aus dem dritten guckte bereits neugierig das brütende Weibchen, das ganz gelb ist, bloß ein paar komische Sorgenfalten im Gesicht hat, etwa wie Tsubi.¹⁰⁾ Eine andere Art mit langen Schwänzchen und wippendem Gang rannte eifertig um mich auf der Erde herum und schließlich kam noch eine ganz winzige dritte an, ein kleiner gelber Federball bloß, der sich auf die untersten Zweige über mir setzte, sich wohligh aufblies und unaufhörlich zwischen dem muntern Zwitschern der andern kaum hörbar vor sich hinflüsterte. Lauschte man aber mit angehaltenem Atem, so erkannte man eine süße kleine Strophe, einen richtigen Gesang, der hier selten ist.

Inzwischen waren, ein in Afrika häufiger, aber für mich neuer Fall, fünf Maultiere und mein besseres Pferd von der Weide entlaufen, so daß wir nicht, wie sonst, gegen $\frac{1}{2}$ 5 Uhr nachmittags weitermarschieren konnten. Während sich Schumann schon die Heiterkeit seines Kompaniechefs ausmalte, wenn unsere Tiere bei ihm ankommen würden, und ich die zum Weitermarsch dann notwendigen Maßregeln erwog, kam bei sinkender Nacht der brave Unteroffizier mit den Ausreißern zurück, die bereits 8 km auf dem Nachhausewege zurückgelegt hatten, ehe er sie einholte. Trotzdem diese Tiere also 16 km unnötig gemacht hatten und alle anderen wenig

⁹⁾ Hier erfocht General v. Trotha am 11. August 1904 den entscheidenden Sieg über die Hérero. D. S.

¹⁰⁾ Der aus China mitgebrachte, nach der alten Kaiserin des Mandschureichs benannte Hund des Verfassers. D. S.

Lust zum Antritt des unbequemen Nachtmarsches bezeugten, beschloß ich doch, unser Programm innezuhalten. Es gab einen anfangs recht unbehaglichen Ritt. Die Wagenspur der Pad war im Dornbusch kaum zu erkennen, namentlich da wir gerade gegen einen hellen Stern und ein fast blendendes Zodiakallicht anreiten mußten. Aber es ging doch und war für mich sehr interessant; auch wäre sonst schließlich die Leistung des folgenden Tages kaum zu schaffen gewesen. Nachdem wir die Große Waterberg-Pad (Oka-handja—Station Waterberg) gefunden hatten, ging auch alles glatt. Nachtquartier im Busch nördlich Ombuatjipiro, das wir am nächsten Morgen schon vor 5 Uhr passierten. Die Strecke dieses Morgens, von uns auf rund 40 km geschätzt, stellte sich glücklicherweise als geringer heraus als die Karten angaben. Gegen 8 Uhr früh erreichten wir bei Osire bereits den großen Omuramba-umatako. Ein richtiger waldiger Hang, ganz deutsch aussehend, führte uns südlich wieder empor und nach einigem Hinundher in der stark besiedelten und deshalb durch zahllose Wagenspuren unübersichtlich gemachten Gegend fanden wir dann auch unser Ziel, die Besizung eines ehemaligen Theologen, der jetzt ein tüchtiger und reicher Farmer ist. Er war nicht zu Haus, aber sein Vertreter, ein jungverheirateter Mann mit einer gesunden Hamburger Frau, nahm uns sehr nett auf. Bei Kübeln dicker Milch, frischen Eiern, Hühnerbraten und ähnlichen Genüssen machten wir einen halben Ruhetag und erholten uns von der etwas anstrengenden Nacht. Abends lernte ich afrikanische Milchgewinnung. Die Kuh muß betrogen werden, sonst gibt sie keine Milch. Zuerst läßt man also das Kalb zu ihr und dann entspinnt sich unter dem Bauche des ziemlich wütend aussehenden Tieres ein komisches Balgen zwischen dem Kalbe und der schwarzen Melkerin. Das Kalb kriegt eins auf die Nase und so lange es bestürzt sich über die Störung wundert, wird eifrig in den Eimer gemolken. Dann aber „sagt das Kalb es seiner Mama“, die energisch für die Rechte ihres Kindes eintritt. Die Schwarze zieht sich zurück, das Kalb triumphiert, der Friede ist wieder hergestellt und Mutter Kuh fängt an zu dösen. Dann beginnt man das Spiel von vorne und auf diese Weise gibt es nicht sehr viel, aber sehr gute Milch.

Am 26. früh ritten wir den Omuramba aufwärts auf den Omatako los. Ich hab's doch nicht übers Herz bringen können, geradeaus auf großer Straße zu marschieren. Zunächst reizte mich der merkwürdige Doppelberg, der, 2680 m hoch, ungefähr wie der Zobten aus der Hochfläche hervorspringt. Während der Waterberg aus der Ferne, fast so lang wie das Culengebirge und nur 150 m höher als die Ebene, mehr wie eine merkwürdige Kulisse wirkt — eine unendlich in die Länge gezogene Heuscheuer —, ist der Omatako ein hübscher Berg. Und zu seinen Füßen liegen unbegrenzte buschlose Grassteppen, die zu sehen ich mir nicht versagen konnte.

Der Omuramba ist dicht besiedelt, diese Flächen aber sind wasserlos und daher noch jungfräuliches Afrika. Ich wurde auch über alles Erwarten belohnt und der 27. November, den ich fast ganz dazu brauchte, um die „große Ebene“ zu überschreiten, ist einer meiner schönsten Reisetage. Wir verließen bei Otjiku den Omuramba und fanden, wie uns ein altes Farmeroriginal, „Onkel Mayer“, richtig vorhergesagt hatte, am Rande der Steppe noch genügend stehengebliebenes Regenwasser zur Mittagstränke. Dann ging's, einer deutlichen Wagenspur nach, südöstlich hinaus in die Unendlichkeit. Die Ebene mag so groß sein wie der Kreis Reichenbach zwischen Zobten, Eulengebirge und Fischerbergen, eben wie ein Tisch und meist mit fußlangem, schneeweiß gebranntem Gras bedeckt. Nie verliert man den Buschstreifen am Rande ganz aus den Augen, aber ob er 10 oder 30 km entfernt ist, kann niemand sagen. Dahinter steigen außer dem mächtigen Doppelkegel des Omatako, dessen Gipfel sich beim Vorreiten langsam hintereinander verschieben, viele hellblaue Bergzüge auf, deren Entfernung schon gar nicht zu schätzen ist. Und der Sonnenuntergang ist gar nicht mehr zu schildern, so schön, daß man stehen bleibt und den Atem anhält.

Wir sahen auch eine Herde von wohl 100 Springböcken auf der Fläche. Sie waren aber schon viel zu mobil und wir zu wenige, um sie einzukreisen. So gab es nur einen lustigen Jagdgalopp, bei dem die zierlichen Tiere spielend ihren Abstand von 500 m von uns hielten. Eine kleine Schildkröte blieb die einzige Jagdbeute. Wir nächtigten dann auf einer Parkinsel, die verloren mitten in der Ebene lag. Von weitem sah es aus, als ob eine winzige Schonung da im Grase stände, an Ort und Stelle aber war es ein herrlicher lichter Hain. Die wenig belaubten, unendlich fein verzweigten Baumkronen standen schwarz und warm gegen den Abendhimmel wie stilisierte chinesische Landschaftsmalerei; die weite Fläche schimmerte weißlich gegen den dunklen Buschstreifen und die fernen Bergschatten, und die Wölbung oben war ganz schwarz und voll leuchtender Sterne.

Der 28. November war entschieden der scheußlichste Tag bisher im Schutzgebiet. Als die Sonne aufging, verließen wir die freie Ebene und ritten in den niedrigen dichten Dornbusch hinein. Ich schoß einen kleinen Bock krank, ohne ihn finden zu können. Vor Muskelschmerzen konnte ich nur ganz krumm und auch dann noch übel genug auf dem Gaul hängen, der bald schlapp, bald ungezogen ging. Um 7 Uhr war es schon unerträglich heiß. Wir kamen auf die große Straße Waterberg—Okahandja und stellten mit Hilfe eines recht unfreundlichen Farmers fest, daß die Wagenspur, der wir gefolgt waren, etwa 15 km zu weit nördlich geführt hatte. Außerdem brachte uns der Mann die unangenehme Kunde, daß an der großen Straße auf ungefähr 59 km kein

Wasser mehr zu haben sei, da es hier noch nicht geregnet habe. Der geplante Ruhetag in Okahandja fiel damit aus. Wir mußten den Umweg Dwikórerero—Dwiumbo wählen, bei meinem augenblicklichen Zustand eine böse Überraschung. Bei Dornfeld, einem Viehposten 6 km östlich der großen Straße, fanden wir zwar gutes Wasser, aber nichts Frisches zu genießen und nicht den geringsten Schatten. Reis und Konservenfleisch, von den bei dieser Hitze auch schlappen und ungewaschenen Jungens gekocht, bildeten keinen Genuß. Mein guter Kaffee war zu Ende, den gelieferten, mit dem Gewehrkolben zerschlagenen Dienstkaffee konnten die Bengels nicht kochen. Man wußte nicht, ob einem halbe Bohnen oder mitgesottene Käfer zwischen die Zähne kamen. Dann lag man stundenlang unter einem niedrigen Dornbusch, durch dessen kahle Zweige die Sonne wie mit Messern schnitt. Ganz ausziehen konnte man sich nicht, der unzähligen Fliegen wegen; das Gesicht zudecken ebenso wenig, da es unter dem Gazeschleier schon gar nicht auszuhalten war. Schlug man nach den Fliegen, so hieb man unweigerlich in die Dornen und wenn man sich nicht ganz geduldig wieder herauslöste, einen Dorn und Widerhaken nach dem andern, so blieben unfehlbar Hemd- und Hautfetzen im Busche hängen. Und während man sich, zitternd vor innerlicher Wut, langsam herauschälte, kroch einem das kleine Viehzeug in Gaumen und Nasenlöcher. Mit einem Wort, es war ein Tag, an dem man sich vergeblich fragte, was man eigentlich in solch greulicher Gegend zu suchen hat, wenn's einem so gut zu Hause ging. Um halb 5 Uhr verließen wir den gastlichen Ort und mußten noch einen eingeborenen Viehhirten mitnehmen, um aus dem niedrigen Busch heraus die richtige Pfade zu finden. 13 km ritten wir noch und krochen dann ganz schnell in unsere Decken, dankbar, daß der liebe Tag vorbei war.

Am 29. fühlte ich mich wieder wohl und ertrug deshalb die Hitze mit Humor. Dwikórerero ist Polizeistation, und ein paar nette Leute auf dem Posten boten uns ein schattiges Plätzchen auf ihrer Veranda an, verkauften uns gute frische Eier für billiges Geld und plauderten uns über die heißesten Stunden weg. Den Besuch der 6 km westwärts im Busch liegenden Grabstellen aber konnten wir Menschen und Tieren bei der Hitze nicht zumuten. Gegen Abend ritten wir nach Dwiumbo zu, meist in dichtestem Dornestrüpp, aus dem heraus damals sichere Héroroschützen unsre besten Afrikaner umlegten. Rings in dieser Gegend lauter Gefechts- und Gräberfelder und fast alles Erinnerungen an Schlappen der Truppel!

Martin erzählte, daß er hier die Ochsen seines Vaters getränkt habe, der vorn bei Dwiumbo kämpfte und fiel. Er erzählte es lachend, eben so, daß seine Mutter schon „huka kaputt“ sei — lange tot. Auf die Frage, warum er da lache, sagte er: „Is doch Him-

mal, muß ich lachen.“ Die Herero sprechen sehr ungern und selten von den Tagen ihres Unterganges, aber auch nicht von ihren damaligen Erfolgen. Sie scheinen zu denken, daß man sie noch nachträglich zur Verantwortung ziehen könnte. Vielleicht ist es auch gekränkter Stolz, daß sie schließlich den Kürzeren gezogen haben. Von Stammesüberlieferung scheint auch nicht mehr die Rede zu sein. Unsere beiden Jungen wußten nichts mehr vom dem großen Vorgänger Samuel Mahereros, der so reich an Vieh war, daß er zum großen Geist beten mußte, ihm zu helfen, weil er nicht mehr Leute genug hatte, seine Herden zu tränken. Da schickte der große Geist die Minderpest und Kamarembi starb als armer Mann. Die Eisenbahn kam durch die Pest, Samuel machte Orlog und die Herero gingen unter. Die Überlebenden aber werden nie wieder ein Volk, das sieht man hier auf Schritt und Tritt. Ihr einziges Interesse ist, ob ihr Herr „gut“ ist, das heißt, ob sie satt zu essen, viel Zeit zum Schlafen und ab und zu etwas Hübsches zum Anziehen haben — denn sie sind sehr eitel auf ihre unbestreitbare Schönheit unter den hiesigen Rassen. Im übrigen gehört zum guten Herren, daß er ihnen ab und zu an richtiger Stelle ordentlich „eine langt“.

Wir nächtigten auf freier Höhe über dem Swakoptal. Am 30. früh ritten wir einen bebuchten Hang auf regenzertriffener Padd hinunter aufs Gefechtsfeld von Dwiumbo. Hinter uns schrien sich unsere Jungen aufgeregt zu, wenn sie wieder eine Stelle fanden, wo sie in jenen fernen Tagen gefessen hatten. Ein breites sandiges Strombett, von herrlichen Parkbäumen eingefast und überhöht von zerklüfteten kahlen Bergen, breitete sich unter uns aus. Im tiefen mahelnden Sande zogen wir an ihm entlang an Gräbern vorbei zur Farm „Waldfried“; dort über das Riviér und eine breite, von zahllosen Flußbetten und Omuramben durchschnitene Fläche nach dem schönen Flecken Otjofásu. Besser konnten wir's mit unsrer letzten Mittagsrast nicht treffen. In einem freundlichen grünen Bergkessel stehen auf sauberem Platz hübsche weiße Bohnhäuser. Ein scharf eingeschnittenes Riviér enthält an den tieferen Stellen schönes klares Wasser, an dem unsere Tiere sich satt trinken konnten ohne alle schwierige Wasserbeschaffung. Das Herauswinden des Bedarfs für 20 Bierfühler aus einem nur einige Meter tiefen Brunnen ist eine hübsche Arbeit! Auch die Weide war nahe und gut und wir fanden unter uralten blattreichen Akazien herrlichen Schatten. Für 60 Pfennige gab's vier Liter dicke Milch, selbst für zwei Afrikaner etwas viel, und frische Eier, Butter, Früchte, alles war zu haben. Ich richtete den Apparat auf dem Wäschesack ein und Martin durfte den Momentverschluß in Tätigkeit setzen, damit ich selbst mit auf das Bild dieser letzten reizenden Mittagsmahlzeit kam. Es ist auch ganz gut gelungen und ihr werdet Spaß an diesen halbausgezogenen Brüdern von der Landstrafe

haben. Wir aßen aber auch so viel von der köstlichen dicken Milch, daß uns beiden beinahe, dem Hunde Fingal wirklich schlecht wurde, und zogen dann in bester Laune swakopabwärts der „Stadt“ Oka-handja zu. Das Farmgebiet hier heißt auf Südwest „die Stehkragenecke“, weil hier lauter feine Leute als Farmer sitzen, die sogar Stehkragen tragen sollen. Die Weide war dafür schlecht, die Bad in greulichem Zustand. Der Fluß hat sich durch schroffe Felsen ein tiefes Bett gefressen und der Weg steigt bald in den grundlosen Sand des Riviérs hinab, bald klettert er über die Klippen in die Höhe, selbst für zehn Maultiere oft eine harte Arbeit. Ein neuer Weg ist im Bau und konnte teilweise schon benutzt werden. Am Abhange des „Merkerberges“ schlugen wir, nur noch 12 km von der Stadt entfernt, unser letztes Bivak auf. Es war wieder schön: die schroffe, fast vegetationslose Felsenlandschaft wieder neu und der Sternenhimmel wundervoller als je, und doch — m e i n Bedarf an Zigeunerleben ist für ein Weilchen gedeckt. Der Gedanke an die eigenen vier Wände war ein verlockender Traum, über dem ich einschliefe.

Trotz der kurzen Entfernung brachen wir am 1. Dezember sehr früh auf und zogen denn auch schon vor 7 Uhr in die eben erwachende, wirklich ganz nette und saubere Stadt ein. Soweit Wasser, Seife, Rasiermesser und unzerrißene Hosen das vermögen, machte ich mich in einem reinlichen Hotelzimmer wieder zum zivilisierten Mann und dampfte um 9 Uhr mit dem „Schnellzug“ nach Karibib, um Pferde zu besehen. Von dort ging's am nächsten Morgen frühzeitig mit Pferd und Maultierkarre hinüber nach Johann Albrechts-Höhe zu gleichem Zweck. Und Dienstag, den 2. abends rückte ich wieder in Windhuk ein. Unterwegs lernte ich in Major Ritter den neuen Kommandeur des Nordbezirks und einen gewiß nicht immer bequemen, aber entschieden prächtigen Soldaten, alten Afrikaner und Vorgesetzten kennen.

Siebentes Kapitel

Wieder in Windhuf

Häusliche Einrichtung und Tagesordnung. — Volkstümliche Bezeichnungen. — Gerechteres Urteil über die Hauptstadt. — Dienstliche Aufgaben. — Persönliche Eindrücke und gesellschaftlicher Verkehr. — Auf der Gartenterrasse. — Mißliche Stellung der Verwaltungsoffiziere. — Allgemeines über den Generalstabsoffizier bei der Schutztruppe. Schönes Verhältnis zu den Mitarbeitern. — Haltung des Reichstags. — „Die Schutztruppe kämpft nicht um ihre Weiterentwicklung, sondern um ihre Existenz.“ — In Aussicht: Reise mit Seydebreck zur Besichtigung der Diamantfelder, später gemeinschaftliche Dienstreise durch den Südbezirk. — Arbeiten für die Budgetkommission. — Weihnachtsfeier. — Fest der Mannschaften und Feier im Kasino. — Vom zweiten Feiertag an bis zum 7. Januar ohne Unterbrechung gearbeitet. — Deutsche Kriegsschiffe sind vor Swakopmund zu erwarten. — Landesausstellung und 25 jähriges Truppenjubiläum als nächster „Pol in der Erscheinungen Flucht“. — Täglicher Morgenritt mit dem Boy ins Brackwatertal oder die südlichen Berge. — Zunehmende Schönheit der Frühlingslandschaft. — Häusliche Tätigkeit der Dienerschaft. — Wilbertinchen. — Die Hunde des Hauptmanns Müller. — Post, Besprechungen mit andern Sektionen. — Der Dackel im Aktenschrank. — Temperaturen. — Nachmittagsarbeit. — Auf der Storestraße. — Achtungsbezeugungen der Schwarzen. — Abend im Kasino. — Gesangverein und Kinos. — Silvesternächte, Sonnenuntergänge und Gewitter. — Marine in Sicht. — Zweck der Kämpfe mit dem Reichstag. — Übereinstimmung mit dem Kommandeur.

Meine Wohnung ist durch hellen Innenanstrich, neuen Linoleumbelag, Badeeinrichtung, dicke grüne Verandavorhänge zu einem gemütlichen, sauberen und in seiner Art eleganten Heim geworden, in dem ich mich ungemein wohl fühle. Die Zimmer sind hoch, lustig, kühl und gar nicht mehr dunkel; der möglich gewordene Abschluß der Veranda nach außen wird, auch wenn die Trombe einmal wiederkommen sollte, ein Bollstauben der Wohnung verhüten. Martin hat das rechtzeitige Öffnen und Schließen der Fenster und Vorhänge schon famos heraus und alles funktioniert aufs beste. Früh gegen 5 Uhr kommt er, um mich zu wecken, $\frac{1}{2}$ 6 hält August mit zwei Pferden vor der Tür. Ich reite

für jetzt ausschließlich Beate, eine achtjährige australische Stute mit viel Blut, bestechendem „Exterieur“, für hiesige Verhältnisse gut zugeritten — Kennleistungen —, von August prächtig gepflegt, und bildschön herausgeputzt. Wir sind schon recht gute Freunde. Um 7 Uhr Bad, Toilette, Rasieren, Frühstück, lauter Genüsse, die bis gegen $\frac{1}{2}$ 9 ausgekostet werden. Dann Gang durch den Garten hinauf zum Generalstabshause, vulgo „Blechschmiede“ genannt. Ich habe die Geschäfte schon ganz übernommen und sitze im Sattel. Das Kasino ist bis auf weiteres im Umbau und kein freundlicher Ort, aber es sind ohne Ausnahme nette Leute, mit denen ich mich dort zum Mittagessen treffe. Halb vier nochmals Dienst; um 5 Uhr steht die „Generalstabskarre“ vor dem Bureau und ich fahre auf dem flotten zweirädrigen Wagen mit zwei allerliebsten Füchsen davor in die Stadt, um Besorgungen zu machen, oder hinaus in Berg und Tal, um die Pferdchen, die vor lauter Eifer kaum Trab gehen wollen, etwas zu bewegen und die Nachmittagskühle zu genießen.

Windhuk ist doch eine hübsche Stadt. Es hat hier zwar noch wenig geregnet und Gras gibt's noch nicht. Aber die meisten Büsche und Bäume sind schon grün, wenigstens scheinen sie nicht mehr grau und tot. Die Häuser sind nicht mehr verstaubt, sondern leuchten mit weißen Wänden und roten oder blauen Dächern. Glückverheißende Regenwolken ballen sich schon hier und da zusammen. Und die Berge türmen sich in unendlicher Folge hintereinander und übereinander. Hinten im Hof schaltet die Waschfrau von früh 7 Uhr bis nachmittags 5 Uhr; sie scheint ihr Handwerk zu verstehen. Martin, der zuletzt wie ein Buschmann schmutzig und zerrissen ausah, wird täglich sauberer und vergnügter und kleidet sich wie ein Gigerl. Meine Wohnung ist schon ganz ordentlich und gemütlich eingerichtet, nur der Wandschmuck ist noch im Werden. Doch ist über der Verbindungstür die rote Fahne aus den Beitangforts aufgemacht, während die Schädel zu meinen Gehörnen noch oben auf dem Wellblechdach des Bambusenhauses ausbleichen sollen, ehe ich sie ins Zimmer nehme. Außerdem liegen Buschmannsbogen, Pfeile, Köcher, Art des kleinen Volkes zum Annageln bereit und um die Wand kommt in halber Höhe ein Fries von Jagdpostkarten nach Eriksons Originalen. Auf dem mit grünem Tuch in gelbem Eichenholzrande überzogenen Schreibtisch stehen eure Bilder, auf der Kommode die Bücher, dazwischen eingestreut Wecker, Kalender und Lampe sowie eine zusammengedrückte Kartusche als Aschbecher; auf dem hohen Eichenpaneelbrett des Sofas Dwambo-Kalebassen und Funde vom Schlachtfelde von Hamakári. Kurz und gut, die Wohnung ist schon zum Vorzeigen und der Inhaber fühlt sich entsprechend.

Die nächste Dienstreise, Ende Januar mit dem Kommandeur nach Lüderitzbucht, wird sehr interessant werden. Inzwischen soll

ich neben den laufenden Geschäften Kriegsspiele leiten und bin auch ganz vergnügt bei dem Gedanken, hier nicht bloß Reiseonkel, sondern nützlicher Arbeiter zu sein. Ihr könnt mich also ohne Sorgen ins Jahr 1914 hinübersegeln lassen.

Windhuf, den 17. Dezember 1913.

Inzwischen war ich beim Gouverneur, bei seinem ersten Beamtentum und bei Seydebredt eingeladen. Ich hatte durchweg die besten Eindrücke. Seine Excellenz zeigte sich allgemein bereit, für vernünftig vorgetragene Dinge einzutreten. S. ist entschieden eine interessante Persönlichkeit. Seine Ansichten über Schaffung einer weißen Kolonie sind, so paradox sie klingen, doch des Nachdenkens wert, und vor allem hat man den erfreulichen Eindruck eines Mannes, der sich der Sache wegen, nicht seiner selbst halber, mit großer Arbeitskraft und Klugheit einsetzt. Seine früher vielleicht vorhandene Abneigung gegen die Schutztruppe hat sich anscheinend seit Jahren schon in einen auf gegenseitige Achtung begründeten Frieden verwandelt. Ein Mann, der dienstlich sicher nicht leicht zu nehmen ist, mit dem sich aber arbeiten läßt. Er ist Junggeselle; das Abendbrot zu vierten auf seiner entzückenden Gartenterrasse angesichts der im Grasbrand leuchtenden fernen Berge des Komas-Hochlandes war ein ungetriebener Genuß. An beiden Abenden fand ich übrigens bestätigt, was mir von berufener Seite über die höchst unklare Stellung der im Verwaltungsdienst tätigen Offiziere gesagt worden war. Den gegen diese Einrichtung von Berlin aus begonnenen Kampf werde ich kräftig mitmachen. Überhaupt aber bringt jeder Tag hier ungeahnte Möglichkeiten für meine Tätigkeit. Auf meinem Dienststempel steht noch von Aufstandszeiten her, wo eine ganze Masse Generalstabsoffiziere gleichzeitig hier waren,¹⁾ stolz: „Chef des Generalstabes.“ Das ist nun lächerlich und ich habe es sofort ändern lassen. Aber tatsächlich gibt die Diensterteilung, die mir alles überhaupt militärisch Interessante mindestens zur Mitarbeit zuweist, und der Umstand, daß ich der einzige Hauptmann beim Kommando bin, mir eine Art Chefstellung, und ich kann mich bisher nur freuen, wie sachlich und angenehm die andern Ressortbearbeiter versuchen, mit mir und nicht gegen mich zu wirken. Was öfters vorkommen soll unter „Mit“arbeitern. Beim Wochenvortrag, der im allgemeinen Dienstags und Freitags gemeinsam stattfindet, hört man so vielerlei, wie es bei der durchentwickelten Gestaltung unserer Heimatbehörden kaum bei einem Generalkommando vorkommt. Die gesamte Post geht durch meine Hände und ich verteile sie auf die Adjutanten, auf Gericht, Intendantur, Arzt, Veterinär und rede bei allem mit, wo ich's für angezeigt halte. Dabei ist hier eben noch nichts fest,

¹⁾ Von 1905 an.

sondern alles im Stadium dauernder Umarbeitung, Erprobung, Veränderung. Die Schutztruppe kämpft, nicht, wie ich's jetzt reichlich bei der Armee durchgemacht habe, um ihre gesunde Weiterentwicklung, sondern um ihre Existenz. Starke Parteien im Reichstag und im Lande wollen sie abschaffen, fast alle wollen sie allmählich abbauen. Das ergibt eine Verteidigungsstellung, die mir gar nicht behagt und aus der ich demnächst vermittelt einer Denkschrift zum Angriff übergehen werde. Mit einem Wort: Arbeit gibt's mehr als genug.

Bei Hendebreck war's wieder reizend. Er ist jetzt auf Urlaub nach Swakopmund gefahren — das Städtchen gilt hier als Seebad. Am 10. Januar hole ich ihn dort ab; wir fahren, vermutlich mit „Frieda Woermann“, nach Lüderitzbucht und sehen uns dort die Diamantfelder und noch einiges, was uns als Soldaten besonders wichtig ist, an. Dann geht's mit der Bahn vier Tage lang zurück nach Windhoek, wo wir am 22. Januar wieder eintreffen. Auch eine Reise, wie sie nicht jeder „junge Mann beim Generalkommando“ gleich bekommt. Am 15. Februar beginnt dann die große Besichtigung durch den Kommandeur im Südbezirk. Hofentlich ist die Bereifung unsres Automobils, mit der uns Berlin hat sitzen lassen, bis dahin eingetroffen, denn die Bahnfahrten sind wirklich ein zweifelhafter Genuß hier zu Lande. Auf diese Weise werde ich tatsächlich im ersten halben Jahr die Kolonie, ein Gebiet anderthalbmal so groß als Deutschland, fast überall gesehen haben.

Mein Telegramm vom 17. November²⁾ hielt ich für notwendig angesichts der in deutschen Zeitungen aufplatternden Buschmannsenten. Wir tun hier nichts dagegen, da die Unentbehrlichkeit der Truppe sich vor der unverständigen „öffentlichen Meinung“ so besser rechtfertigen läßt, als mit noch so strikten Beweisen. Aber euch konnten sie doch ängstigen. Inzwischen werdet ihr euch genügend an meine Existenz hier gewöhnt haben. Die Sorgen, die meine schwarze Umgebung euch einzulösen scheint, sind ganz überflüssig. Die Gesellschaft ärgert einen zuweilen durch Faulheit und Indolenz oder beleidigt feinere europäische Sinne, im übrigen ist sie zufrieden, so lange sie satt ist und nicht mißhandelt wird. Beides trifft bei mir zu.

Am 28. Dezember.

Bei der heutigen Post, die am 20. Januar 1914 in Deutschland eintrifft, muß ich mich mit ein paar Worten begnügen, da ich für die Budgetkommission tüchtig zu tun habe.

Also ihr habt mich unbeschreiblich glücklich gemacht durch eure Briefe und Sendungen. Alles ist prächtig und unbeschädigt angekommen. Das Bäumchen habe ich noch am heiligen Abend in

²⁾ Geburtstag des Vaters.

einen mit Sand gefüllten Kürbis, wie die Dwambos ihn als Trinkgefäß mitschleppen, gepflanzt und dann gepuzt, werde es aber erst am Silvester anzünden, da ich den 24. im Kasino mit den andern zusammen feierte. Es ist noch wunderschön grün und im Lamettaschmuck reizend. Und alle eure Gaben sind so sorgsam und liebevoll gewählt, daß ich jedem unter euch nicht warm genug danken kann. Die Hauptfreude aber, die mir für andres sozusagen zunächst mal den Atem nahm, das waren doch die unvergleichlichen Bilder.³⁾ Ich hab' richtiggehend vor Glück gehult. Als ich all die trauten herrlich gerichteten Räume sah, die schönen Umgebungen und das reizende offene Fremdenstübchen für den Jungen und als schließlich noch die Zimmer sich belebten: hier Mamachen in der blauen Stube, dort am Nähtisch, Papa im Amtszimmer und zuletzt noch die gemütliche Frühstücksgruppe mit dem Hunde, der sein Zuckerstück auf dem Nasel trägt — da konnte ich mich nur immer dankbar freuen und werde noch sehr lange fast keinen Platz für andres haben!

Doch ich muß heut schließen. Es müssen noch ein paar wichtige Berichte mit der Post fort, über die hoffentlich einige alte Perücken in Berlin ins Wackeln kommen.

Windhuk, den 8. Januar 1914.

Arbeitsreiche und schöne Wochen liegen hinter mir. Für den Kampf mit dem lieben Reichstag habe ich nicht weniger als vier Berichte auf einmal schreiben müssen, die zum Teil wenig verbindlich sind. Da der Kommandeur schon in Swakopmund war, als die Unterlagen hier ankamen, mußte ich ohne Vorbesprechung mit ihm arbeiten, was die Sache nicht erleichtert hat. Er hat sie trotzdem unterschrieben, was mich natürlich freut. Ob sie Erfolg haben, wißt ihr eher als ich, wenn ihr lest, daß die Schutztruppe geblieben ist oder verringert wurde. Auch ein — der Entfernung und besondrer Verhältnisse wegen sich schriftlich abwickelndes — Kriegsspiel, Norden der Kolonie gegen den Süden, macht mir viel Spaß. Freundschaft werde ich mir wohl nicht damit erwerben, denn man liebt eben auch in Afrika die Ruhe. Aus anliegendem Gedicht ist zu ersehen, daß ich bereits als „neuer Besen“ berüchtigt bin.

Der heilige Abend fing ganz herrlich mit eurem Telegramm an. Nach dem Einpflanzen des Christbäumchens, das heute noch einen reizenden und duftenden Schmuck meines Wohnzimmers bildet, wurden Briefe gelesen und dazu wurde andauernd gefrühstückt und geknabbert. Das war sehr gemütlich und ist mir sogar gut bekommen. Verdorben ist von den herrlichen Sachen, die Eltern-, Schwestern- und Freundeshände für mich bereitet hatten,

³⁾ Aufnahmen der elterlichen Wohnung.

gar nichts. Selbst die Äpfel waren zum Teil noch gut, doch empfehlen sie sich nicht als Beipack, da sie die andern Dinge feucht machen.

Nach diesem beschaulichen Tage begab ich mich, ohne mich im Bureau zu überanstrengen, zum Mannschaftsfest und von da ins Kasino. Der Vorstand hatte seine Sache prächtig gemacht; das fertig gewordene Zimmer — wir sind im Umbau — mit richtigem Parkettfußboden, dem ersten in Südwest, war mit Tannengrün geschmückt, ein blühender Dornbusch war als Christbaum frisiert und darunter war die Verlosung aufgebaut. Jeder hatte 20 Mark eingezahlt, so daß sehr nette Sachen aus Deutschland hatten bestellt werden können. Für die Mitglieder des Stabes hatte Hendebreck noch je ein hübsch ausgesuchtes Geschenk gesandt, für mich eine in Ganzleder gebundene Sammlung Goethescher Zitate „Goethe der Bildner“. Da wir uns fast noch gar nicht kennen, wirklich mit Überlegung und Liebe ausgewählt. Gewonnen habe ich außerdem eine sehr schöne Reitgerte mit dickem Silbergriff. Die Windhuker Damen hatten verschiedene Kuchen zum Feste beigesteuert. Den ersten Feiertag wurde noch gefaulenzt, vom zweiten an bis gestern (7. Januar) stramm gearbeitet.

Meine Reise nach Lüderitzbucht ist vorläufig ausgefallen, da der Kommandeur die Schiffe in Swakopmund begrüßen muß. Ich bin für den 18. Januar dorthin befohlen, werde also unsere Marineleutchen mit empfangen und die neuesten Dreadnoughts zu sehen bekommen. Das ergibt voraussichtlich drei für den Magen nicht ganz leichte Tage (20. bis 22. Januar). Dann kehren wir vermutlich zusammen nach Windhuk zurück, da der Kommandeur an Kaisers Geburtstag hier kaum entbehrt werden kann, und gehen erst Mitte Februar für etwa anderthalben Monat nach dem Süden zur Besichtigungsreise. Vielleicht läßt sich dabei Lüderitzbucht nachholen. Im übrigen kommt hier mehr noch wie zu Haus alles anders als geplant. Ende Mai ist Landesausstellung und Jubiläum der Truppe; da muß der Kommandeur jedenfalls drei Wochen vorher hier sein und ich auch. Also das dürfte wieder ein fester Pol sein in der Erscheinungen Flucht.

Mein Leben spielt sich zurzeit etwa folgendermaßen ab. Um 5 Uhr erscheint auf leisen Sohlen — nämlich „barbs“¹⁾ — Martin außerhalb meines Schnakenhimmels und grüßt, bis ich aufwache. Reden tun meine Jungens nämlich fast gar nicht, was durchaus angenehm wirkt. Es ist um diese Tagesstunde herrlich kühl und frisch. Oberflächlich gewaschen, stürze ich mich in mein — wie alles hier unvorschriftsmäßiges — Phantasielostüm. Schwarze hohe Stiefel (Armee), graue Generalstabsbreeches (Armee-Felduniform), weiße Chinajacke mit Südwestknöpfen (gibt's überhaupt

¹⁾ Schlesischer Provinzialismus für „barfuß“.

nicht) und Südwestfeldmütze aus Heimatstoff (gibt's ebenfowenig). Hübsch bin ich aber sehr! Halb sechs erscheint August mit Beate für mich und einem netten alten Schimmel für sich. Sehr viel Möglichkeiten der Richtung gibt es nicht, da fast alle Straßen felsig sind. Ich reite also gewöhnlich nach Norden ins Brackwassertal oder nach Süden an die hohen Berge heran. Die Landschaft wird unter dem jetzt fast jeden Nachmittag fallenden Gewitterregen von Tag zu Tag schöner. Zwischen dem schon lange grünen Dornbuschdickicht breitet sich ein Teppich von gelben Anemonen und üppigen Kräutern aus. An den Wasserrinnen, die jetzt ab und zu sogar fließen und fast stets ein paar freundliche Pfügen enthalten, ziehen sich lange Wiesen voll weißer Lilien hin. Die kahlen roten Berge laufen grün und gelb an bis hoch unter die Felskuppen und der strahlende Frühlingssonnenschein^{*)} wirft goldene Lichter und tiefe blaue Schatten. Um halb sieben stehen die Fliegen auf und um 7 Uhr muß man spätestens zu Hause sein. Inzwischen hat sich Martin gewaschen und das Wohnzimmer naß aufgewischt, Sonnabends sogar mit einer Mischung von Petroleum und Staub. Das macht er sehr gründlich und ordentlich, wie er überhaupt als Stadtjunge seinen Ruf einer „Perle“ eher rechtfertigt als auf Bad. Das Petroleum liebt er sehr und da es die Ameisen fern hält, lass' ich ihn gewähren. Ich steige ins Bad, das am Abend vorher eingelassen und bei offener Tür über Nacht mit +20° C eiskalt geworden ist. Beim Frühstück besuchen mich die Hunde meines trefflichen Hausgenossen und guten Freundes Hauptmann Müller, der später als ich reitet: ein allerliebster Hühnerhund und ein kleiner und frecher schwarzer Dackel. Wenn sie sich überzeugt haben, daß ich immer noch keine Semmeln besitze, die sie leidenschaftlich lieben, sondern bloß Kuchen, den sie nicht mögen, sinkt ihre Laune und, durch ein Stück Zucker getröstet, ziehen sie ab. Dann erscheint Wilbertine, die reißige Waschfrau, mit fürchterlich dummem Gesicht und großen erstaunten, beinahe schönen Augen, ziert sich, schämt sich, krümmt sich, gerade wie ein Provinzbäckfisch und grunzt irgend etwas Unverständliches. Martin dolmetscht: „Ein gelber Knopf“ — „Stärke“ — „Seife“ — — was sie gerade begehrt, und sie zieht, genau wie vorher die beiden Hunde, befriedigt wedelnd von dannen. Dann gehe ich durch unsern Garten und durch den des Gouverneurs zum Bureau, an einer Schar von schwarzen Waschweibern vorbei, die ein appetitlicher weißer Stubenbolzen beaufsichtigt, allseitig mit Wohlwollen begrüßt. Zuweilen begegne ich auch den lieben braunen Augen des Fräuleins v. Z.

Jetzt kommt die dienstliche Post zum Durchlesen und zur Verteilung, woran sich Besprechungen mit andern Sektionen schließen.

*) Die schönsten Lenzmonate sind Dezember und Januar.

Um 12 Uhr findet Frühstück im Kasino statt, das schon recht hübsch geworden ist, namentlich eine reizende große Veranda mit Fernblick bekommen hat. Heimgang mit Müller und seinen Hunden. Der Dackel war neulich in meinen Aktenschrank gekrochen und ich hatte zugeschlossen, ohne ihn zu merken. Als wir ihn dann auf dem Rückwege befreiten, kam er uns mit einem Bündel zerrupfter Akten im Schnauzel entgegen. Seine Seligkeit war so wundervoll, daß man ihm unmöglich böse sein konnte. Gott sei Dank, hatte er auch nur altes wertloses Papier zerrissen und die guten Karten, an die er dann geraten war, erst am Rande rings herum verspeist. Wir hatten ihn befreit, ehe er an die Wurst dieses Butterbrotes, den Druck — Kupferdruck! — herangekommen war. Immerhin habe ich dringend einen eisernen Schrank für meine Geheimakten auf diesen Vorfall hin verlangt und kriege ihn auch.

Zu Haus wird dann während der größten Hitze geschlafen. Die Wohnung ist stets herrlich kühl gegen draußen. Die früher gemeldete Temperatur von 42° C im Schatten ist übrigens ein Irrtum gewesen. Als das Glas am nächsten Tage auf beinahe 45° stieg, untersuchte ich die Dinge näher und fand, daß die Sonne die Rückseite der Holzwand, an der das Instrument hing, heizte. Bei anderer Befestigung ist es nie mehr auf 40° gestiegen. Immerhin sind die 22° im Zimmer himmlisch kühl dagegen. Zwischen 3 und 4 Uhr erscheine ich dann wieder im Geschäftszimmer und arbeite bis 5 Uhr. Manchmal kommt Müller mit auf die von August gelenkte „Generalstabskarre“ und Max, der Dackel, darf dann zwischen uns sitzen, was er mit unendlicher Würde tut, während der Vorstehhund den Wagen freudig umkreist. Dann fahren wir den Berg hinunter, die schöne chaussierte (!) Storestraße, Windhuks „Leipziger Straße“, entlang, auf der zu dieser Zeit alles sich sehen läßt, was ein bißchen was ist, namentlich, infolge der zahlreichen Einkerstellen und Kleinsiedlungen rings um die Stadt, eine Masse europäischer Weiblichkeit, alles schneeweiß angezogen und die Gesichter durch Riesenstrohhüte gnädig verhüllt. Unzählige Köter fallen den Wagen an; schlecht gelenkte Gefährte aller Art bringen ihn fast zum Umwerfen, aber mit den Füchsen kommt keiner mit. Das gesamte schwarze Volk macht vor dem anständigen Wagen Front und zieht grinsend seine Straußfedernhüte. Denn für äußere Aufmachung hat der Sérero sehr viel übrig, weil er selbst so eitel ist.

Dann wird noch schnell ein frisches weißes Röckel angezogen — unten herum war man schon vorher schneeweiß — und um 7 Uhr ins Kasino gegangen. Unterhaltung viel Kommiß und viel Klatsch. Aber es sind viele sehr sympathische Menschen darunter.

An einem der Weihnachtsfeiertage war ich abends bei einer

Gesangsvereinsfeier, die genau so in Schrimm^{o)} hätte stattfinden können. Auch im Kino war ich schon und heute abend sind tatsächlich die Leute, trotzdem kein Gewitter war und die Abendkühlung insolgedessen gering ist, wieder in den heißen Saal gekrochen. Allgemein sagt man mir: „In einem halben Jahre sind Sie genau so stumpfsinnig wie wir!“ Nous verrons!

Sehr hübsch war Silvester im Kasino. Es war eine wunderbare Nacht und der Blick über die Landeshauptstadt mit ihren zahllosen im Grün zerstreuten, von bengalischen Flammen bestrahlten Berghäuschen war ganz einzig. Die Sterne funkelten, Glocken läuteten und die Frösche schrien gellend dazwischen. Herrliche Sonnenuntergänge haben wir fast jeden Abend und die Gewitter sind großartig.

S w a k o p m u n d , den 26. Januar 1914.

Eine ganze Reihe schöner Festtage liegt hinter mir. Und es verlief alles sehr vergnügt, interessant und im allgemeinen harmonisch.

Hoffentlich bleibt uns der Kommandeur erhalten. Ich glaube, wir treten uns auch persönlich mit der Zeit näher, was bei seiner großen Liebenswürdigkeit gegen jedermann nicht ganz leicht ist, zumal wir in dem Vierteljahr meiner bisherigen Tätigkeit wenig zusammen waren. Sehr gefreut hat es mich, daß er meine zum Teil recht scharfen Berichte für Berlin ohne jede Abschwächung unterschrieben hat und sogar einen noch weitergehenden mit dem Statsvorschlag jetzt vorlegen will. Wir ziehen also — ohne jede große vorgängige Verabredung — am selben Strang und das ist zunächst die Hauptsache. Der Gouverneur hat ebenfalls anstandslos unterzeichnet und wenn nicht gerade Rechenberg an Solfs' Stelle kommt, dürfte vorläufig der Zweck, die Schutztruppe zu erhalten, erreicht werden. Im Zusammenhang mit diesen Fragen werden deutsche Zeitungen die südafrikanischen Dinge vermutlich recht schwarz zu färben bestrebt sein. Aber niemand sollte sich dadurch beirren lassen. Der Streik und der Eingeborenenputsch in der Union kamen uns für die Verhandlungen der Budgetkommission natürlich sehr gelegen, und um diese Geister aufzurütteln, muß man schon etwas malen. In Wirklichkeit handelt es sich bloß darum, eine gesunde Grundlage für eine F r i e d e n s t r u p p e zu schaffen. Bisher wird von Jahr zu Jahr abgestrichen, und da kein Mensch weiß, mit welchen Kräften demnächst zu rechnen ist, befinden wir uns hier in dauernden Provisorien, die auf die Länge unhaltbar werden.

Meine dienstliche Tätigkeit wird in der nächsten Zeit durch die große Südbezirksreise des Kommandeurs ganz in Anspruch genommen werden. Wir fahren voraussichtlich am 14. Februar

^{o)} S. Vorwort.

mit der Eisenbahn ab Windhuk nach Mariental, am 15. weiter nach Gibeon, von dort mit Karre nach Kranzplatz, um die Batterien zu besichtigen, dann mit Karre und Eisenbahn (Gibeon—Itswisis) zur Kompanie Kabus, und weiter nach Keetmanshoop zur Besichtigung des Verkehrsuges. Es folgt ein sehr schöner Ritt durch die kleinen und großen Karasberge nach Ukamas und dann weiter nach Warmbad und Kanus, wo überall Kompanien stehen; daran schließt sich eine nochmalige Bahnfahrt über Seeheim und Brackwasser, eine Fahrt im Auto nach Chamis und Aus, wo Kompanie und Pferdedepot auf uns warten, und endlich die letzte Eisenbahnstrecke Brackwasser—Lüderitzbucht. Hier, wo wir Ende März ankommen werden, haben wir etwa acht Tage zu tun, wobei all das Interessante nachzuholen ist, was jetzt des Flottenbesuches wegen ausfallen mußte. Erzwischen wir dann nicht schon vorher einen bequemen Frachtdampfer, so kommen wir in den beiden Ostersfeiertagen mit „Rhenania“ nach Swakopmund und fahren also etwa am 14. April wieder nach Windhuk. Ein feiner Plan — leider kommt's nur in Afrika meist anders, als geplant war, aber oft noch hübscher.

W i n d h u k , am 30. Januar.

Reichliche Arbeit, die ich hier vorgefunden habe, verhinderte mich bisher an der Fortführung meines Tagebuchs. Nun habe ich eure Briefe aus den letzten Dezembertagen erhalten und bin glücklich, daß ihr soweit ein ganz fröhliches Fest verlebt habt, daß ihr euch nicht weiter zerquält und ängstigt, sondern mit gesunden und fröhlichen Augen in die recht helle Zukunft blickt.

M i r geht's natürlich ganz ausgezeichnet. Das Land ist jetzt ein blühender Garten; dienstlich geschehen vernünftige Dinge. Zu Hause scheint Deimling oben zu liegen und in naher Zukunft steht mir eine herrliche sechswöchige Reise durch den Süden mit dem allerliebsten Kommandeur allein in Aussicht. Herz, was begehrt du mehr?

Achtes Kapitel

Schutztruppe und Marine. — Beginn der zweiten Pad

Die Lage von Swakopmund. — Plan für die Vereisung des Südbezirks. — Abordnung der Schutztruppe. — Fahrt über Usákos durch die Namib. — Ritt in die Dünen der Walfischbai. — Ankunft der „Straßburg“. — Begrüßung durch den Stab während eines Tornados. — An Bord des „Kaiser“. — Festprogramm. — Oberleutnant Drews. — Rückkehr nach Windhuk durch den blühenden Frühling. — Damentonflikte. — Die gefährlichen Frauen der Kolonie. — Besuch des Kronprinzen wird erwartet. — Einweihung des Windhuker Kasinos. — Heydebred immer auf der Höhe der Situation. — Abfahrt nach dem Süden. — Bastard- und Bersebaner Land. — Major Franke als „Held von Omarúru“. — Der „künftige Brotherr“ und seine Tierliebe. — General v. * sucht eine Farm für seinen Sohn. — Ankunft in Gibeon bei Hauptmann Pabst. — Wertvolle Besichtigung. — Kranzplatz am Fischfluß. — Ein afrikanisches Idyll. — Pavian und Hund, eine Fabel. — Der Süden, landschaftlich. — Die Schattenseite: zu gute Verpflegung. — Betrachtung über Zabern. — Neue Berichte und Pläne. — Langeweile gibt es in Afrika nicht. — Der Kronprinzenbesuch zweifelhaft geworden. — Zwischen Weißrand und Schwarzrand. — Baumlose und steinige Ode. — Erste Weide in Itfawisis. Silbergraues Grasmeeer. — Gärten von rührender Armllichkeit in Rabus. — Autofahrt zum Remonteposten Rangus. — Erstes schönes Landschaftsbild mit herrlichen Gebirgsformen bei Keetmanshoop. — Auftauchen der Großen Karasberge. — Johannerhaus in Keetmanshoop. — Das dritte Tagesbad. — Militärisch interessante Station. — Eintreffen der Berliner Post mit Briefen der alten Kameraden.

Windhuk, am 9. Februar 1914.

Übermorgen früh geht's nach dem Süden — voraussichtlich für 6 Wochen. Da muß ich also schleunigst die Swakopmunder Lage noch schildern. Die anfangs so streng geheim behandelte Flottenvisite sollte am 19. Januar abends in Szene gehen. Die kommandierte Abordnung fuhr deshalb am Sonnabend, den 17. von Windhuk ab. Major Ritter, Intendanturrat Franz und der Adjutant des Nordbezirks, Oberleutnant Drews, waren die denkbar angenehmste Reisegesellschaft. Ritter mit seinem aggressiven und doch

nie verletzenden Witz, Drews trockner Humor und die etwas feierliche Höflichkeit des Bayern Franz ließen trotz blöder Hitze keine Langeweile aufkommen. Bei Donner, Blitz und strömendem Regen gelangten wir nach endloser Bummelerei bis Karibib, wo wir erfuhren, daß der Bahndamm bis Usákos mehrfach weggeschwemmt und an Weiterbeförderung nicht mehr zu denken sei. Wir übernachteten im wohlbekanntem Hotel zusammen mit einer kleinen Milliarde winziger Ameisen, die ihren Hochzeitsflug in unsere Räume verlegt hatten. Zu uns gesellte sich noch ein netter Polizeihauptmann Hensel und der leider kranke Leutnant v. Geldern, der seinen Urlaub mit dem Dickkopf der Jugend und mit dem Erfolg angetreten hatte, daß er in Swakopmund sofort das Lazarett beziehen mußte, wo er jetzt noch liegt.

Leicht angefressen, bestiegen wir am nächsten Morgen zwei Maultierkarren, die Jungen mit dem Gepäck einen Kolonnenwagen, und erreichten so viel bequemer und schöner die Bahn bei Usákos. Die Fahrt bergab durch die Namib war wunderschön. Die endlosen Hänge des Khanreviers, nach beiden Seiten abgedachte Flächen so breit wie der Reichenbacher Kreis, flammten in der sengenden Sonne, während im Hintergrund über den malerischen Bergen Gewitter und Wolkenbrüche sich entluden. Die letzten Berge vor Swakopmund in Abendbeleuchtung vor der meilenbreiten gelben Wüste waren der Aufnahme wert, die freilich die eigentümlich trostlose Stimmung nicht wiedergibt.

Unten an der See kam es uns bitter kalt vor. Die Schiffe hatten Verspätung und wir hatten Zeit zu gemütlichem Badeleben und höchst sorgloser Erholung, wobei wir die sich bietenden Genüsse: Bad, Strand, Brandung, Hafensbetrieb gründlich auskosteten. Da die Mariners leidenschaftlich reiten, war auch ein Kommando zu Pferde aus Karibib durch die Namib beordert worden und ehe die Seeleute kamen, standen die Gäule zur Verfügung. So bin ich weit ins Dünengebiet der Walfischbai hineingeritten.

Am 21. Januar kam endlich die „Straßburg“ und gleichzeitig Sturm. Hendebreck fuhr mit dem Adjutanten Birmond und mir auf dem großen Schlepper der Woermannlinie hinaus, und die Fahrt allein hätte den Geschwaderbesuch gelohnt. Wir gingen so nahe heran, daß wir die Post mit einem Strick hinaufgeben konnten, und während der Oberstleutnant und der Offizier vom Dienst sich mit allem Aufgebot ihrer Lungenkraft formvollendete feierliche Grüße, Wünsche und Versicherungen des Bedauerns zuschrien, gingen die Spritzer in weißen Gischtreifen über uns weg und Ströme von Seewasser schossen in unvorsichtig hingehaltene Ärmel von der Hand hinauf bis zur Achsel und oben in den Kragen hinein bis in die verborgensten Schlupfwinkel.

Der Wind, ein richtiger kleiner Tornado, ließ zwar bald nach, aber am nächsten Morgen, als die Panzer kamen, stand draußen

eine so schwere Dünung mit der dazu gehörigen Brandung, daß zunächst überhaupt nicht hinausgefahren werden sollte. Da wir hier aber keine Leute sind, die sich leicht von einer einmal gefaßten Idee abbringen lassen, fuhr zunächst Heydebreck wieder mit uns beiden hinaus, diesmal in feierlichem Aufzug, kletterte an Bord des „Kaiser“ und meldete sich. Der Kommandant v. Trotha war ein famoser Mann, der uns persönlich durch alle Winkel führte. Das sehr reichliche Festprogramm begann mit einem Frühstück, das wir den an Land gekommenen Offizieren gaben. Da aber die beiliegende „Swakopmunder Zeitung“ den ganzen Verlauf der offiziellen Feierlichkeiten höchst anschaulich schildert, kann ich einen besonderen Bericht ersparen.¹⁾ Ich blieb noch zwei Tage, um den schönen Badestrand zu genießen, wobei ich täglich mehr in Drews einen prächtigen Menschen kennen lernte, der leider bald nach Hause geht.

Am 27. Januar fuhren wir dann in einem Sui mit dem Schnellzuge hinauf nach Windhuk. Nach den starken Güssen der vorigen Woche war das Land nicht mehr wiederzuerkennen. Fast bis zur Küste war die Namib grün, hatte es doch einmal sogar in Swakopmund geregnet, seit vier Jahren zum erstenmal. In den Rivieren flossen noch Bächlein und Bäche; der Weißdorn war mit gelben Kugelblüten übersät; die angeschwemmten Sandbänke erschienen wie mit einem keuschen hellgrünen Schimmer überzogen und zwischen den dunklen Sträuchern standen fette Wiesen und endlose goldglänzende Felder. Überall jubilierten die Vögel; in den hohen Kronen der Riviérbäume schrillten die Grillen und, gegen den honiggelben Abendhimmel gekehrt, zogen die schwarzen Halbmonde der Dornbüsche wie ein endloses Stickeremuster an den Wagenfenstern vorüber. Nach der Ankunft zog ich sofort einen reinen Menschen und einen weißen Anzug an mit Orden

¹⁾ Der zweitägige Besuch des aus den Schlachtschiffen „Kaiser“ und „König Albert“ sowie dem kleinen Kreuzer „Straßburg“ bestehenden „Atlantikgeschwaders“ rief begreiflicherweise die größte Begeisterung in der Kolonie hervor. Leider hinderte das stürmische Wetter den allgemeinen Besuch der Panzer (Flaggensignal: FN = „Es wird nicht an Bord gegangen“). Dafür wurden Offizieren und Mannschaften an Land schöne Feste gegeben. Die dabei gehaltenen Reden brachten nicht nur das Selbstverständliche zum Ausdruck, sondern prägten das Erscheinen der stolzen Schiffe zu einem Symbol des Friedens, mindestens aber zu einer Gewähr sicherer Hilfe im Falle feindlicher Bedrohung. „Wir sehen und fühlen, daß wir uns hier draußen, weitab vom Schutze deutscher Heeresmacht, auf den Schutze durch des Reiches Flotte verlassen können, wenn ernste Zeiten an uns herantreten sollten!“ Und der Zeitungskommentar stellte in den Mittelpunkt seiner Ausführungen den Satz, daß „die Entsendung der Schiffe in ferne Gewässer der deutlichste Beweis der wesentlichen Besserung der Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien sei“. (Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung vom 24. Januar Nr. 7.) Und das am 20. Januar des Jahres 1914! D. S.

und Achselschnur — hier „Affenschaukel“ genannt — und amüsierte mich noch stundenlang auf dem Kaisergeburtstagsball unsrer Leute.

Seitdem habe ich viel gearbeitet, eine nette Abendgesellschaft bei Hendebreck zur Begrüßung der jungen Frau Ritter mitgemacht, den ersten Damenkonflikt der Kolonie miterlebt und den zweiten mit innigem Behagen erzählen hören. Das kann noch ganz entsetzlich werden — entsetzlich komisch nämlich für unbeteiligte Zuschauer. Ich habe sogar selbst schon etwas abgekriegt. Weil ich die Robbenfalle der Kolonie nicht für standfest genug hielt, wurde mir von schöner Seite erklärt: „Reden Sie doch nicht solchen Blödsinn!“ Ich habe mich krank gelacht. Meine kleine braunäugige Nachbarin liegt leider auch im Lazarett Swakopmund. Aber bei der Gefährlichkeit der hiesigen Frauen hat das vielleicht auch sein Gutes. Dieser Tage langte ein Frischherausgekommener gleich verlobt an. Die Langeweile von Lissabon bis Teneriffa hatte für den Unglücklichen genügt. Wie er sich jetzt seine Afrikadienstzeit denkt, ist noch nicht offenbar geworden.

Meine Reiseabsichten sind aus anliegendem Plan zu ersehen. Was wir sonst noch Nettos vorhaben, ist leider geheim (steht aber vielleicht schon zu Haus in der Zeitung!). Kronprinzens wollen uns besuchen. Na, warten wir's ab! Hier kommt doch alles anders; hübsch wäre es freilich.

R a b u s , am 17. Februar.

Seit Mittwoch, den 11. früh bin ich wieder unterwegs. Die Zeit vergeht im Fluge. Am Dienstag war Einweihung des Windhuker Kasinos, das sehr hübsch geworden ist. Statt, wie bisher, über Bauschutt zu stolpern und ohrenbetäubenden Lärm vom Parkettlegen und Wellblechdichten zu hören, konnten wir mühelos 40 Personen setzen, behielten noch ein ganzes Zimmer für die Musik und viel Platz zum Tanzen, daneben die ganze große Veranda zum Luftschnappen für uns und die kleine für die zahllosen Hunde, ohne die hier kein Besitzer ausgeht. Hendebreck war, wie immer, auf der Höhe der Situation, lebenswürdig aufmunternd oder leicht ironisch absprechend, herzlich oder kühl, anregend oder allzu hochgehende Wogen beruhigend — immer gerade so wie es paßte. Von den Regierungsbeamten waren einige, die von der Wichtigkeit ihres Amtes oder ihrer Person noch nicht geblendet waren, außerdem Erzellenz v. * und mehrere der angeseheneren Einwohner der Stadt unsere Gäste. Der Ausbruch zum Bahnhof um 7 Uhr früh kam Abreisenden und Geleitgebenden überraschend.

Im übrigen bot die Fahrt wenig, was von der vernünftigsten Verwendung dieses Tages, dem Schlafen, hätte ablenken können. Nachdem die Berge südlich Windhuk durchbrochen waren, kam man in das Bastard- und später ins Bersebaner Land, die beide ganz

unerlaubt triste Flächen sind und deren Häßlichkeit nicht einmal groß genannt werden kann. Der von einem Wolkenbruch zurückgebliebene Teich, der sich quer über den Schienenstrang gelegt hatte, hielt uns noch ein bis zwei Stündchen auf. Schließlich gelangten wir nach Mariental, wo wir in einem ziemlich öden Bahnhofsrestaurant speisten. Heydebreck und ich nächtigten im Salonwagen, der dem Oberstleutnant stets zur Verfügung gestellt wird, sehr bequem und sauber, während Franke und Erzellenz v. * im Lokal übernachteten und entsprechend gebissen wurden. Franke kam übrigens von seinem zehnjährigen Jubiläum der Befreiung Omarurus zurück und wohnte als Kommandeur des Südbezirks der Besichtigung seiner Kompanien und Batterien durch Heydebreck bei. Ich fand bald heraus, daß sich auch mit ihm wird leben lassen, wenn er einmal Heydebrecks Nachfolger wird, was bei seinem Namen als „Held von Omaruru“, als „Pour le mérite-Mann“ und so, die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Im übrigen wird er mehr von mir und andern Schreibern abhängig sein als für die Sache gut ist. Für mich ist das ja entschieden bequem, aber was an mir liegt, werde ich versuchen, Heydebreck die Lust zum Hierbleiben möglichst lange zu erhalten. Eine sehr liebenswürdige Seite in Frankes Charakter ist seine fanatische Tierliebe. Zu sehen, wie er seine Untergebenen mit Pferdepflege schindet, ist wahrhaft belustigend. Dafür sehen die Tiere aber auch aalglatt aus und wo sein Auge hinsfällt, gehen die magersten Böcke auf wie Hefenklöße.

Erzellenz ist der Vater eines hoffnungsvollen zukünftigen Farmbesizers, zurzeit noch Oberleutnants bei der Schutztruppe. Noch sehr jugendlich und sehr gesprächig, ist der General eine überaus sympathische Persönlichkeit als Mensch wie als Vater. Seit Monaten durchquert er hier Afrika in allen Richtungen, um für seinen geliebten Filius eine recht schöne Farm zu finden. Hat er eine, so ist sie aus diesem oder jenem Grunde unverkäuflich und die demokratisch gesinnte, stark mit Süddeutschen gemischte Beamtschaft behandelt die preußische Erzellenz nicht gerade entgegenkommend. Aber er läßt sich's nicht verdrießen und sucht weiter. Jetzt scheint er endlich zu einem wahren Liebhaberpreise gekauft zu haben. Möchte der spröde Boden Afrikas nicht allzu harte Enttäuschungen für den Vater mit sich bringen!

Für die Stimmung des ersten Reisetages war übrigens der angenehm plätschernde Bach der „erzellenten“ Reden durchaus das Richtige. Man brauchte nur zuzuhören, ohne selbst etwas zu sagen.

Am 12. fuhren wir mit der Bahn bis Gibeon,²⁾ wo uns

²⁾ Im Kriege einer der Namen, an die sich eine verhängnisvolle Entscheidung knüpfte.

Hauptmann Pabst mit zwei Maultierkarren erwartete. Ich war nach einigen vorausgegangenen Telephongesprächen darauf gefaßt, einen bis zur höchsten Wut gereizten Tiger zu finden. Die Besichtigung kam ihm nämlich unmittelbar vor seiner Urlaubsreise und nach einer langen Hungerperiode seiner Tiere so ungelegen als möglich. Aber als er sich hatte „ausprechen“ können und als ich ihm unsere Gründe für die Notwendigkeit des Besuches auseinandergesetzt hatte, bekehrte er sich rasch. Und jedenfalls klappte bei ihm das Unerwartetste am besten und wir schieden als Freunde. Kranzplatz liegt am Fischfluß, aber 15 km von der Bahn entfernt, die, nicht vom Militär, sondern von Zivilgewaltigen angelegt, alle wichtigen Punkte und einigermaßen zukunftsreichen Landstriche ängstlich vermeidet. Die Meisterwerke unserer Bureaukratie liegen hier auf Schritt und Tritt an der Straße, und sie zu beschreiben, ist meine Zeit augenblicklich zu kostbar. Ich werde die Anekdoten ein andermal berichten. Tatsache aber ist jedenfalls, daß, wo etwas Vernünftiges in Afrika besteht, man zehn gegen eins wetten kann, daß es von der Truppe stammt. Und das letzte Zehntel auch nicht von der Zivilverwaltung. Vielfach sind die Anlagen, wenn der militärische Schutz zurückgezogen wurde, was bei der dauernden Verringerung ja oft genug geschehen mußte, vom Zivil übernommen worden und dann sieht man zerfallende Gebäude, vertrocknete Gärten und verballhornte Ideen, wohin der Blick nur fällt. Wer hier mit offenen Augen reist, muß preußischer Partikularist und Vorkämpfer einer Militärdiktatur werden. Und die Ereignisse im lieben Vaterlande scheinen ja auch denen daheim allmählich die Augen zu öffnen. Die Reichsbeamtenschaft ist absolut demokratisch, und wenn Bismarck heute die Ausführung seines Beamtengesetzes sehen würde, machte er's ebensogut anders wie sein Reichstagswahlrecht.

Ich wohnte zusammen mit dem ersten Adjutanten des Südbezirks, Oberleutnant Schütze, in einem netten Zimmer, das in einer Ecke eine Art offenen Kellers mit darüber hängender Brause — das Bad — gleich einschloß, eine sehr praktische und sehr angenehme Einrichtung. Zum Zähneputzen begibt man sich vor die Tür; es gibt viel Gegend in Afrika, auf die man spucken kann. Da das Kasino noch im Bau war (denn Kranzplatz ist seit dem großen Kriege bis vor einem Jahre unbesezt gewesen und muß deshalb ganz neu hergestellt werden), aßen wir in einer alten halbzerfallenen Döckerbaracke, aber es war doch sehr gemütlich. Für unser leibliches Wohl sorgte der Doktor, da der Oberleutnant v. Lichtenstern auf Buschmannstreife in der Nauklust³⁾ war. Abends saßen wir dann draußen auf dem Hügel, hoch über dem hübschen Fischflußtal, und ließen uns den abendlichen Sturm um die Nase wehen.

³⁾ Gebirge im Südwesten der Kolonie.

Nebenan hockte der übliche Pavian auf seinem Thron, einer in Baumkronenhöhe auf einem Pfahl befestigten Hundehütte, oder spielte mit einem famosen Dobermannpintfcher. Wurde der Hund zu angriffslustig, so ergriff der Affe einen Stein und schleuderte ihn in die Luft. Sofort jagte der dumme Köter hinter dem Stein her, um ihn zu apportieren, und der Affe fand Zeit, sich auf seinem Pfahl in Sicherheit zu bringen. Dann guckte er wie ein gelangweilter Philosoph etwas höhnisch auf das Hundevieh herab, das eifrig wedelnd mit dem Stein im Maule zu seinen Füßen erschien. Auch ein Beitrag zur Geschichte von den „denkenden Tieren“.

Am einem Abend wurde probemobil gemacht, was aber Pabst in seiner Ruhe nicht störte. Die Batterie war denn auch, wie vorgesehen, in zwölf Stunden marschbereit und wir machten eine nette kleine Übung im Fischflustal, bei der ich ein gutes Pferd ritt und mich prächtig unterhielt.

W a r m b a d , den 7. März.

Ich hoffe, daß ich morgen endlich wieder an mein Tagebuch gehen kann, sonst kommt die Geschichte meiner zweiten großen Fahrt durch Südwest am Ende nur lückenhaft und kurz zu euch und auf die Nachwelt. Und das wäre doch schade.

Vorläufig will ich 'mal eine dem Dienst und dem Pableben — lies: Schlafen, Essen, Reiten, Fahren, Trinken, Kochen und zuweilen sogar Waschen — abgeluckste Stunde zu einer bescheidenen Vorrede benutzen.

Der Süden der Kolonie ist unendlich wüst, aber nicht nur militärisch interessant, und wenn man mit Heydebreck und Franke reist, für den S o l d a t e n einfach e n t z ü c k e n d. Sonst freilich nähme ich von der Gegend hier keine 100 000 ha geschenkt. Leider muß ich euch zugleich auf einen gänzlich aus der Form gegangenen und vermutlich auch eisgrauen Afrikaner vorbereiten, als der ich nach nunmehr bloß noch anderthalb Jahren zu euch zurückkehren werde. Denn grau werden hier fast alle, vermutlich von der Sonne. Es gibt Oberleutnants, die wie Stabsoffiziere aussehen.

Bei der Dienst- und Gesellschaftsreise, wie ich sie jetzt mitmache, kommt mein Mitteilungsbedürfnis natürlich kürzer weg als damals auf der Jagd- und Vergnügungspad im Norden. Auch eignen sich die Mittagsstunden hier noch viel weniger zum Schreiben als damals die heißesten Monate im Norden. Man ist hier zwar schon aus dem Wendekreis heraus, aber dem kühlen Lufthauch auf Bergeshöhen bis zu 500 m ferner. Außerdem habe ich mich pflichtgemäß um meinen hohen Herrn zu kümmern, um ihn der Kolonie, der Allgemeinheit und mir möglichst unlädiert zu erhalten. Ferner muß ich meinen zukünftigen Brotherrn — vermutlich Franke — kennen und mit ihm umgehen lernen, was einen ganz besonderen Knigge erfordert, und schließlich hat man unterwegs auf Besichtigungsreise auch ab und zu, trotz Afrikas, Dienst.

Die Zaberner Angelegenheiten haben uns mit ihrem Ausgang eigentlich sehr befriedigt. Es sind viele Fliegen mit einer Klappe getroffen worden: Parlamentsanmaßung, Philistersinn, Bürokratenselfstucht und Strebertum in der Verwaltung, und der auf seinen Kaiser eingeschworene, nüchterne, pflichtbewußte und gerade Soldat blieb oben, und dem gehört die Zukunft in Krieg und Frieden.⁴⁾

Ob mein Bericht durchschlägt, kann man nicht wissen. Jedenfalls ist noch nicht das letzte Pulver verschossen und ein neuer Plan schon bereit, falls der erste versagt. Die Ausarbeitung wird mich unterwegs und während der ersten Zeit in Windhuk beschäftigen. Überhaupt wächst die Möglichkeit, zu schaffen, hier mit jedem neuen Eindruck. Langweilen werde ich mich in Afrika nicht, freilich auch manches Unvollendete und noch nicht Angefangene meinem Nachfolger hinterlassen müssen. Was mich dabei noch besonders freut, ist die Übereinstimmung mit meinem Kommandeur auf beinahe allen Gebieten und seine Bereitwilligkeit, jederzeit den Kampf aufzunehmen mit jeglicher Art von Widerständen. Mit solchen Vorgesetzten läßt sich schon allerlei erreichen. Überdies hat er eine ganz besondere Gabe, seine mir natürlich fehlende afrikanische Erfahrung prägnant und verständlich mitzuteilen, so daß das Lernen eine wahre Freude ist.

Der Kronprinzenbesuch erscheint einerseits sicher, andererseits fehlt noch die väterliche Zustimmung. Schade — es wäre so hübsch gewesen, wenn es gelungen wäre, Seiner Kaiserlichen Hoheit Interesse für die Truppe einzulösen, was übrigens auch Franke, den er persönlich kennt, später noch einmal gelingen kann. Ihre Hoheit würde sich allerdings wohl gründlich bei uns langweilen. Jagen hätte sie nicht wollen und das Truppenmanöver, das wir vorzuführen gedenken, wäre für sie wohl nur stundenweise spaßhaft gewesen. Warten wir's also ab.

Ich gehe jetzt zu G., unserem Bondelskommissar,⁵⁾ früher mit mir Kriegsschüler in Hersfeld, zum Tee. Gestern war er mein Gast im Kasino.

L ü d e r i k b u c h t , am 18. März.

Unsere Reise hat sich nach dem Programm fast auf die Minute abgewickelt. Wenn Reibungen entstanden, so hatten andere Leute „gedacht“, statt den Reisebefehl auszuführen. Also ein ganz behagliches Gefühl für mich. Es ist nämlich recht peinlich, wenn man Befehle zur Unterschrift überbringt, die sich nachher als unausführbar herausstellen.

Die Eisenbahnfahrt Gibeon—Itzawisis führt durch eine ab-

⁴⁾ Heute natürlich „veraltete“ Ansicht.

D. S.

⁵⁾ Kaiserlicher Beamter zur Überwachung der Bondelzwards, eines Sottentottenstammes.

D. S.

scheulich häßliche Gegend. Man rollt, in Sonnenglut und Staubwolken gehüllt, auf einer trostlosen Fläche dahin, die links der „Weißrand“, rechts der „Schwarzrand“, zwei gleich langweilige vegetationslose Tafelgebirgslandschaften, begrenzen. So geht es stundenlang im Zuge, tagelang zu Pferde, ohne andere Abwechslung als große und kleine Steine, Schutthalden, Schieferklippen; keine Spur von Weide und Wasser. Ein fast ebenso langweiliger, nur etwas höherer Berg, der Brukaros, steht rechts vor einem, neben und hinter dem Zuge, ohne merklich näher zu rücken. Endlich in Itzawisis, wo wir ausstiegen und das bis dahin vorgefahrene Auto übernahmen, fing die Weide an und gab mit ihrem silbergrau wogenden blühenden Grasmeer hier und da ein ganz nettes Landschaftsbild. Ode genug war's immer noch. Rabus ist auch keine sehr reizvolle Station, trotz einiger viel bestaunter Bäume und grüner Gewächse. Die Leute im Süden sind eben bescheiden geworden. Solch ein „Garten“ hat in seiner Häßlichkeit etwas geradezu Rührendes. Da ist eine Fahnenstange von künstlich geschichteten Klippen umringt, ein regelmäßig aufgetürmter Steinhaufen mit grellweißen Platten belegt oder gar mit Olfarbe bestrichen und einer geschmackvollen Eisentafel gekrönt: ein Reitergrab, ein Gedenkzeichen oder so etwas; dazwischen Wege, daran zu erkennen, daß sie mit in Reihen gelegten großen Steinen von der allgemeinen Schuttfläche sich abheben — das nennt sich dann mit dem stolzen Namen. Aber auch hier wohnten gute Menschen: ein tüchtiger Führer und nette junge Leute, und mancherlei Beziehungen förderten das Ansichtskartenschreiben. Wir sahen ein vorzügliches gefechtsmäßiges Schießen auf kaum erkennbar inmitten der Schuttflächen sich versteckende Ziele bei greulicher Beleuchtung in flimmernder Luft; viele besser gepflegte als gerittene Pferde, und Herden von dicken Maultieren, Eseln und Ochsen.

Eine flotte Ausfahrt — auch Franke hatte von Keetmanshoop sein Fahrzeug kommen lassen — brachte uns zum Posten Rangus, wo die jüngsten Remonten des Südbezirks auf die Verteilung warteten. Es waren recht schöne Tiere darunter, so daß die Hoffnung, hier einmal ein brauchbares Militärpferd auch für heimische Verhältnisse zu züchten, nicht von der Hand zu weisen ist.

Am 17. März nachmittags ging's dann in saufender Fahrt über wundervolle Grasflächen hinab nach Keetmanshoop. Es war das erste schöne Landschaftsbild wieder seit den Nuasbergen südlich von Windhuk. Man überblickt ungeheure Ebenen, von fernen blaugezackten Bergketten oder langen Tafelgebirgen begrenzt, dazwischen eine einzige großgeschwungene Talsenkung mit grünlichem Buschbestand und hier und da eingestreuten schwarzen Klippenhaufen. Wolken Schatten wandern über die silbern glänzenden Flächen und das Auto jagt mit ihnen um die Wette. Ein paar prächtige Gewitter standen um uns herum und trugen wesent-

lich zur Schönheit des Bildes bei. Die Großen Karasberge, unser übernächstes Ziel, tauchten im flimmernden Sonnenglanz auf über ihren Vorbergen, und endlich fuhren wir gerade vor einem gewaltigen Gewitterguß in die staubigen Straßen der südlichen Metropole ein.

Reetmanshoop ist ein greuliches Nest. Wir wohnten im Johanniterhaus, das eigentlich für Freund Storch gebaut ist, aber in seinen sehr schönen Räumen stets noch Platz für den Kommandeur als Gründer, Ritter und Kurator sowie für seinen Anhang bietet. Die recht netten Schwestern verwöhnten uns nach Kräften und pflegten uns tadellos. Zufällig hatten Heydebreck und ich an diesem Tage schon zweimal gebadet. Die erste Schwester wollte uns aber eine besondere Freude machen und schloß an ihren Guten tag sogleich die Mitteilung an, daß für jeden von uns eine Badewanne bereit sei. „Na, W.“ sagte Heydebreck, „wenn wir so schmutzig aussehen, müssen wir wohl zum drittenmal daran glauben!“ Er verkehrte überhaupt so scharmant, halb Onkel, halb Vater, immer ritterlich und dabei leicht ironisch mit den Mädeln, daß sie für ihn durch's Feuer gehen, und für mich fiel auch ein Teil der Begeisterung ab.

Dienstlich war's in Reetmanshoop ganz interessant. Der Verkehrs zug mit seinem fast zu tätigen Chef, eine besondere Art von Reitkunst, technische Fragen, das Kommando Süd mit seinen verschiedenen Persönlichkeiten, der Verlauf der Probemobilmachung und manches andere bot für mich viel Gelegenheit zu lernen, kennen zu lernen und Pläne für künftigen Fortschritt zu schmieden. In Aus hatte ich herrlich viel Post bekommen, darunter auch reichlich aus Berlin, was mir in kameradschaftlicher Hinsicht schon etwas fehlte.

Neuntes Kapitel

Die zweite Pad (Fortsetzung)

Anscheinender Erfolg der Statsvorschläge. — Verhandlung mit Wilbertinchen und mit August. — Arbeitsnot der höheren Kreise. — Ankunft eines kleinen Polizeisergeanten. — Spazierfahrt mit den Schwestern. — Schöne Gras-, Felsen- und Berglandschaft um Keetmanshoop. — Im Löwenfluß. — Besichtigung in Narubis. — Beginn der „Großen Pad“. — Das überlastete Nordauto. — Vom Regen zerrissene Wege. — Wenn einer „gedacht“ hat. — Eindruck der vegetationslosen Landschaft. Vergleich mit dem Norden. — Die Kleinen Karasberge als unschöne Kulisse. — Scheitern des Autos am „Lord Hill“. — Feste Kraikluft. — Hottentottenlist. — Lange Reihen deutscher Soldatengräber. — Die schönsten Stellen: Narudas-Süd und Baek-Rivier den Pferden zuliebe vermieden. — Flache Steinlage als Bodendecke, dazwischen üppige Weide. — Harte Geduldproben. — Sandmund als „idyllisches Ruhetagsquartier“ mit Buschläusen und Sandpannen. — Graf Saurma erscheint als Retter. — Über Steingeröll in die herrliche afrikanische Weite. — Erinnerung an Morengas Niederlage. — Die „Rutschbahn“. — Ein köstliches Bad und ein köstliches Mahl. — Fortsetzung des Rittes über Klippen und Steilhänge. — Wasserstelle Garup. Riviérbett mit merkwürdigen Granitklippen. — Verlassenes Schützenloch der Hottentotten. — Feldmäßiger Anschlag auf einen Adler. — „Bei Frankes“: Früchte mit Reis, auch Reis mit Früchten. — Verfolgung durch die Sonne, verschiedenartige Schattenplätze. — Vorstoß in eine öde Tafellandschaft an verlassenen Dörfern vorüber. — Weg durch das Gebirgslabyrinth gefunden. — Das köstlichste Wasser im Süden. — Festungsartige Kraale und Wachhäuser.

Der Kolonialetat scheint bisher keine Verringerung der Truppe gebracht zu haben und das wäre immerhin schon ein großer Erfolg. Im übrigen arbeiten sich Ideen ja mit der Zeit auch weiter und dringen allmählich durch. Mit inniger Freude, wenn auch vorwiegend mit geheimer, hörte ich vor kurzem meinen hochverehrten Chef und Brotherrn eine Wendung aus meiner Denkschrift gebrauchen, offenbar ohne sich ihres Ursprungs bewußt zu sein, nämlich, daß „Armee und Marine um ihre Fortentwicklung kämpfen, die Schutztruppe aber um ihre Existenz“. Vielleicht prägt sich dieser Satz auch ein paar

harten Berliner Schädeln ein, die weniger darauf eingestellt sind als die hiesigen. Also ich bin zufrieden, sogar mit mir, was man nicht sein sollte. Die Erlaubnis zu einer neuen Mine habe ich mir auch schon erwirkt, und zwar auf einer hübschen Autofahrt durch eine langweilige Steinwüste bei Aus.

Und nun in Erwiderung eurer Frage ein Wort über die „Dienerschaft“. Also ich nähere, kleide und bezahle meine Schwarzen, was aber nicht so schlimm ist als es aussieht. Wenn ich 30 Mark für Wäsche rechne, die ich sonst sicher brauchen würde und 24 Mark abziehe, die ich für den Pferdepfleger (August) über mein Gehalt hinaus bekomme, sind alle Ausgaben mit 50 Mark richtig taxiert. Die Kost ist sehr billig, etwa 17 Mark pro Kopf und Monat; Kleider kauft man aus dem Depot oder schenkt die aus eigenem Bestand abgelegten, deren es bei den hiesigen Dornen und Steinen stets haufenweise gibt. Der Waschfrau verehrt man bloß zu Weihnachten ein Kleid (aus Baumwollstoff, für etwa 16 Mark), das sie im übrigen selber näht, während ihr Gemahl August auch sein Gehalt für sie ausgeben muß. An Geld kriegt dieser jetzt 13, Martin 12 und „Wilbertine“ oder Albertine, wie sie sich zuweilen auch nennt, 8 Mark.

Schmierig und zerrissen sehen sie fast immer aus und man dankt Gott, wenn sie nur nach Tabak stinken, den sie alle drei unausgeseht in schönster Form — als Plattentabak aus kurzen Pfeifen geraucht — verdampfen. Hübsch sind sie nur ohne ihre Lumpen und das verbietet natürlich die Mission. Nur ganz kleine Jungen läßt man im Schurz herumlaufen, und für Jungens dieses Alters habe ich keine Verwendung. Auch lohnt es sich nicht, für zwei Jahre einen anzulernen. Sonst könnte ich ja statt Martins eine billigere Hilfskraft verwenden, aber der nützt mir schließlich von allen dreien noch am meisten. Zum Schreien ist Wilbertinchen, wenn sie Knöpfe annähen oder gar stopfen und flicken soll. Sie kann's übrigens ausgezeichnet, aber ihre Leidenschaften scheinen in anderer Richtung zu liegen. August hat kurz vor meiner Abreise noch ein paar tüchtige Ohrfeigen bezogen. Ich hoffe, daß seine „Hauptlingssohn-Gedanken“ sich seitdem etwas verflüchtigt haben. Nichts kann die Gesellschaft schlechter vertragen als Freundlichkeit. Na, mit der Zeit lernt man schon mit ihnen umzugehen!

Einen rechten Beweis für die Arbeitsnot unserer Kreise brachte der Erfolg einer Anzeige, die mein Kommandeur vor einiger Zeit erlassen hat. Er suchte eine „Köchin“, wörtlich! Gemeldet haben sich zwei Baroninnen und etwa zwanzig Damen aus Offizier- und höheren Beamtenkreisen mit teilweise recht alten Namen. Alle haben sicher nicht auf den „Witwer“ spekuliert, wenn auch die Hälfte damit richtig beurteilt sein sollte.

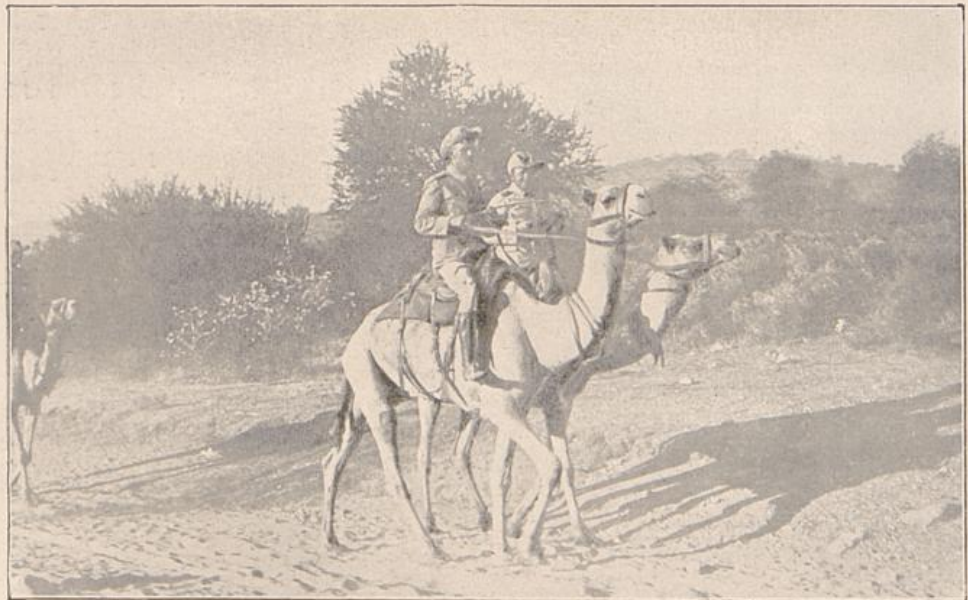
An Bord des „A d o l f W o e r m a n n“, den 29. März.
In der ersten Nacht im Johanniterkrankenhaus Keetmanshoop kam ein kleiner Polizeisergeant auf die Welt. Das Geklapper des Storches war erheblich. Ich schlief trotzdem ausgezeichnet, namentlich, als ich bei einem Aufwachen gegen 2 Uhr morgens feststellen konnte, daß nunmehr das Konzert von dem Baby selbst bestritten wurde. Am nächsten Nachmittag fuhr ich die beiden Schwestern im Auto spazieren, was ihnen einen Heiden Spaß machte und eine recht notwendige Erholung, mir aber mal wieder den Anblick eines erfreulichen Landschaftsbildes verschaffte. Dies Jahr hat es in Keetmanshoop gut geregnet, und unsere Pad führte über eine herrliche blühende Steppe silbergrauen Grases. Hier und da tauchten schwarze Felsbrocken, zu merkwürdigen Haufen getürmt, aus der flimmernden Fläche und, aus der Ferne gesehen, winkten alle die zahlreichen Gebirge der Umgegend durch ihre Zacken, Regel und Spitzen als angenehme Abwechslung mit den ewigen toten Tafelbergen. Am 19. nachmittags verließen wir die Bezirkshauptstadt im Auto. Franke und sein Adjutant waren schon im Südauto vorausgefahren. Auch diesmal noch blieb die Landschaft groß; Ausblicke auf schier unabsehbare Flächen und wirr durcheinander getürmte Felsen, Klippen und Schuttberge wechselten miteinander ab. Erzberger, der sich zutraute mit einer Kompanie die Karasberge von Eingeborenen zu säubern, war der einzige, der uns fehlte. Wir unterhielten uns aber auch so recht gut, zumal Hendebreck unterwegs viel von seinen Feldzügen erzählte. Im Löwenfluß, der natürlich kein Wasser hatte, blieben wir beinahe stecken. Dahinter, im flachen Tal zwischen den Großen und Kleinen Karasbergen kamen wir wieder ganz in die Wüste. Hier war noch kein Tropfen gefallen, alles öder Stein. Auch in Narubis war der dienstliche Eindruck sehr erfreulich. Die Remonten waren die besten, die wir bisher sahen, und auch sonst war alles auf Draht. Meine Unterbringung in einem greulichen Stall voll Fliegen und der ziemlich trostlose Fleck Erde ließ mir aber doch den Abschied recht leicht werden. Nachdem wir teils zu Auto, teils zu Pferde — wobei ich einmal richtiggehend wieder vom Gaul heruntergebockt wurde, was mir schon seit zehn Jahren nicht mehr passiert ist — noch einen netten Weideposten an den Großen Karasbergen besucht hatten, ging es auf die „große Pad“. Am ersten Tage noch zu Auto, das, mit sieben Menschen beladen, alles Mögliche leistete. Außer Chauffeur und Begleiter zwei Jungen führend — Martin saß auf dem Trittbrett — nahmen wir noch einen Leutnant der Batterie zwischen uns. Unterwegs mußten wir das Südauto, das erheblich schwächer ist, auch noch flott machen und an einem Hange eigenhändig hochziehen. Schließlich war der angeblich zur „Chaussée“ ausgebaute Weg von dem wenigen Regen, der gefallen war, total zerrissen und unbe-



Diamantberg bei Lüderisbucht (Seite 112)



Angra-Spise und Lüderishafen vom Diamantberg aus gesehen (Seite 112)



Zwei Offiziere der Schutztruppe auf Reitkamelen (Seite 118)

nuzbar. Außerdem hatte ein Unteroffizier „gedacht“ und mancher eine hatte sich auf manchen andern verlassen. Kurz, ich mußte etwas unfreundlich werden. Der Kommandeur war natürlich auch nicht vergnügt, obwohl er rührend geduldig und, an afrikanische Zwischenfälle gewöhnt, entsprechend seelenruhig ist.

Auch die Landschaft war eine ziemliche Enttäuschung. Von den unendlichen Flächen nördlich Keetmanshoop aus erschienen die Berge noch sehr verheißungsvoll: spitze Türme und Regel in langer Zackenreihe, vom Duft der Ferne unwahrscheinlich gefärbt und über den Horizont hinausgehoben. Wenn die Sonne die Gipfel aufleuchten ließ und tiefblaue Wolken Schatten über die Hänge wanderten, dachte ich hier neue Wunder wie im Norden zu erleben. Aber schon in Narubis zeigte sich der Irrtum. Die Kleinen Karasberge im Westen erschienen als niedriges Plateau und ebenso langweilig waren die Berge südlich Gibeon und die „Großen“ verloren alle Größe. Die trostlose Fläche zwischen beiden; keine Vegetation als alle 1000 m einmal eine dürre Aloë; der Boden so arm, daß durch Fegen vor den Stationshäusern und durch Scharren mit dem Fuße das nackte Felstrottoir zutage kommt, zerstörten vollends jede Illusion. Selbst das herrliche Erongo¹⁾ würde, glaube ich, nach nichts aussehen, wenn man ihm einen so dürftigen Vordergrund gäbe. Je höher wir kamen, desto mehr sanken die Kleinen Karasberge zu einer häßlichen Kulisse zusammen, die wie eine lange Kiste den afrikanischen Horizont versperrte. Der „Schroffenstein“ oder „Lord-Hill“ hatte ja noch seine gute Seite. In den Vorbergen trafen wir auch wieder etwas Gras, außerdem die Ruinen einer im Feldzug von der Truppe besetzten festen Station mit vielen vielen Soldatengräbern. Aber dann kam ein gleichmäßiger, wenig über 100 m hoher Hang; statt des herrlichen Waldes von Waterberg bedeckte ihn dürftiger Pflanzenwuchs, statt leuchtender roter Felsen bildete ein schmales Geröllband und eine niedrige Gesteinsstufe seinen Abschluß. Auf halber Höhe streifte das Auto endgültig. Auch die Steine, die wir ihm eigenhändig unter die Füße breiteten, konnten es nicht mehr veranlassen in Schwung zu kommen, so daß wir zu Fuß hinaufkletterten und das Gepäck durch Tragtiere holen ließen. Unter dem Schimpfen der Paviane lagerten wir uns nahe der Feste Kraikluft. Das ist einer der wenigen Zugänge zum Hochplateau der Großen Karasberge, die vor dem Hottentottenkriege kaum bekannt waren und den auf der schwer erreichbaren Hochebene mit ihren Herden und Nichtkämpfern sicher geborgenen Bondels Gelegenheit gaben, den Verfolger aufzuhalten und vermittelst eines an anderer Stelle aufgemachten Loches sich selbst in Sicherheit zu bringen. Ebenso leicht waren diese Öff-

¹⁾ S. Seite 22 und anderwärts.

nungen natürlich zu benutzen, um den Nachschub der deutschen Truppen abzufangen und die lästigen Telegraphenleitungen zu unterbrechen. Die Patrouillen, die sie flicken sollten, wurden regelmäßig abgeschossen. In langen Linien um die Berge liegen ihre Gräber. Das Plateau oben ist eine reichlich langweilige Hügelandschaft ohne jeden Fernblick. Der schwierige und interessante Abstieg über Narudas-Nord nach Narudas-Süd wurde mit Rücksicht auf die lieben Tiere aufgegeben, ebenso später das Back-Riviér, das landschaftlich der schönste Fleck im Süden sein soll. Da aber zu befürchten war, daß mein Kommandeur um alle notwendigen Lagerbequemlichkeiten kommen würde, gab ich, innerlich nicht wenig schimpfend, den Plan auf. Wir marschierten über Pavianspforte ins Tal hinunter auf einem vom Grafen Saurma bildschön gebauten Wege. Die ganze Gegend ist mit faust- bis zigarrenkistengroßen flachen Steinen bedeckt, auf denen es sich nicht gerade bequem reitet. Aber es steht wundervolle Weide das ganze Jahr über zwischen den Steinen und die Pferde gewöhnen sich an das Gelände. Die Hottentotten sind ja hier nur Galopp geritten. Na, alles in allem war's ein Reinfall mit den „Großen!“

Hendebred und ich absentierten uns etwas und erhielten uns gegenseitig bei guter Laune. Als wir zum Mittagsplatz „Sandmund“ kamen — ein bezeichnender Name für diesen scheußlichen Fleck — war's allerdings ziemlich zu Ende mit unsrer Geduld. Hier sitzt ein gänzlich verkaffeter Weißer mit einer ziemlich kläglichen Herde an einem stinkenden Wasserloch. Nicht einmal Gurken hatte der Mann gezogen. Diesen als idyllisches „Ruhetagsquartier“ ausgesuchten lieblichen Platz überließen wir dankend dem Löwen von Omaruru mit Anhang und gingen über den nächsten Berg. In dem glühenden Sande versuchten wir es uns allein gemütlich zu machen. Leider gab es Buschläuse in Hülle und Fülle und Sandpannen waren zu erwarten. Die Buschlaus sieht aus wie eine überlebensgroße Wanze mit langen roten Beinen und steht ihr an Blutdurst nicht nach. Es ist eine liebliche Zekkenart, die an Widerwärtigkeit nur von den grauen affelähnlichen Sandpannen übertroffen wird. Letztere wird haselnußgroß, wenn sie satt ist, auch so dick, und frißt sich derartig ein, daß sie beim „Fangen“ entzweireißt und üble Beulen hervorruft. An solchen „verlausten Burenplätzen“ setzt man sich also in die Sonne, wenn man etwas sicher sein will. Denn von den Bäumen herab fällt die Buschlaus und unter den Bäumen wartet die Sandpanne auf den müden Wanderer.

Während wir uns aber noch nachdenklich und nicht sehr heiter ansahen, einen Schnaps auf das schöne Land tranken, indessen Paul und Martin mit einem Dornenzweig uns aufmerksam umkreisten, um die Buschläuse abzusuchen und an die Stacheln ihrer

Christbäumchen aufzureihen, erschien die Erlösung in Gestalt des Grafen Saurma, der seinen Beinamen „der Gütige“ sich auch jetzt wieder durch die Liebenswürdigkeit seiner Begrüßung verdiente. Er versicherte, daß er über die Änderung unseres Reiseplanes verzweifelt sei; daß er in Narudas-Süd das schönste Lager und einen köstlichen Rehrücken für uns bereit gehalten und nun in der Schlucht bis in die schwarze Nacht geseßen habe, um uns zu erwarten. Und ob wir nicht jetzt noch die unverdiente Gnade haben wollten, ihn zu besuchen — es seien ja bloß zwei Reitstunden und das Bier sei doch so schön kalt! Ihr könnt euch denken, wie wir nach unsren Pferden schrien. Im Nu war gesattelt und in andert-halb Stunden waren wir da. Über das Plateau ging ein feiner Regen nieder, der ein paar erfrischende Spritzer auch auf uns herabsandte. Und kaum hatten wir das gräßliche Sandmund aus dem Auge verloren, so kamen wir auf eine weite Fläche, die sich am Südsabhäng der Hochebene hinzieht. Gewiß war es ein ödes Steinfeld mit ein paar spärlichen Grashalmen bloß, als einzige Abwechslung hier und da eine aufgerichtete Steinplatte zum Zeichen, daß da ein alter Orlogsmann der Hottentotten nach lustigem Reiter- und Räuberleben mit der deutschen Kugel im Kopf ausruhte — aber der Blick schweifte darüber hinweg und geradeaus in die herrliche grenzenlose afrikanische Weite, oder haftete rechts auf dem grauen Gebirgshang und freute sich der Abendfarben oben in den strahlenden Wolken. Die im Sande mürrisch trottdenden Gäule flogen und streckten sich im Galopp und die Aussicht auf Waschwasser, kaltes Bier und läusefreies Zelt war fast noch schöner als die spätere Erfüllung aller Wünsche. Diese Fläche ist übrigens ein Gefechtsfeld, auf dem sich Morenga, der beste aller Hottentottenkapitäne,²⁾ eine böse Schlappe geholt hat. Narudas-Süd ist genau solch ein Gebirgsaus- und -zugang, wie Kraikluft, vielleicht der wichtigste von allen. Die Hottentotten hatten dort einen kleinen Hügel, der mitten in der Schlucht quer vorliegt, zu einer Art Festung gemacht, die ihnen schließlich weggenommen und von uns stark besetzt werden mußte. Auch jetzt liegt da noch ein Posten der dritten Kompanie (Kanus). Zwei gewaltige Felspyramiden rahmen die Schlucht ein. Mitten im Ausgange unter der Festung befindet sich die Trinkstelle, ein 8 m tiefer, mit herrlichem Wasser gefüllter Kessel, von senkrechten Felsen eingefast. Von der rechten Pyramide führt ein merkwürdiges Gesteinsband von der Spitze bis zum Wasserspiegel hinab, die sogenannte „Rutschbahn“. Nach der Sage hat ein Hottentottenmädchen, das einen andern heiraten sollte als den, den sie haben wollte, diese Bahn auf den Felsen „geschrieben“, als sie einen eigenartigen Liebeselbstmord beging. Sie wickelte sich nämlich

²⁾ Fiel 1907 im Kampf mit den Engländern, die ihn anfangs begünstigt hatten.

in das Fell des Ochsen ein, um den sie gekauft werden sollte, und rollte so von der höchsten Spitze hinunter in den Wasserkessel. Nicht sehr poetisch gerade, aber ganz zweckmäßig. Auch den Kessel, in dem der Hochzeitsochse gebraten worden sein soll — ob vor oder nach der Rutschpartie, wird nicht berichtet — zeigt man noch: ein kreisrundes Loch im Stein, wie sie hier oft vorkommen, vermutlich durch Wasserabflüsse geschaffen.

Ich stürzte mich weniger umständlich als besagte Maid in die köstliche Flut, die oben von der Tagesbestrahlung mollig warm und unten eiskalt war, und begab mich erquickt zum schön gerüsteten Mahle. Es gab kaltes Bier und ein ganzes Diner dazu. Leider war unser liebenswürdiger Wirt krank und konnte nicht recht mithalten. Zu Nacht schlief ich in dem obersten Häuschen, das ihr auf dem Bildchen wohl kaum noch erkennen werdet. Die andere Photographie mit der weißen Flagge rechts im Vordergrund zeigt die Aussicht aus meiner Tür, dem einzigen Loch, dessen das kleine niedrige Zimmer sich erfreute.

Am 25. Februar früh, überraschend für alle Teilnehmer, ging's auf Befehl des Oberstleutnants weiter. Ich hatte glücklicherweise schon ein zweites Schwimmbad vor dem Morgenkaffee genommen, so daß ich nichts mehr zu versäumen hatte. Wir ritten über das Gefechtsfeld zurück und über öde Klippen und Steilhänge hinunter zur Wasserstelle Garup. Das ist ein ganz merkwürdiger Fleck Erde oder vielmehr Stein. Aus dem tief eingeschnittenen breiten Riviér ragen die Granitklippen wie ungeheure Haufen von Klößen grau und schwarz neben und durcheinander auf. Der Granit splittert immer schalenförmig ab, so daß durch die Verwitterung diese merkwürdigen Bilder entstehen. Dabei ist ein solcher „Kloß“ aus dem Haufen so groß wie ein einstöckiges Haus. Von oben sieht das noch ganz niedlich aus; man denkt allenfalls an verstauchte Füße, wenn man zwischen solche Knollen hineinmarschieren muß. Ist man aber erst unten, dann windet sich der Reiter und das am Zügel nachgezogene Roß recht und schlecht zwischen und unter den Steinchen durch, die unterdes zu Felsen angewachsen sind. Oben in den Randklippen fanden wir noch ein Schützenloch der Hottentotten, aus dem so ein gelber Bengel auf die zum Wasser kommenden deutschen Patrouillen gelauert haben mag. Das Wasser, etwas grünlich, aber ohne Geruch und wohlschmeckend, war zwischen zweien der größten Knollenberge eingeklemmt. Auf der einen Spitze saß ein Adler, den ich zwar vorbeischoß, der mir aber die seltene Anerkennung Frankes wegen feldmäßigen Anschlags einbrachte. Ich setzte mich nämlich in den heißen Riviérsand und legte beide Ellenbogen auf die Kniee auf, ein Gedanke, auf den kluge Leute und Buren schon vor mir gekommen sein sollen.

Übrigens gestaltete sich das Zusammenreisen mit Franke täg-

lich angenehmer. Die Bad wirkte entschieden wohltuend auf seine Nerven; vielleicht genügten auch die beim Tränken gemachten Umstände allmählich seinen Ansprüchen. Jedenfalls kehrte er lebenswürdige, beinahe gemütliche Seiten seines Wesens nach außen.

Wir schlugen ein herrliches grünes Zelt, das uns Saurma geborgt hatte, im Rivierland auf und aßen bei „Frankes“ Mittag, unser übliches Menü an Tagen, wo wir keine Station berührten, nämlich „Früchte mit Reis“, zuweilen auch „Reis mit Früchten“. Schütze feierte diese Eröffnung eines für unsre Mägen sehr nützlichen Programms mit einer märchenhaften Garnierung von schwarzen Kirschen mit rotgefärbtem Reis. Ohne Sandpannen und Buschläuse brietten wir dann behaglich im Zelt Schatten und sahen Franke zu, der leicht bekleidet und von der Sonne verfolgt mit seiner Matratze dauernd umzog. Das kann man stundenlang aushalten. Schließlich endigte er unter der großen wilden Feige, die über dem untersten Knollenabsatz ihren Stamm und ein herrlich grünes Blätterdach entfaltete, während lange weiße Wurzeln die Knollen umspannen und bis zehn Meter hinab ins Wasser reichten.

Nachmittags marschierten wir, aus dem wüsten Flußbett emporsteigend, an verlassenen alten Dörfern vorbei in eine ziemlich öde Tafellandschaft hinauf. Es gab eine köstliche, wenn auch ziemlich kühle Sternennacht da oben. Am 27. früh ging's in langem Ritt bis zu dem schönen Ort, der auf der Karte „Plattgericht“ heißt. Niemand kannte den unsinnigen Namen, die Bad verlor sich auf endloser Fläche und es ist alles Mögliche von der Findigkeit unsrer Jungen und unsrer eigenen Orientierungsgabe, daß wir unter den zahllosen Tafelbergen den richtigen und in ihm den rechten Eingang herausgefunden haben. Ich war jedenfalls bis zum Schluß im Zweifel, ob wir dahin ritten, wohin wir wollten. Die Freude war um so größer, als bei herannahender Mittagshize die Anwesenheit von Vögeln in dem geröllbedeckten Schluchtengrunde, in dem wir die letzten anderthalb Stunden geritten waren, bewies, daß Wasser in der Nähe war. Auf dem Boden eines quadratmetergroßen und etwa fünf Meter tiefen Loches stand eine Elle hoch kristallklar herrliches Wasser. Glücklicherweise lief es beim Ausschöpfen gut nach, so daß wir alle Tiere tranken und alle Wassersäcke füllen konnten. Es war das beste, das ich im Süden getrunken habe.

Im Kriege muß hier ein starker Truppenverkehr gewesen sein. Festungsähnliche Kraale, Wohnhäuser aus gewaltigen Schieferplatten gebaut und Vorpostenstellungen erzählen von heißer Arbeit und nicht immer so gemütlichen Märschen wie der unsre war.

Zehntes Kapitel

Die zweite Nad (Schluß)

Noch eine Gräberstraße bei Onchas. — Falsche Heiratspolitik einer früheren Regierung. — Schicksal der Bastardkinder und Sympathie der Eltern für die südafrikanische Union. — Die Sandzange. — Am Rande der Kalahari. — Bastardtochter in Hudab, die nur Englisch sprechen will. — Entlaufen der Gäule, Verfolgung durch die Pferdewache. — Hendebreck allein auf ihrer Spur. Besorgnis wegen seines Ausbleibens. — Allgemeines Zusammentreffen des Stabes. — Großartiges Gesicht der Eingeborenen im Auffinden von Spuren. — Über Klippen und Dünen nach Ulamas. — Ein kostbarer Hain abgehauen, „um Schußfeld frei zu machen“. — Gefährliche Gastfreundschaft. — Hairachabis und sein P. Präses. — Nonnen und Brüder. — Beziehungen zwischen Mission und Schutztruppe. — Wieder eine trostlose Gegend. — Fürbringers Grab. — Mit 12 galoppierenden Maultieren durch die Wüstenei. — Der „Einsiedler“. — Aus den Felsen kommende infernalische Glut. — Warmbad, ein Schreckensort. — Ein alter Kriegsschulkamerad. — In Kanus beim Grafen Saurma. — Stürmische, aber ergebnislose Springbockjagd. — Junger Farmergent in origineller Wohnung. — Autofahrt von Brackwasser über Bethanien nach Chamis, von da nach Aus. — Nochmals am Schwarzrand. — Sünden des Deutschen Reichstages in der Aufstandsperiode. — Ein lauernder Hottentottenkapitän. — Schwere Leiden der Schutztruppe durch Abschneiden oder Abfangen der Zufuhr. — Auffinden eines verdursteten deutschen Kriegers. — Dr. Range, Reichsgeologe, sein Garten und seine Farm. — Orlogsgeschichten. — Herrliche Gegend. — Schwarze Weiber im Heu. — Worüber man sich in Afrika freut.

Nachmittags ritten wir bis kurz vor Onchas¹⁾ durch die sich weitende Schlucht an Reiter- und Hottentottengräbern vorbei. Allmählich wurde der Weg auch etwas besser. Ein Hottentottenweib, das sich ein halbwüchsiges Mädels vor's Gesicht hielt — es war sehr angebracht, weil irgendeine angenehme Krankheit ihr Nase, Lippen und einen Teil des sonstigen Gesichtsfleisches

¹⁾ Dieses Onchas ist auf der Karte von Sprigade und Moisel nicht verzeichnet.
D. S.

bis auf die Knochen weggefressen hatte — brachte uns sogar auf einen frischgebauten Weg. Ein Weißer mit einem Duzend Eingeborener arbeitete tatsächlich in der Schlucht, und beinahe wie auf der Chaussee ging es dann aus den Vorbergen heraus. Onchas gehört einem der südlichen Farmer, die halb Buren, halb Engländer sind und auf Zureden einer früheren wohlmeinenden Regierung Eingeborene oder Bastards geheiratet haben. Inzwischen ist der Kurs gründlich umgeschlagen, und lange haben sie darum kämpfen müssen, daß ihre Kinder als vollwertig anerkannt werden. Teilweise gelten sie noch heute als Eingeborene. Die in der Jugend oft bildschönen Bastardmädels sind mittlerweile alte Negerhuzeln geworden, und die Sehnsucht dieser Leute richtet sich natürlich nach drüben, nach der Südafrikanischen Union, wo sie vollgültige Bürger sein würden. Die Kinder werden daher in Kapstadt erzogen. Es ist sehr schade, daß solche Böcke gemacht worden sind. Diese Ansässigen sind oft recht tüchtige Landwirte, haben schöne Wasseranlagen geschaffen und ziehen sehr gute Pferde auf. Wir trafen bei Onchas die Tiere der 2. Kompanie aus Ukamas, die uns bis dorthin bringen sollten. Besonders gewandt hatte die Truppe die Transportangelegenheit nicht geregelt. Ein wahrer Waisenknabe von Unteroffizier kommandierte die Gesellschaft und unter Frankes Donnergröllen wurde er immer dümmmer. Auch die Sandzange lernte ich hier kennen, sie wurde aber entdeckt und unschädlich gemacht, ehe sie beißen konnte. Wir machten bei der Farmersfrau Besuch, die, von dieser Aufmerksamkeit gerührt, uns sogar erlaubte im Wasserbecken der Farm zu baden. Auf dem Weitermarsch wurden landschaftlich schöne Stellen, die leider für Pferd und Wagen immer besondere Schwierigkeiten bieten, wie z. B. „Fettluft“, flug vermieden. Am Rande der Kalahari, die uns ab und zu einen tiefen roten Sandstreifen über die Bad legte — die ersten Dünenanfänge — ging's nach Hudab, wo wir am 1. März mittags eintrafen.

Auch hier dieselbe Wirtschaft wie in Onchas. Eine unverheiratet gebliebene aus solcher Ehe stammende, übrigens anscheinend recht tüchtige Person mit grauem Teint und krausen Haaren vertiefte sich mit Hendebreck in Erinnerungen an schönere Jahre. Erst wollte sie bezeichnenderweise nur Englisch sprechen. Der Farm gegenüber stehen noch die Mauern eines ausgedehnten Postens, der hier, als die Truppe doppelt so stark war, lange gelegen hat.

Nachmittags bekam ich den Auftrag, Weide für die Nacht zu suchen, fand auch ganz leidliche und einen sehr gemütlichen Biwakplatz im Angesicht einiger spitzer Bergkegel und einer weiten grasbedeckten Dünenlandschaft. Aber während wir behaglich beim Abendbrot saßen, liefen uns die Gäule von der Weide weg. Der durch dauerndes Anschmutzen ganz verrückt gewordene

Unteroffizier hatte die Tiere auf zu engem Raum zusammengetrieben und da waren sie durchgebrochen nach Gegenden, wo man ohne lästige Beschränkung schmausen konnte. Die Pferdewache, das waren fast alle Eingeborenen und die sämtlichen Reiter, die wir mit hatten, ging abends um $\frac{1}{2}$ 11, ohne uns etwas zu sagen, hinterher. So schliefen wir wenigstens fest und unbekümmert. Aber am Morgen kam kein Tier und keine Wache. Die Ausgesandten berichteten nur, daß der Weideplatz leer sei und die Spuren von uns wegführten. Franke glaubte unglücklicherweise an einer entfernten Düne die zurückkommenden Tiere zu erkennen. Darauf machte sich Heydebreck zu Fuß auf den Weg und hinterließ uns den Auftrag, ihn unterwegs aufzusammeln. Die fraglichen Gäule waren aber Ochsen von irgendeiner entfernten Farm. Als Heydebreck zwei Stunden fort und noch nichts wieder von ihm zu sehen war — die Spuren führten nach drei verschiedenen Richtungen — ging ich mit Martin und einem Wasserfaß nach. Es waren 18 km bis zur nächsten Trinkgelegenheit und schließlich konnte doch dem Oberstleutnant, der in dem Glauben weggegangen war, daß er in einer halben Stunde eingeholt werden würde, unterwegs etwas passieren.

Anfangs war's recht schön. Die Sonne blieb hinter freundlichen Wolken und die Bad führte über eine große Pfanne, die wie eine spiegelblanke Tenne hart und trocken 8 km sich hinzog. Zahllose Wachteln sausten oben über mich weg. Dann aber trat — es war schon gegen 9 Uhr morgens — die Sonne heraus; eine Straußenherde, die von mir wegzog, schuf ganz gespenstische Zerrbilder am Rande der Einsenkung, und als die Tenne aufhörte, kam tiefer Dünen sand. Glücklicherweise waren uns die Herren aus Nabas, dem ersten Posten der 2. Kompanie, entgegengeritten, hatten Heydebreck getroffen und sogleich Pferde und Maultiere, die irgendwo aufzutreiben waren, gesammelt und uns entgegengeschickt. So brauchte ich nicht lange zu schwitzen und traf bereits um 10 Uhr die andern mit dem Kommandeur vergnügt beim Frühstück. Auch Franke kam gegen Mittag und nur der arme Schütze mußte draußen bleiben, bis die zum Bewegen der Fahrzeuge unentbehrlichen Ausreißer eingefangen waren. Sie waren zum Teil bis Onchas, fast zwei Tagemärsche, zurückgelaufen; andre hatten beinahe die englische Grenze erreicht und einige fanden wir schon in Nabas und Ukamas vor. Die Gabe der Eingeborenen beim Wiederfinden der Tiere und ihre Ausdauer bei der Verfolgung Tag und Nacht auf der in den Klippen für uns oft gar nicht erkennbaren Spur ist großartig.

Der Postenkommandant von Nabas entpuppte sich als Bruder eines sehr netten Kameraden von der Generalstabsreise in Sachsen. Im Anschluß ging's von da am 3. mittags über Klippen und Dünen hinunter nach Ukamas. Der Platz ist als besonders

greulich verschrien und zweifellos kein Paradies. Aber ich war doch sehr angenehm enttäuscht. Netze Gebäude und eine weite Pfanne mit ein paar stattlichen Bäumen. Freilich sind sie die letzten Überreste eines ganzen Hains dieser im Süden besonders kostbaren Naturschönheiten. Irgend ein Kommandant von Ukamas hat fast alles andre heruntergeschlagen lassen, um „Schußfeld frei zu machen“. Was ein solches Beginnen Eingeborenen gegenüber bedeutet, kann man sich leicht sagen. Die Leute hier waren übrigens alle sehr nett. Aber vermutlich wollte man uns zeigen, daß an der Grenze der Kolonie noch nicht das Ende der Welt sei, denn es gab erst im Kasino und dann bei der Frau Hauptmann je ein Diner mit unzähligen Gängen. Merkwürdigerweise war von all dem Konservenzug nichts schlecht geworden, so daß wir — der kleinen Frau zuliebe mußte man doch tapfer futtern — unglaublicherweise ohne schwere Magenverstimmung wieder herauskamen.

Am 5. mittags waren wir in Hairachabis beim Pater Präfekten Dr. v. R. zum Frühstück. Das ist ein in seiner Art interessanter Mann. Galizischer Pole, Jesuit und Weltmann, ist er das Oberhaupt aller katholischen Missionen im Süden,²⁾ macht aber der Truppe nicht wenig Schwierigkeiten. Sein Vorgänger hat seinerzeit wesentlich zur Beendigung des Aufstandes beigetragen und damit seiner Glaubensgemeinschaft im Süden viel genützt, ihr auch den besonderen Schutz der Truppe unter Deimling verschafft. An seiner Stelle hat man dann diesen Vielgewandten hergeschickt, der den Dank der Kolonie als wohlverdienendes Recht in Anspruch nimmt und im übrigen, wie ich fürchte, gegen uns arbeitet. Wir wollten deshalb eigentlich vorbereiten, aber seine Eingeborenen hatten ihm natürlich längst den Durchmarsch des Kommandeurs gemeldet. Es gab allerlei Leckerbissen: Spanferkel, Kapunen, Melonen, Kapwein, Sherry und Rotwein und zum Schluß kurfürstlichen Magenbitter. Als Anrichterin beim Frühstück fungierte die jüngste und beinah noch hübsch zu nennende Nonne; die weniger scharmanten Brüder und Patres durften erst nach dem Schnaps erscheinen. Sie paßten allerdings auch nicht an die elegante Tafel. Einer mit schwarzem Vollbart (auch „Fußsack“ genannt) setzte sich plötzlich zu uns, goß Kurfürsten in ein Wasserglas und sagte „Prost!“ statt aller andern Förmlichkeiten. Pater Präfekt lächelte dazu, so daß wir nur dachten: Armer Kerl, was wirst du nachher zu hören kriegen! Übrigens gingen die Geschäfte, die wir mit Hairachabis haben, bei Tisch ganz glatt von statten. Die Mission braucht nämlich die Truppe, so daß man auch noch seine Atouts in den Händen hat.

²⁾ Der sogenannten „Apostolischen Präfectur“.

Windhuk, am 10. Juni.

Ich muß mich nun doch etwas kürzer fassen, sonst schreibe ich noch als Großvater an der „Südpad“, und hier lebt man noch viel schneller als daheim!

Aus dem baumreichen und im Grün hier und da verstreuter Missionspflanzungen schimmernden Tale von Hairachabis stiegen wir bald wieder in eine recht trostlose Gegend hinauf. Unter schwarzen Klippen und dürren einsamen Büschen gab's ein schönes kaltes Nachtquartier. Am nächsten Morgen erreichten wir „Fürbringers Grab“, einen traurigen Platz mit ein paar zerzausten Ebenholzbäumen und vielem schönen Wasser, das dazu gedient hat, den Leutnant dieses Namens mit 14 Reitern in eine Sottentottensfalle zu locken, aus der kein einziger mehr herausgekommen ist. Doch nein — einer ist unter den Toten nicht gefunden worden, hat sich nach den Spuren von der Überfallstelle gerettet, um irgendwo in der unendlichen Steinwüste zu verdursten. Jetzt saß ein Bur mit ein paar hundert schlecht gepflegten Bockies³⁾ am Wasser, schimpfte auf die Regierung, die ihm kein Ansiedlungsrecht geben wollte, und auf die Weide, auf der sogar seine Ziegen verhungerten. Ein alter Feldwebel der 8. Kompanie aus Warmbad erwartete uns hier mit einer Maultierkarre. Wir ritten abends noch auf die Hochfläche hinauf, die Warmbad als 60 bis 80 km breiter Gürtel im Osten und Süden umgibt. Oben war Weide, für hiesige Verhältnisse gut und kräftig, aber kein Wasser, und wir waren froh, am nächsten Morgen die weite und langweilige Fläche rasch durchmessen zu können. Stundenlang, während zwölf Maultiere darauf losgaloppieren, sieht man nichts als den schwarzen Kegel des „Einsiedlers“ und ein paar ähnliche Bergspitzen, ohne recht näher zu kommen. Der Süden ist reich an solchen Bodenhebungen, die weniger auf rasche Fahrt eingerichtete Leute, als wir sind, in gelinde Wut versetzen, weil sie tagelang zu sehen sind, ohne daß man sie erreicht.

Am „Einsiedler“ tränkten wir noch bei einem tüchtigen Farmer, der auf dieser traurigen Öde Wasser erschlossen und damit schon Wunderbares geleistet hat. Dann ging's in den feurigen Ofen von Warmbad hinab. Die Hochfläche öffnet sich zu einem mit wüsten Steinen ausgefüllten weiten Kessel. In der Ferne über einem baumbestandenen Talgrund erscheinen die zerrissenen Formen der Oranjeberge, aber die Felspyramiden in der Nähe hauchen eine infernalische Glut aus. Ein paar, natürlich warme Quellen, neue Kasernen, zerfallende Geschäftshäuser, ein Missionsgarten mit ein paar Palmen, ein großes Lazarett, ein umfang-

³⁾ Ziegen und Schafe der Ansiedler gemischt. Nach der Rechtschreibung der Karte wohl besser „Bockies“.

reicher Kirchhof und irrsinnig flimmernde Luft: das ist Warmbad, der scheußlichste Ort, den ich bisher sah. Natürlich vertragen sich die Menschen, die dort in der Verbannung leben, nur schwer. Aber ich glaube, hier kriegte ich auch das Zanken. Verwaltung und Truppe stehen sich unfreundlich gegenüber und mein alter Kriegsschulkamerad C. schwebt in der Mitte. Ich freute mich sehr, den alten lieben Kerl wiederzusehen, der recht vom Mißgeschick verfolgt, trotzdem bei guter Laune geblieben ist. Nach langer Verlobung führt er seine junge Frau heim nach — Warmbad, scheidet aus der Truppe, um endlich heiraten zu können, kurz bevor er durch die Heeresvermehrung viel besser in die Lage gekommen wäre. Von seinen sieben Kühen erschlägt eine der Bliß; an dem Tage, wo er sein Dach repariert, regnet es auf seine neue Ausstattung, obwohl es sonst niemals regnet und so weiter! Wir feierten ausgiebig Wiedersehen, trösteten und beruhigten die Gemüter, hatten auch eine sehr nette Übung mit Scharsschießen, mir besonders angenehm, weil Petter als erster nach Pabst mir ein wirklich gutes Pferd stellen konnte, auf dem es eine Freude war, das Tempo zu halten, das Heydebreck verlangt.

Am 10. März — ein Vierteljahr bin ich schon im Rückstand! *) — ging's in saufender Fahrt mit dreimaligem Pferdewechsel 90 km weit bis Kanus zum Grafen Saurma. Wasser- und Weidemangel — das alte Klagelied! Man muß bloß staunen, wovon die Pferde so speckfett werden. Als alter Gardejäger machte er uns ein famoseres Gefechtschießen vor. Wenigstens das, was man zu sehen bekam, war großartig. Dann ritt ich mit Glasenapp auf die Springbockjagd, leider vergeblich, denn die lieben Tierchen, die in Herden bis zu 30 000 Stück diese angenehme Gegend zwischen Ukamas, Warmbad und Kanus beleben, sind immer dort, wo man sie nicht vermutet, sonst wären es wohl nicht mehr so viele. Wir sattelten abends bei peitschendem Regen im hohen Grase ab, kochten und krochen rasch in die Decken. Nachts liefen gerade die Pferde und Maultiere weg, die meine Führer besteigen sollten, und als wir statt um $\frac{1}{2}$ 5 um 6 Uhr, Glasenapp und die Hottentotten auf bockenden Maultieren, losritten, trafen wir die ersten Böcke schon sehr munter und vergnügt. Mein Versuch, heranzukommen, mißlang, da einer der Jungens mit seinem durchgehenden Schmuhl gerade mitten unter dem noch nicht aufmerksam gewordenen Wilde landete. So kamen wir trotz unsres Mißerfolgs nach langem Ritt wieder hungrig und froh nach Kanus. Hier trennten wir uns vom Stabe Franke.

Die Eisenbahnfahrt am 13. verlief programmgemäß. An einer gottverlassenen Station begrüßte uns ein junger Farmergent und lud uns zu einer finstern Brühe ein, die er Kaffee

*) Vgl. das Datum Seite 105.

nannte. Um in die alte Bahnwärterbude, die er bewohnt, bis sein „Château“ fertig ist, zu gelangen, mußte man über zwei Leoparden wegsteigen, die vor der Tür lagen. Den angenehmen Raum im Innern teilte er mit etwa 15 Hühnern, einer bösen Dogge und ungezählten Hunden unmöglicher Rasse. In Brackwasser wartete das Auto auf uns und entführte uns über Bethanien am herrlich beleuchteten Schwarzrandgebirge entlang in tiefer Nacht bis Chamis. Auch hier wurde ein junger Chemann, der auf Urlaub ohne Erlaubnis geheiratet hatte, getröstet. Er darf die Gattin, die teure, nachkommen lassen. Ich wohnte im ersten Stock des Hauses mit der schönen Aussicht, die mein neulich geschicktes Bildchen zeigt. Die Station selbst hat ein künstlerisch veranlagter Mensch höchst malerisch und unpraktisch gebaut. Lauter Kinkerlitzchen, die dauernd einfallen. Über den Herstellungsarbeiten bleibt natürlich das Wichtigste liegen.

Eine herrliche Autofahrt brachte uns dann über Bethanien nach Aus. Nachtquartier bei Dr. Range in Kuibis. Aus dem langweiligen Tafelgebirge des Südens heraus ging's in die weite herrliche Namib. Doch das ist wieder ein Kapitel für sich.

Windhuk, den 16. Juni 1914.

Bis Bethanien waren wir nach Süden gefahren; dort nahmen wir rechtsum, die Nase aufs Meer. Die gewaltige Tafel des Schwarzrandes, an der wir 60 km lang gefahren waren, versank hinter uns mit ihren Nasen und Türmen, die Wind und Sonne mehr als das Wasser aus ihr herausgeschnitten hatten. Eine flache steinübersäte Bodenwelle ging's hinauf und hinunter. Wir waren auf dem alten Bergweg, der berüchtigten Zufuhrstraße des Südbezirks, angekommen. Der verspätete Bau der Bahn vor dem Aufstand und die kleinliche Bahnverweigerung während des Aufstands — natürlich durch den deutschen Reichstag — hat uns hier tausende von Tieren gekostet. Deswegen haben unsre Leute im Süden so gehungert; deshalb konnten wir die Hottentotten nicht klein kriegen; deshalb gingen fast 200 Millionen Gold nach der Kapkolonie, um überhaupt den Krieg fortführen zu können. Auf diesem Wege möchte ich mal die Herren Reichsboten — auf durstigen Maultieren beritten — 180 km vor mir her ohne Wasser und Weide zur Küste treiben! *)

*) Die an der Haltung des Deutschen Reichstages in der Kolonialfrage geübte Kritik zu unterdrücken, hatte ich keinen Anlaß. Um so weniger, als das Urteil des Verfassers bei aller Entschiedenheit doch durchaus in den Grenzen geblieben ist, die er der Sache und sich selbst schuldig war, und als es auf überlegener Einsicht und unmittelbarer praktischer Erfahrung beruhte. Auch deshalb um so weniger, als ich in dieser Frage nicht bloß mein eigenes Recht, sondern zugleich das zahlreicher Leidensgefährten vertrete. D. S.

Zwischen Bethanien und Kudrup liegt eine tief eingeschnittene Schlucht, der regelmäßige Wechsel eines berüchtigten Sottentottenkapitäns, der sich, sobald wir etwas brachten, an dieser Stelle von den deutschen Transporten verproviantierte. Wurden seine Spuren geschnitten, so wurde der Weg gesperrt und er durch herangezogene Truppen abgedrängt. Darüber vergingen dann Wochen, in denen jede Zufuhr stockte und die Rationen vorn am Feind auf ein Drittel herabgesetzt werden mußten. Für afrikanische Verhältnisse ist der Weg jetzt gut. Hier und da an der Straße sieht man noch heute die ominösen weißen Flecke, in der Sonne gebleichte Knochen eines braven Zugtiers, aber wenn man Schilderungen aus der Orlogszeit hört, kann man sich doch nur schwache Vorstellungen davon machen, wie es hier aussah, ehe die Bahn kam. Unlängst ist noch ein Verdursteter aus jenen Tagen gefunden worden, als gerade einer der rollenden Sandberge über ihn weggewandert war und seine Mumie für wenige Tage freilag, merkwürdigerweise nach den bei ihm entdeckten Aufzeichnungen genau auf das Datum sieben Jahre nach seinem Todestag. Ein Geschichtchen für abergläubische Gemüter. Jetzt kommt hier so etwas nicht mehr vor. In die Schlucht, die damals beherzte Leute, die Hand an der Browning, in schnellster Gangart durchpreschten, um dem irgendwo lauernden Sottentotten wenigstens das „Abtrocknen“^{o)} nicht leicht zu machen, tauchten wir jetzt mit lustigem Suspensignal auf kühn gebauter Chausseekurve saugend hinab. Es ist eine ganz wunderbare Dase, die sich hier in der Steinwüste aufstut. Dr. Range, der Geologe des Südens, offizieller Chef der Bohrkolonne für Wassererschließung, hat hier eine Art indisches Bungalow errichtet und in seinem Garten gedeihen die unwahrscheinlichsten tropischen und subtropischen Gewächse. Ein gutes Abendbrot, ein lebenswürdiger und interessanter Wirt, ein bequemes Feldbett, von dem man das Plätschern des Springbrunnens hört, Orlogs- und Gespenstergeschichten, unglaublich bei nüchternem Denken und doch in Afrika wahrscheinlich, jedenfalls aber urgemütlich, wenn man mit guten Kameraden in vier festen Wänden haust, während draußen das Auto wartet! Zum Dank konnten wir Dr. Range am nächsten Tage mit nach seiner Farm nehmen, die — auch eine Dase in der Wüste — zwischen Kuizep und Aus am höchsten Punkte der Bahn Keetmanshoop—Lüderitzbucht liegt. Wir fuhren an der Bahn entlang und bald im üppigsten, hier im Süden ganz unerhört dichten Gras zwischen hohen Bergen, die bis weit hinauf den silbernen bis mattgelben Duft der guten Weide zeigten. An einer Stelle arbeiteten wohl 20 schwarze Weiber „im Heu“. Wie

^{o)} Offenbar idiomatischer Ausdruck, den nur der Landeskundige genau erklären kann. Wahrscheinlicher Sinn: Plündern oder Abschließen.

man sich hier über so was freut, davon macht ihr euch daheim gar keinen Begriff. Einer unsrer schreibseligen Landsleute, der über Afrika nach einer Rundfahrt im Woermannsdampfer mit eingelegten Spriztouren nach Windhuk, Tafelberg, Daresalaam, Kairo, immer so in einer Woche vom Hafen aus, ein Buch veröffentlicht hat, wundert sich über die Unterhaltung auf der Bahn. Wie sich die Afrikaner auf Grasbüschel, Regenpfützen und ähnliche Dinge aufmerksam machen und wie lange sie sich davon unterhalten können. Auch dem Mann wäre ein Ritt von Bethanien nach Lüderichsbucht recht nützlich.



Elftes Kapitel

Rüstenfahrt und Rückkehr

Überschreiten der Wasserscheide bei Jakalskuppe. — Die großartige Weite der Namib öffnet sich. — Pferdedepot Aus und sein Vorsteher Leutnant v. Delhasen. — Heydebrecks weise Vorsicht. — Der „große Sand“ und der „erste Baum“. — Besichtigung der Diamantfelder. — Steilküste mit dem „Bogensfels“. — Bewilligung des Etats ohne Verminderung der Truppe. — Leider kommt der Kronprinz nicht! — Harmonischer Abschluß der Reise. — Ein Brief des Obersten von Griesheim. — Hauptplan Windhufs erklärt. — Wunderbare Färbung der Landschaft. — Viel dienstliche Arbeit mit Übungen des Beurlaubtenstandes, Probemobilmachung, Manöver, Schutztruppenjubiläum und Landesausstellung. — Stetes Kommen und Gehen wichtiger Leute. — Aber vollkommene innere Befriedigung. — Erkundung des Manövergeländes. — Jagd. — Überreiches Jahresprogramm. — Ausbruch einer schweren Pferdefeuche in Windhuf. — Panne über Panne. — Juli und August als Manövermonate günstig. — Raum zwischen Schaf- und Elefantenfluß gewählt. — Tagung des Landesrats, Eintreffen der zu Festvorführungen bestimmten Abordnungen. — Schluß der Jubiläumsfeier — Die ersten Flugzeuge über Südwest. — Rückblick auf die Festwochen. — Anerkennende Rede eines Leutnants. — Beinahe ein Zusammenstoß mit dem geliebten Kommandeur. — Der Verfasser in Erwartung „seines ersten Manövers“. — Einige Schwierigkeiten. — Sein Pferdebestand. — (Wortlaut seines letzten Briefes, der die Heimat erreichte:) Versuch einer Treibjagd. — Bittere Kälte im Juni, tägliche Heizung. — Sorge um den Oberstleutnant. — Wieder lustiger Krieg mit Berlin.

In Jakalskuppe stieg Range aus und wir fuhren durch eine enge Gebirgspforte über die Wasserscheide. Rechts und links öffnete sich die Landschaft auf die grandiose Weite der Namib. Endlose gelbe Dünenwellen, vom steten Staub des wandernden Sandes in zarten Duft gehüllt, brandeten in breiten Buchten zwischen die Randgebirge hinein. Geradeaus erhob sich, als Insel in das Sandmeer vorgeschoben, ein letzter Gebirgsstock, in dessen Schutz die Weide und mit ihr das Leben noch ein paar Wegstunden weiter nach Westen rückt. Mitten darin, zwischen wüsten Gebirgsklum-

pen, liegt ein ganz nettes sauberes Städtchen, Aus,¹⁾ das Pferde-
depot des Südens, unser Ziel.²⁾ Der Postenführer empfing uns
rührend und gerührt, denn wir brachten gute Nachrichten. Er
wird jetzt Adjutant beim Kommando und verspricht ein sehr lieber
Mitarbeiter zu werden. Die Station war tadellos in Ordnung,
die Reparaturen gingen gut und sahen trotz der notorischen Hunger-
weide und bitterer Nachtfroste wohlgepflegt und glatt aus. Auf
dem Wege zum Bahnhof — es waren wohlgezählt 132 Schritte —
sollte der Oberstleutnant durchaus mit dem prachtvollen Sechser-
zug des Depots fahren, sechs Isabellen, die wirklich schön sind und
nach Ansicht Olhafens dem Kronprinzen bei seinem bevorstehenden
Besuch zur Verfügung gestellt werden sollen. Na, Heydebreck, der
Gewigte, sagte: „Fahren Sie mir mal erst was vor!“ und heidil
sausten die Beester über Berg und Tal und verschwanden mit den
letzten Trümmern des Wagens in den Granitklippen. Merk-
würdigerweise blieben Pferde und Reiter heil, aber vom Passagier,
ob Kronprinz oder Kommandeur, wäre wohl nicht viel übrig ge-
wesen. Heydebreck sagte bloß: „Ich denke, für Seine Kaiserliche
Hoheit doch noch ein bißchen zu heftig!“

Den „großen Sand“ sah ich an diesem Abende nicht mehr,
weil es rasch dunkel wurde. Nicht einmal den „ersten Baum“,
einen elenden verkrüppelten Stecken, der sich unverständig weit in
die Wüste hinausgewagt hat und den die von der Küste Heraus-
kommenden als erstes Zeichen des wieder beginnenden Lebens und
„der Schönheit des Innern“ begrüßt haben, konnte man mir zeigen.

In Kolmanskuppe verabredeten wir mit Direktor Hörlein die
Besichtigung der Diamantfelder und kamen in tiefer Nacht, von
vielen ehrerbietigen Leuten empfangen, in Lüderitzbucht an. Die
Diamantenstadt hat noch etwas „Goldgräberhaftes“ an sich. Un-
sere sehr angenehme Aufgabe war es, uns — natürlich mit einigen
dienstlichen Hintergedanken — umzusehen. Das taten wir denn
auch fleißig und ein halbes Buch könnte man gut davon schreiben.
Allein die Menschen, denen man hier wieder begegnete, so wenig
südafrikanisch sie eigentlich sind, wären eine Schilderung wert. Ich
hoffe auch noch einmal dazu zu kommen. Eine ganze Reihe von
Bildern habe ich ja geschickt und der Text dazu soll nicht ausblei-
ben.³⁾ Landschaftlich am schönsten war die Steilküste bei den süd-
lichsten Diamantfeldern, 100 km unterhalb Lüderitzbucht, wohin
wir nach sehr komischer Bahnfahrt auf ganz gut gezogenen „Kaplän-
der“ Pferdchen vordrangen. Der „Bogenfels“ ist eine Brandungs-

1) Spr. A-us.

2) Jetzt das Gefangenlager unserer südafrikanischen Reiter. D. S.

3) Dieser Teil der Berichte dürfte, gleich späteren in die Hände des
Feindes gefallen sein. Allerdings datiert der letzte Brief, der über-
haupt Europa erreichte, vom 28. Juni. Aber er war kurz (s. u.) und ist
vielleicht deshalb der englischen Spürlust entgangen. D. S.



Kranzniederlegung am Aufstandsdenkmal in Windhuf am Morgen der Schutztruppen-Jubiläumfeier, 31. Mai 1914 (Seite 117)



Parade bei der Schutztruppe-Jubiläumfeier am 31. Mai 1914. Kompanie-Morfeinmarsch (Seite 117)

bildung, von deren Größe der kleine schwarze Strich — ein Mensch — euch einen Begriff geben kann. Das merkwürdig umrandete Bild ist zur Ebbezeit aus einer Höhle heraus aufgenommen worden, in die sonst die Flut hineindonnert. Die Bretagne birgt wohl ähnliche Flecke, die man nie vergißt, wenn man sie einmal sehen durfte. —

W i n d h u f , 2. April 1914.

Da durch ein freundliches Geschick der Dampfer Verspätung hat, kann ich euch schnell noch meine glückliche Ankunft melden. Ich habe alles in bester Ordnung vorgefunden.

Der Kronprinz kommt leider nicht, aber der Etat ist ohne Verminderung der Schutztruppe bewilligt worden. Hurra! Die weiteren Pläne sind noch unklar; ein paar ruhige Tage oder Wochen hier sind jedenfalls das Wahrscheinlichste. Der Schluß der Reise war so harmonisch wie der ganze Verlauf.

Ebenda, den 10. April.

Es geht mir vorzüglich. Ich habe allerdings so viel zu tun — nur Angenehmes und Interessantes —, daß ich zum Tagebuch noch nicht komme. Heute schicke ich darum bloß die beiliegenden Ansichten meines Standquartiers und den reizenden Brief Griesheims,¹⁾ der mich natürlich schrecklich gefreut hat.

Die Bilder²⁾ sind nebeneinander zu legen, wie auf der Rückseite angedeutet ist, und zwar in folgender Ordnung: 1. ganz links die Berge, in denen ich früh reite, dann der Bahnhof; vorn eine Art Dorfplatz, an dem Ochsen getränkt werden und ausgespannt wird. 2. Vorn die Mission; über dem runden Windmotor öffnet sich das kleine Windhufers Tal mit vielen Gemüse- und Weingärten. 3. Mitten darin mein Hausgiebel; rechts ansteigend der Gouverneurpalast mit Turm; ganz rechts der „Tintenpalast“ mit den Diensträumen für 100 Bureaukraten der Zivilverwaltung; vorn die Geschäftsgegend. 4. Die evangelische Kirche; fast in der Mitte die „Feste“ (m e i n e Bureaus); rechts hinter den tannenähnlichen Bäumen das Kasino, darüber das Felsenest „Sperlingslust“; darunter das Progymnasium für beide Geschlechter; weiterhin zwei angespannte Ochsenwagen, allerdings nur mit je 18 Zugtieren statt 22. 5. Der südlichste Stadtteil mit der Eingeborenenkirche. Links von dieser führt der zweite meiner üblichen Reitwege über die Rennbahn an die herrlichen Berge heran. Die „Werft“ (die Stadt der Eingeborenen) liegt ganz abseits, noch weiter nach rechts.

Man findet es jetzt hier doppelt schön nach den trostlosen

¹⁾ Über Herrn v. Griesheim s. Kap. 1.

²⁾ Panorama der Regierungshauptstadt Windhuf.

Landschaften im Süden. Die Farben sind gar nicht zu beschreiben. Denkt euch die Hügel um die Stadt gelb wie ein blühendes Rapsfeld, all die Büsche und Bäume dicht belaubt, die Berge blau-schwarz und violett, mit einem unbeschreiblichen Duft übergossen, und den Himmel stahlblau am Tage, abends und morgens gar nicht zu beschreiben!

Windhuk, den 17. April.

Schon wieder ist Postschluß und ich komme so wenig zum Schreiben, da dienstlich so viel zu tun ist. Übungen des Beurlaubtenstandes, Mobilmachung, Vorbereitung zum Manöver und zum Jubiläum der Schutztruppe verbunden mit der Windhuker Ausstellung⁹⁾ und tausend Sachen mehr. Auch die Fliegerei kommt, obwohl anders als wir's gehofft und entschieden unpraktischer, allmählich in Fluß. Also allerlei Erfreuliches, aber doch mit vieler Arbeit verknüpft. Dabei geht es mir vorzüglich und ich habe das wohlthuende Gefühl, nicht ganz unnütze Arbeit zu machen und sie zugleich an Stellen, auf die es mir ankommt, anerkannt zu sehen. Auch Verkehr ist dauernd vorhanden. Ein ewiges Kommen und Gehen — und da ich nun bald alle Herren der Schutztruppe kenne und außerdem viele sonst für die Kolonie wichtige Leute, so fehlt es nicht an Abwechslung und Anregung. Ich könnte meine ganze freie Zeit damit ausfüllen, diese Dinge zu schildern. Aber ich hoffe wenigstens nicht immer so nachhinken zu müssen wie jetzt mit meinem südlichen Tagebuch.

Am 3. Mai.

Soeben bin ich von einem reizenden Automobilausflug heimgekehrt, der mich über Séeis etwa 100 km östlich von Windhuk geführt hat. Der Zweck war ein doppelter: Manöver und Jagd. Und es war schon wundervoll wieder einmal etwas vom Tintenfaß wegzukommen, nachts unter'm Sternenhimmel zu liegen und bei Sonnenaufgang bereits auf dem Bauche hinter irgendeinem armseligen Springbock herumzukriechen. Das erhoffte Großwild war leider nicht zu Hause. Die großen Antilopen sind alle Bummler, die dauernd über weite Strecken unterwegs sind. Da ist der Erfolg in „so großer Nähe“ von der Hauptstadt eben doch in hohem Maße Zufall.

⁹⁾ Das Jahr 1914 war für die Kolonie Südwestafrika ein Jahr großer Erinnerungen und reicher Hoffnungen. Fünfundzwanzig Jahre waren seit der Stiftung der Schutztruppe verflossen, deren erste Abordnung am 21. Juni 1889 den Boden des Landes betreten hatte. Mit der Feier des Jubiläums wurde die festliche Ausstellung der Landeserzeugnisse, besonders der landwirtschaftlichen, verbunden, zum Beweis für die Fortschritte, die im Laufe des Vierteljahrhunderts deutscher Verwaltung erzielt worden waren. Beide Veranstaltungen, die den Zeitraum vom 31. Mai bis zum 5. Juni umfaßten, nahmen einen glänzenden Verlauf, ihre Schilderung aber hat das Schicksal anderer Sendungen aus der Kriegszeit geteilt. D. S.

Meine Absichten für den Sommer sind noch sehr unbestimmt. Es steht fast zu viel auf dem Programm und man weiß nicht recht, wie man das alles in einen Plan eingliedern soll. Aber es wird schon jedes seine Stelle finden. Der Landesrat kollidiert mit der Manövererkundung, Ausstellung und Jubiläum mit der Exerzierbesichtigung; Übungen des Beurlaubtenstandes, Manöver, Aushebung und ähnliche teilweise zum erstenmal hier stattfindende Unterhaltungsspiele müssen so eingerichtet werden, daß sie Zweck haben und der eine Kommandeur an allen teilnehmen kann.

Zur Abwechslung ist der Noß, eine in Deutschland fast ausgerottete Pferdeseuiche, die hier schon immer latent vorhanden war, in Windhuf ausgebrochen. Dadurch wird die Ausstellung in Frage gestellt und die Marschfähigkeit der Truppe ernstlich gefährdet. Nächste Woche impfen wir rücksichtslos alles, was auf einem Hufe geht: Pferde, Maultiere und Esel, und eigentlich soll alles auf die Impfung reagierende Getier sofort erschossen werden. Daß die Verwaltung so rigorose Maßregeln durchführen sollte, glaube ich aber kaum. Ganze Entschlüsse werden selten gefaßt und es handelt sich ja auch um einen großen Teil des Landesvermögens, das geopfert werden müßte. Darum bin ich auch vorläufig um meine Tiere noch nicht in Sorge. Wir schießen erst tot, wenn die Verwaltung Ernst macht und den bekannten Herden der Seuche rücksichtslos zu Leibe geht. Und selbst dann sind die meinigen erst in Gefahr, wenn sie nach der Impfung verdächtig erscheinen. Im übrigen hat mein Stall jetzt große Aussicht auf endliche Bervollständigung. Der Rappe von der 6. Kompanie, den ich mir im Herbst ausgesucht hatte, kommt Ende des Monats her und außerdem habe ich noch einen aus Deutschland eingeführten Fuchs im Auge. Der Schimmel, der auf dem Bilde mit Beate zusammen von August gehalten wird, ist ein alter Veteran, der dem Truppendienste nicht mehr gewachsen ist. (Er soll es übrigens auch nicht schlechter bekommen in Zukunft, Mamachen!)⁷⁾

Nun werde ich noch ein bißchen Tagebuch weiterschreiben, damit ihr allmählich auch mit der Reise durch den Süden zum Schluß kommt.⁸⁾

17. Mai.

Wieder bin ich von einer wunderschönen Pad heimgekehrt, die diesmal zu Automobil ins Manövergelände zwischen Schaf- und Elefantensfluß⁹⁾ unternommen wurde. Wir, d. h. Major v. Rappard¹⁰⁾ und ich hatten reichlich viel Pannen; die Gummireifen

⁷⁾ Seine Mutter ist eine leidenschaftliche Tierfreundin.

D. S.

⁸⁾ Fortsetzung und Schluß sind niemals in die Heimat gelangt.

D. S.

⁹⁾ Genauer zwischen Düdoabib und den Quasbergen südlich von Windhuf.

D. S.

¹⁰⁾ Starb vier Monate später (25. September) den Heldentod bei Sandfontein.

D. S.

und Luftschläuche wollten sich mit den afrikanischen Verhältnissen durchaus nicht befreunden und plagten in einem fort, aber trotzdem war es reizend. Das Gelände ist sehr interessant: abwechselnd Berg und Tal, Steppe und Buschwald. Dabei viel Wasser und herrliche Weide, so daß ich hoffe, daß Mensch und Tier im Manöver keine Not leiden werden. Hoffentlich kommt keinerlei Viehseuche dazwischen. Neulich hatten wir schon allen Respekt vor dem Unheil, das in den Windhuker Pferdehändlerställen ausgebrochen war. Aber die Schutzimpfungen haben mit großer Wahrscheinlichkeit ergeben, daß die Truppe noch nicht angesteckt war. Die Aussichten für die beiden Manövermonate Juli und August sind also günstig.

Zurzeit tagt hier der Landesrat und die Vorbereitungen zum Jubiläum und zur Landesausstellung sind in vollem Gange. Heute früh rückten die ersten zu Vorführungen kommandierten Abordnungen in Windhuk ein. Nachmittags kamen andere mit der Bahn. Mittags lud mich Rappard zum Frühstück ein und abends hatte ich selbst Gäste im Kasino. In solchen Zeiten sind drei Tage Pad, wie ich sie jetzt hinter mir habe, als Erholung unbezahlbar. Drei Nächte unter freiem Himmel und — die Reisen mögen noch so oft plagen — schön bleibt's doch! Leider bin ich lange nicht so weit gekommen mit dem kranken Auto, als es zu gründlicher Manövervorbereitung notwendig wäre. Nun muß ich entweder bei ziemlich unsicheren Grundlagen disponieren oder nochmals zu Pferde erkunden. Letzteres wäre zwar sehr schön und genussreich, aber die Zeit dazu ist schwer zu erübrigen, da ich zu viel unerledigte Sachen noch liegen habe. Na wir werden's schon noch schaffen — so oder so.

Windhuk, 27. Mai.

Hier schlagen jetzt die Wogen der Landesausstellung hoch, nachdem wir bisher täglich im Parlament von Südwest um den Etat herumgeredet haben. Denn ein Kampf war's nicht, dazu sind die Leute viel zu militärfromm. Sie haben unsre unbescheidensten Forderungen glatt genehmigt und unterstrichen, so daß der liebe Reichstag hoffentlich arg enttäuscht ist. Denn die klugen Leute in Berlin wollten die Verantwortung für Abstriche dem Landesrat zuschieben.

Heute früh ist das erste Flugzeug auf dem Luftweg in Windhuk gelandet. Also auch da geht's voran. Die Postkarten geben euch ein paar Bilder von der kriegerischen Umgegend. Es ist alles, was Beine hat, herangezogen und Jubiläum wie Landesausstellung wird fein! Aber die Zeit freilich knapp. Hätte ich euch nicht neulich an einem zufällig freien Nachmittag etwas

Tagebuch geschrieben, so müßtet ihr euch wieder mit diesem flüchtigen Blatt begnügen.

Zusatz des Herausgebers.

Die Befürchtung des Verfassers sollte sich erfüllen. Entweder kam er wirklich aus Mangel an Zeit nicht mehr zur Ausführung seiner Absicht, oder seine Schilderung der Windhuker Festlichkeiten ist, wie bei allen nach dem 28. Juni von ihm abgefassten Briefen außer Zweifel steht, von den Engländern unterdrückt worden. Dafür sind zahlreiche Photographien aus den für die deutsche Kolonie und für ihren Schutz bedeutungsvollen Tagen vor Sperrung der Seewege in die alte Heimat gelangt. Ein Teil dieser Bilder soll nun zum Ersatz für das Verlorene hier beschrieben werden, soweit als vorhanden, mit den — in Anführungsstriche gesetzten — erklärenden Bemerkungen des Absenders. Leider gestattet der herrschende Mangel an Druckmaterial, der die Veröffentlichung des Buches selbst fast 2 Jahre lang aufgehalten hat, für jetzt nur die Wiedergabe der Abbildungen I, III, VIIa, XI, XII, XIII.

I. „Kranzniederlegung am Aufstandsdenkmal am Morgen des Schutztruppenjubiläums“ (31. Mai 1914). Das Denkmal selbst, aus Metallguß auf mehrfach geschichtetem Felsensockel errichtet, stellt einen deutschen Reiter in Schlapphut und Kolonialuniform dar, der mit gespannter, auf den Schenkel gestützter Büchse vom aufmerksam lauschenden Pferde herab in die Ferne späht. Am Fuße des Piedestals steht der Kommandeur, Oberstleutnant v. Heydebreck, umgeben von den Fahnen der verschiedenen Truppenteile, von den zur Feier anwesenden Offizieren und den eingestellten Leuten. Er hält soeben die Festrede; ihm gegenüber steht, zur Erwiderung bereit, Erzellenz Seiz, der Gouverneur von Südwestafrika.

II. Der militärische Teil der Festversammlung „auf dem Wege vom Denkmal zur Kirche“. Die Mitte nehmen Seiz und Heydebreck ein, der die Gemahlin des Gouverneurs geleitet. Gruppen von Offizieren umgeben diese mittlere. Genannt sind: „Generaloberarzt Dr. Berg, Hauptleute Medding und Freiherr Hiller v. Gärtringen, Generalstabshauptmann Beck, Oberleutnants v. Cossel und v. Roehl, Leutnant Heimerdinger.“

III. „Parademarsch am 31. Mai. Kombinierte Kompanie v. Cossel.“ Die stattliche meist dunkel berittene Truppe defiliert in leichtem Trabe vor den beiden obersten Vorgesetzten, Gouverneur und Kommandeur, sowie den übrigen Stabsoffizieren. An der Grenze des weiten Paradesfeldes erblickt man den nordwestlichen Teil Windhukus.

IV. Auf dem folgenden Blatt erscheint „der Stab“ allein, dem ein festlich gekleidetes, auf mehrere Tribünen verteiltes Publikum als Folie dient. Die übliche Reihenfolge: Gouverneur, Oberstleutnant, Generalstabshauptmann ist festgehalten worden; die übrigen namentlich angeführten Herren sind: „Major Bethe, Inspektor der Landespolizei; Hauptmann Müller vom Stabe des Kommandos; Oberleutnant Birmond (erster) und Leutnant v. Hefke (zweiter) Adjutant beim Kommando; Oberleutnant v. Roehl, persönlicher Adjutant des Gouverneurs.“

V. und VI. Prächtig sind auch die beiden Blätter „Kapelle übt Parademarsch“ und „Kapelle bei der Parade“. Etwa 20 kraftvolle jugendfrische Männer, sämtlich auf lichten Schimmeln reitend, handhaben mit sichtbarer Lust ihre Instrumente: Pauken, Trompeten und Posaunen. Freilich läßt heute der Blick auf die ohne Ausnahme wohlgepflegten Tiere mit ihren rundlich ausgepolsterten Gliedern besonders wehmütvoll der kommenden Zeit des Krieges gedenken, wo die Pferde aus Mangel an Futter „nicht mehr imstande waren, ihre Reiter zu tragen“.

VII. Zu den „Vorführungen auf der Landesausstellung“ gehörten: a) „Die Gebirgsartillerie im Galopp“ unter Mitführung der deutschen Reichsflagge und der Feldgeschütze „den Platz vor dem Windmotor der Windhucker Hauptstraße“ in schärfster Gangart umreitend. — Ebenso VII b): „Anmarsch zur Parade und c): „Gebirgsbatterien im Trabe.“

VIII. Das von „Leutnant v. Hepte“ geführte, auch das Herz des militärischen Laien mit Stolz erfüllende „Offiziersreiten“, das, formenschön und schneidig, unmittelbar neben dem eigentlichen Ausstellungsgebiet vor einer dichtgedrängten Zuschauermenge sich abspielt. Alle Teilnehmer tragen Mütze und weiße Sitewka.

IX. und X. „Mannschaftsspiele zur Landesausstellung“, das eine bestehend im „Aufheben eines Sutes vom galoppierenden Pferde aus“, das zweite ein „Lanzenstechen nach dem am Boden liegenden Ziele“. Beide Übungen zeigen die Gewandtheit unserer Schutztruppeler in glänzendem Lichte und dürften ein besonders anziehendes Element der festlichen Veranstaltungen gebildet haben.

XI.—XIII. Ein ganz ungewohntes und doch zugleich militärisch eindrucksvolles Schauspiel aber hat sicherlich die zum Südbezirk der Kolonie gehörige Besatzung der Stationen Gochas und Urahoab, die mit Maschinengewehren ausgerüstete Kompanie der Kamelreiter, geboten.

Blatt XI zeigt sie zunächst unter schattigen Bäumen in zwei Gliedern in die Gouvernementsstadt einreitend, in guter offenbar scharf eingetragener Ordnung, die aber den mehr philosophischen als imponierenden Eindruck des Schiffes der Wüste nicht wesentlich ändert.

XII. Diese Tafel zeigt zwei Offiziere der Kompanie, den „Hauptmann Mansfeld“ und den — inzwischen wohl ebenfalls avancierten — „Oberleutnant Pöppel“, hoch zu Kamel. Beiden Herren ist das Vergnügen über ihre eigenartige Kavalkade auf dem Gesicht geschrieben — ein Vergnügen, das bei ihren Reittieren in gesteigertem Maße zur Geltung kommt. Die Physiognomie der letzteren würde zu den tiefgründigsten Betrachtungen, insbesondere über den Stolz auf die eigene körperliche Schönheit, Anlaß geben.

XIII. Die Krone der Gruppe aber bildet ohne Zweifel das dritte Blatt mit dem „am 4. Juni als dem Schlußtage der Jubiläums- und Ausstellungsfestfeier abgehaltenen Hürdenrennen“. Die Art, wie hier das Kamel unter seinem Reiter stolziert und tänzelnd den linken Vorderfuß erhebt, während die nachfolgenden beim letzten Hürdensprung ihre endlosen Hälse weit über ihre soeben das Hindernis nehmenden Beine vorstrecken, indessen ein unerbittliches Lächeln der Selbstzufriedenheit die breiten Lippen umspielt, ist unwiderstehlich. Das Groteske der individuellen Erscheinung hindert aber nicht, daß man der kriegsmäßigen Ausbildung der Tiere und ihrer Reiter mit dem größten Respekt gegenübersteht.

XIV. Das vierzehnte Blatt stellt noch eine andere besonders wichtige Reitergruppe dar, nämlich „das Kommando des Nordbezirks“ unter seinem — im späteren Kriege wiederholt mit Auszeichnung genannten — Führer „Major Ritter“. Neben diesem reitet ein zweiter Stabsoffizier, der tragische Held des Tages von Sandfontein, „Major v. Rappard“; beiden folgen die übrigen Mitglieder des Kommandostabes: „Hauptmann Rothmaler, Leutnant v. Geldern-Crispendorf, Stabsarzt Dr. Rickton, Leutnant Achilles und Leutnant Krüger“.

XV. Den „Schluß des Schutztruppenjubiläums“ bildete die gleichfalls „am 4. Juni abgehaltene Reitjagd“, deren Darstellung eine in zwei Linien auseinandergezogene Schar von etwa 50 zum Aufbruch sich anschickenden Offizieren zeigt. Den Hintergrund nimmt das charakteristische Auasgebirge mit seinen stattlichen, aber sanft geschwungenen Höhen ein.

XVI. Das sechzehnte Blatt zeigt die „Rückkehr der Jagdgesellschaft“ durch die Straßen der Stadt. An ihrer Spitze reiten „der Kommandeur,

Major Franke, Generaloberarzt Berg und Hauptmann Weck". Diese zufällige Zusammenstellung verleiht dem Ganzen ein seltsames Gepräge, das unter dem Schatten des nahenden Krieges an den „Zug des Todes“ erinnert. Binnen weniger denn Jahresfrist waren Seydebreck und Weck aus dem Kreise der Lebenden geschieden, Franke und Berg hatten schwere Wunden erlitten.

XVII. Nach der Heimkehr vereinigte sich das Offizierkorps mit seinen Damen zu einem „Jagdfrühstück“ an besonntem Abhang auf blühender Heide, im Schatten der schönen Bäume von Windhuf. Unter den Teilnehmern findet man leicht schon von früheren Bildern her bekannte Persönlichkeiten; wie „Frau Dr. Seiz und ihren Gemahl, Oberstleutnant v. Seydebreck, Dr. Berg, Major Bethe und Major Ritter“ heraus. Die Dame zur Rechten der Frau Seiz ist „Frau Dr. Berg“; unter den übrigen wird „Frau Göbbels aus Keetmanshoop“ (neben Major Bethe) genannt.

XVIII. Die „Landesausstellung“ selbst ist außerdem noch unmittelbar durch das letzte Bild vertreten, das auf weit ausgedehntem Felde zahlreiche Umzäunungen und Kojen erkennen läßt, in denen die für Südwestafrika so wichtigen Herdentiere verschiedenster Art, vor allem Rinder, Ziegen und Schweine, den Spruch der Richter erwarten. Mächtige deutsche Flaggen wehen über dem ganzen in sich geschlossenen Gebiet, hinter dem die Häuser von Groß-Windhuf (zu unterscheiden von der südöstlich davon gelegenen Ansiedler-Kolonie Klein-Windhuf) sichtbar werden.

W i n d h u f , den 10. Juni.

Eure Geburtstagsgrüße werden mich wohl erst Mitte August erreichen, denn im Juli geht's, hurra! ins Manöver und das wird fein! Die sich überstürzenden Ereignisse der letzten Zeit kann ich erst in ruhigeren Augenblicken, als sie mir jetzt zu Gebote stehen, schildern. Das große und lange Fest hat erst heute mit der Verabschiedung nach Hause gehender Herren¹¹⁾ den würdigen Abschluß gefunden. Alles ist wohl gelungen und hat allseits befriedigt. Der Landesrat hat ebenfalls befürwortet, was wir wollen, und wenn der hohe Reichstag sich sträubt, haben wir immer noch ein Eisen im Feuer und einen Trumpf als Rückhalt. Also sind wir immer gut bei Wege und lassen uns nichts anfechten. Mit der Zeit werden die guten Leute schon nachgeben und bewilligen, was wir brauchen. Die ersten Flugzeuge (mit denen ich übrigens nicht fliegen werde) kreisen schon munter über Südwest.

17. Juni.

Die Zeit ist hier wirklich kaum einzuholen, so schnell läuft sie einem weg. Aber auf Mamas Briefe muß ich wenigstens einiges antworten. Nach der schönen und klaren Schrift der letzten glaub' ich beinahe an eine Besserung deiner lieben Augen. Denke nur ein bißchen daran, daß du deinen Jungen auch wieder sehen willst, halt' ihn lieber jetzt etwas kürzer! Da ich am 13. Juli¹²⁾ doch kaum in Windhuf bin und erst am 6. August aus dem

¹¹⁾ Die Glücklichen haben also gerade noch zu rechter Zeit den heimischen Boden erreicht, anstatt einem tragischen Schicksal zu verfallen. D. S.

¹²⁾ Sein Geburtstag. D. S.

Manöver komme, ist die Verspätung eurer Geburtstagsfendung kein Schade. Ein Unglück war es nie. Man ist hier auf ein bis zwei Monate Unpünktlichkeit geeicht. Mit Fliegerei kann ich weder hier noch daheim etwas erreichen. Ich beteilige mich erst dann, wenn sie normales Beförderungsmittel wie das Auto wird. Und das wird sie hier nicht so bald. Aber etwas schuld daran, daß hier geflogen wird, bin ich doch und das wird mir daheim nicht schaden. Tinte und Grobheit genug hat's gekostet. Der Apparat „Herzog“ ist leider veraltet, aber neuere sind schon da.¹³⁾ Immerhin ist's nett von deinem Hoflieferanten (der hier Filiale hat)¹⁴⁾ und meinetwegen soll er Graf werden.

Und nun rasch noch etwas von mir, wie ihr's ja wünscht. Die Festtage waren anstrengend genug, namentlich was das — Verzehrung! — Pokulieren anbetraf. Aber es geht ja noch, Gott sei Dank, wenn's mal sein muß. Ein Leutnant erklärte mir sogar in vorgerückter Feststimmung in längerer Rede: „Er sei eigentlich nicht für den Generalstab, aber ich schiene ihm doch eine ganz erträgliche Ausgabe zu sein.“ Auch aus kompetentem Munde habe ich hier und da mir wertvolle Bemerkungen gehört, so daß ich glaube auf dem richtigen Wege zu sein. Einigen Schwierigkeitsmachern werde ich weiter energisch auf die Füße treten. Vorgestern schien sogar ein ernstlicher Krach mit meinem lieben Heydenbreck sich anzubahnen. Aber ich nahm den Stier des Konfliktes bei den Hörnern und es hat sich alles in Wohlgefallen aufgelöst. Es ist sehr viel hübscher, wenn man auch einmal auf Nichteinverständnis stößt, als wenn immer ja und Amen gesagt wird.

Auf mein Manöver bin ich selbst gespannt. Es sind doch über 2000 Pferde und Esel auf engem Raum zu füttern und zu tränken und das ist in Afrika nicht so einfach. Auch bin ich reichlich erwartungsvoll in bezug auf die Talente der alten Afrikaner im Bewegen so vieler Menschen. Mit 50 durch Busch und Klippen streifen können sie freilich fast wie die Hottentotten, aber ob sie 500 führen können, ist mir weniger gewiß. Die Gegend ist sehr hübsch. Ich war drei Tage mit dem Auto dort, das freilich dauernd kaputt ging. Ein paar nette Farmersleute lernte ich auch kennen, darunter ein kleines Mädel aus dem Industrieviertel (Düsseldorf und so), das nachher auch zu den Festen in Windhuk war. Ich habe ihr — in bescheidenen Grenzen natürlich — ein bißchen die Cour geschnitten, was ihr ganz gut gefiel. Tiefer ging's nicht. Auch die Lehrerin hatte eine sehr nette Kollegin aus Swakopmund zu Besuch. Auf dem Farmerball und einem der vielen Kasinofeste mit Damen habe ich denn auch feste das Tanzbein geschwungen.

¹³⁾ Im ganzen vier bis zum Schluß des Krieges.

¹⁴⁾ Rudolf Herzog in Berlin.

Pferdel habe ich jetzt drei: Beate, die schöne edle Braune (Australierin), einen großen ostpreußischen Fuchs (auf den Paradebildern das dunkle Pferd, das ich reite) und einen pechschwarzen Rappen, den ich mir in Otawifontein ausgesucht habe.

(Der letzte Brief, der die Heimat erreichte.)

Windhuk, den 28. Juni 1914.

Geliebte Eltern und Schwestern! Eben komme ich von der Jagd heim, die sehr hübsch verlief. Der Versuch Treiben nach gewohnten Regeln abzuhalten ist geglückt, und wenn wir auf das hiesige Wild auch schlecht geschossen haben, da es sich ganz anders verhält als das heimische, so ist desto mehr für andere Male übrig geblieben. Jedenfalls haben wir mehr als 1000 Stück zu sehen bekommen und bloß 130 zur Strecke. Die Menschen, die ich kennen lernte, waren auch durch die Bank nett und zum Teil sehr amüsant. Auch mein Oberstleutnant, dessen Wohlergehen mir schon aus selbstüchtigen Beweggründen sehr am Herzen liegt, hat sich in den drei Tagen recht erholt, so daß ich ihn gut über den Winter zu bringen hoffe. Es ist nämlich jetzt bitter kalt.¹⁵⁾ Einen tüchtigen Schafpelz habe ich mir zugelegt und unter meinen Mitbringfeln aus Deutschland auch ein Paar Filzpantinen entdeckt. Außerdem wird täglich geheizt. Von euch erwarte ich erst mit dem Schiffe, das diesen Brief mitnimmt, wieder Post.

Ich freue mich schrecklich auf das Manöver, in das ich, nun schon 36 Jahre alt, hineingehen soll. Hoffentlich blamiere ich mich nicht auf meine alten Tage. Erst am 5. August kann ich wieder in Windhuk sein. Zu arbeiten habe ich mir schon mehr vorgenommen als ich in zwei Jahren fertigstellen kann — lauter erfreuliche Dinge. Gut, daß ich meinem Herrn Nachfolger auch noch etwas zu tun hinterlassen kann.

Mit unsern Berliner Freunden stehen wir wieder einmal auf dem Kriegsfuße, was sich hier, weit vom Schuß, besonders lustig macht. Wir haben ihnen allerdings auch mit der für 1915 verlangten Fliegertruppe und der Verstärkung von acht Kompanien um je 30 Köpfe eine böse Aufgabe gestellt. Die Armen hofften auf Verringerung.

Sonst nichts Neues aus Afrika. Gott behüt' euch alle!
Es grüßt euch euer Junge.

¹⁵⁾ Unser Sommer ist dort Winterzeit und umgekehrt, der kälteste Monat also logischerweise der Juli. D. S.

Zwölftes Kapitel. Erste Hälfte.

Der Krieg in der Kolonie

I.

Von der Heimat geschieden. — Ein Friedensmanöver der Schutztruppe. — Mobilmachung. — Für Kaiser und Reich. — Wer war der Schuldige? — Botha und die Buren. — Kriegserklärung der Union. — Englisches Christentum. — Die deutschen Missionen. — Schwierigkeiten der Verteidigung: Minderzahl der Truppe. Ausrüstung. Natürliche Verhältnisse des Landes. — Strategie des Feindes. — Die Engländer in Lüderitzbucht. — Vordringen im Schutzgebiet. — Die ersten Gefechte. Besetzung Swakopmunds. — Die Walfischbucht in deutscher Hand. — Treffen bei Sandfontein. — Tod des Kommandeurs. — Mordanschläge der Portugiesen. — Erstürmung Nauvilas. — Major Ritters Kämpfe bei Kakamas. — Eine deutsche Offizierspatrouille. — Tod des Generalstabshauptmanns. — Erinnerungen an ihn und Urteile über ihn.

Dem umstehenden Briefe meines Sohnes folgte kein weiterer mehr, kein handschriftlicher Gruß, kein Telegramm. Nur tödliches, herzverzehrendes Schweigen.

Und doch wußten die Seinen, daß er geschrieben hatte; daß noch im Laufe des letzten Friedensmonats der versprochene Bericht oder doch eine Entschuldigung seines plötzlichen Verstummens abgesandt worden war. Denn zuverlässig, wie alles an ihm, war auch sein Wort.

Die vermißte Erklärung kam zugleich mit der Nachricht, daß die verbrecherischen Hände, die auf dem Boden Europas die Fackel des Völkerzwistes entzündet hatten, auch jenseits des Ozeans am Werke waren, und daß auch dort der Geist des siebenten Eduard hohnlachend und Verderben säend umging.

Aber was man erfuhr, war unsicher und verworren; das Schicksal des einzelnen zumal blieb dreizehn Monate lang in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Denn was infolge der größeren Nähe und anderer günstiger Umstände in den übrigen Kolonien Deutsch-Afrikas nur zum Teil gelang, wurde in Südwest erreicht: der vollständige hermetische Abschluß von der Außenwelt. Gelegentlich hörte man, daß ein holländischer Dampfer gewisse Mitteilun-

gen auf dem Wege über Brasilien nach Deutschland gebracht habe. Die erste dienstliche Nachricht von dem beklagenswerten Unfall des Schutztruppenkommandeurs traf zufällig in meiner Anwesenheit ein, aber in so verstümmelter Fassung, daß es langer Arbeit bedurfte, um zu ihrem Verständnis zu gelangen. „Mit Hendebreck ist irgend etwas geschehen — er ist krank oder gar tot!“ — das war zunächst alles. Im November des ersten Kriegsjahres machte ich den Versuch mit Hilfe des Reichs-Kolonialamts meinen Sohn telegraphisch zu erreichen, nur um ihn über das Ergehen der Seinen zu beruhigen, aber die Antwort blieb aus, und spätere Mitteilungen Dritter lassen mich schließen, daß er die Depesche niemals erhalten hat. Zu gleicher Zeit übernahm es ein großes Hamburger Handelshaus, durch Boten, die von Angola aus in die deutsche Kolonie vordringen sollten, eine Verbindung herzustellen. Aber seine dortigen Beamten waren unter englischem Druck Landes verwiesen worden, ehe sie dem Auftrage der Geschäftsleitung hatten entsprechen können.

Für die Unsrigen drüben bestand natürlich die gleiche Not. Denn dem für Menschlichkeit und Ehre gegen die deutschen Barbaren fechtenden Engländer galten selbst die einfachsten Rücksichten nichts, und was er Eltern und Kindern in ihrer bittren Herzensbedrängnis angetan hat, soll ihm neben allem andern unvergessen bleiben. Oder was hätte es der britischen Heerführung und Politik schaden können, wenn die Nachricht: „Wir leben“ und die Erwiderung: „Ich bin gesund“ durchgelassen wurde?

In der ersten Zeit nach Kriegsbeginn trafen fast jeden Tag Funkenprüche über Deutschlands Siege in Windhuk ein, die dann in der üblichen Weise durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht und an die übrigen Hauptstationen des Landes: Aus,¹⁾ Lüderiksbucht und Swakopmund weitergegeben wurden. Nachdem aber am 27. August mit dem Falle Togos die Funktürme von Kamina, der größten elektrischen Anlage der Welt, außer Betrieb gesetzt worden waren, stand nur noch die unmittelbare Verbindung mit der Heimat durch die 10 000 km entfernte Zentralstelle Nauen (bei Potsdam) offen. Von da an wurden die Mitteilungen mehr und mehr unverständlich, bis sie zuletzt ganz ausblieben, oder wenn man bei besonders günstiger Witterung den Nauener Turm wirklich einmal sprechen hörte, geschah es in Bruchstücken, die man erst künstlich und nicht immer mit Erfolg zusammenreimen mußte. Die einzige Quelle für Nachrichten aus Europa bildeten seitdem erbeutete englische Zeitungen oder ein aufgefangener Spruch London—Kapstadt, und was dabei herauskam, ist leicht zu ermessen.

Auch meines Sohnes Weg ging durch das Dunkel folternder

¹⁾ S. Seite 112. Hier hatte der „Verkehrstrupp“ kurz vor dem Kriege eine dritte Funkenstation zur Verbindung mit der Landeshauptstadt errichtet.

Ungewißheit. Und als der Bann schließlich so weit gelöst war, daß der Zugang zur Heimat sich wieder aufthat, hatte sein eigenes Schicksal sich schon erfüllt.

Daß ich selbst aber bei meinem Versuch, ein Bild der südwestafrikanischen Ereignisse zu entwerfen, dauernd unter den Nachwirkungen der damaligen Verhältnisse stand, wird begreiflich sein. Sind doch auch die Zeitungen, die ich mir aus Windhof erbeten hatte, nicht über die Grenze gelangt. Und wenn nach dem Abschluß der Kämpfe die Verbindungen sich zeitweise besserten, Privatbriefe hin und wieder gehen durften, ein Teil der deutschen Frauen und Ärzte nach Europa entlassen wurde, deren Berichte durch Annahme seitens der Reichsbehörde fast einen amtlichen Stempel erhielten, blieben doch nicht wenige Lücken und Unklarheiten zurück. Und schon deshalb kann meine Darstellung, so gewissenhaft ich auch alle Einzelheiten geprüft habe, weder Vollständigkeit noch unbedingte Zuverlässigkeit beanspruchen. Ich unternehme sie überhaupt nur, um den Berichten meines Sohnes einen Abschluß zu geben und zugleich den vielen, die in treuer Teilnahme an seinem Lose mancherlei Nachrichten mir zugehen ließen, meinen Dank zu bezeigen. Wenn seine Person dabei mehrfach hervortritt, so wird sein Verhältnis zu dem ganzen Buche sowie zu der den Verteidigern Südwestafrikas gestellten Aufgabe das rechtfertigen.

* * *

Das mit so großer Spannung erwartete erste Friedensmanöver unsrer Kolonialtruppe fand in der zweiten Hälfte des Juli statt, und zwar jenseits der Auasberge im östlichen Teile des Bezirks Rehoboth, also im Gebiete der nach ihm benannten „Bastards“. Die mit Hügeln durchsetzte Hochebene war den verschiedenen Übungen, deren letzte sich zwischen Klein-Nauas, einem der „Wollschafzucht-Gesellschaft“ gehörigen Landgute, und der Farm Düdoabib, dem Eigentum eines Herrn Kriesbach, abspielte, in besonderem Maße günstig. Da der größte Teil der Landesgarnisonen samt den Mannschaften des Beurlaubtenstandes herangezogen worden war, mochten gegen 3000 Mann in dieser auch durch Naturschönheit ausgezeichneten Gegend versammelt sein, woraus sich die Möglichkeit ergab, alle Waffengattungen in lebhaftest Tätigkeit zu setzen. Zugleich trugen die den deutschen Manövermonaten gegenüber wesentlich mäßigeren Temperaturen zur Erhaltung der körperlichen Spannkraft bei, so daß der ganze Verlauf die Teilnehmer in hohem Grade befriedigte. Aus dieser Umgebung stammt das hier beigegebene Bild des Truppenstabes, das den Kommandeur, Oberstleutnant von Heydebreck, seinen Generalstabsoffizier und seinen damaligen ersten Adjutanten, Oberleutnant Birmond, nebst der das Kommandofähnchen tragenden Ordonnanz auf

raschem Ritt über das Blachfeld zeigt.²⁾ Fröhlich vergingen besonders die letzten Tage mit ihren die anstrengende Arbeit belohnenden Biwakfesten. Aber mitten in sie hinein schlug wie ein Blitzstrahl die Kunde von dem drohenden Kriege. „Heer und Flotte mobil!“ lautete das Berliner Telegramm vom 2. August. Daß es Feuer in die Seelen der Krieger goß, war selbstverständlich, und daß es nur um einen gerechten Krieg wider feindliche Bosheit sich handeln konnte, zumal unter dem Friedenskaiser Wilhelm dem Zweiten, wußte jeder, auch ohne Kenntniss der heimischen Vorgänge. Also aufwärts die Herzen zu Gott und die Fäuste vorwärts auf den Feind!

Sofort wurden die militärischen Übungen abgebrochen und die Standorte der einzelnen Truppenteile in Eilmärschen oder mit der Eisenbahn aufgesucht. Zugleich trafen die erklärenden Aufschlüsse aus der Heimat ein, und die Namen Lüttich, Namür und Brüssel waren auch in Afrika auf allen Lippen. Und da die Haltung der britisch-burischen Union immerhin zweifelhaft erschien, verhängte der Gouverneur Dr. Seiß am 6. August auch über das ihm unterstellte Schutzgebiet den Kriegszustand. Schon mit diesem Tage setzte die Meldung der Kriegsfreiwilligen beim Kommando oder bei der zwischen Lüderixbucht und Kalkfontein gelegenen und bisher als „Pferdedepot“ dienenden Station Aus ein. Überhaupt war der Geist der Truppe von Anfang an herrlich, obwohl auch dem einfachen Soldaten wie dem Heerespflichtigen die Vorstellung von der ungeheuren Schwierigkeit der Lage sich ohne weiteres aufdrängte. Nachdem am 8. August die allgemeine Mobilmachung angeordnet worden war — „zum Schutz der Grenzen, nicht zum Angriff“ gegen irgendwen — fanden sich pünktlich nach dem empfangenen Befehl die Waffenfähigen aus allen Ständen und Berufen an ihren Gestellungsorten ein. Die Leitenden und Verantwortlichen konnten sich um so weniger einer Täuschung hingeben. Das riesige, mehr als die anderthalbfache Größe des Deutschen Reichs umspannende Gebiet der Kolonie war im Falle ernstlicher Verwicklung wenigen Tausenden zur Verteidigung überwiesen, und diese lächerlich kleine Schar mußte sich überdies von vornherein in ein Duzend Abteilungen zersplittern, um gleichzeitig die wichtigsten Punkte des Landes gegen die vielleicht von allen Seiten drohenden Angriffe decken zu können. Dazu kam die Unmöglichkeit, im Falle des Krieges die Hilfe des Vaterlandes in Anspruch zu nehmen. Die Sperrung der Meere und aller sonstigen Verbindungen war vorauszusehen. Man mußte sich also gleichzeitig darauf rüsten, von allem, was den

²⁾ Die junge Witwe eines bei Treckoppje am 26. April 1915 gefallenen Felden, des Hauptmanns Freiherrn v. Watter, sandte mir nach ihrer Heimkehr aus Afrika in rührendem Gedenken an die Toten dieses Bild, zugleich wohl das letzte meines Sohnes. S. auch Seite 63.

Verlassenen teuer war, für lange, vielleicht für immer, Abschied zu nehmen. Aber alle diese Betrachtungen konnten die mutigen Herzen nicht erschrecken noch erschüttern.

Freilich waren es nicht bloß anständige oder gar ritterliche Waffen, die gegen Deutschland aufgeboten wurden und denen es bei aller Ungleichheit der Mittel vielleicht auch in Afrika hätte standhalten können. Wie stets im Laufe des Weltkriegs und auf allen seinen Schauplätzen arbeiteten die Feinde mit Werkzeugen furchtbarer Art, als ihre zahllosen Gewehre und Kanonen waren, nämlich von Anfang an mit Lüge, Verleumdung und Verrat.

An erster Stelle kam es darauf an, die Schuld an dem drohenden Zusammenstoß auf Deutschland oder wenigstens auf die Regierung Deutsch-Südwestafrikas abzuwälzen. In Windhuk angesponnene Ränke sollten die Ursache der von einem Teil der Unionsburen beobachteten Haltung sein, und die dunklen, aber vielverbreiteten Gerüchte verdichteten sich allmählich zu einem Mitte Oktober 1914 in der burisch-englischen Zeitung „Volksstem“ veröffentlichten, zwischen dem deutschen Gouverneur und dem Obersten Maritz als dem Hauptführer der Aufständischen abgeschlossenen Vertrag. Der wichtigste Paragraph dieses Abkommens sollte einerseits die Unabhängigkeit Südafrikas mit Einschluß der Delagoabai, andererseits die Abtretung der Walfischbucht und der südwestlichen Küsteninseln an Deutschland aussprechen. Sämtliche in Frage kommende Stellen unserer Staats- und Militärverwaltung bis hinauf zur Reichsregierung selbst, deren feierliche Erklärung Ende 1915 erfolgte, haben das Vorhandensein eines derartigen Vertrags entschieden verneint, und die Gegner haben für seine Echtheit auch nicht den Schatten eines Beweises aufgebracht. Vielmehr hat der kapländische oberste Gerichtshof nach Untersuchung der den Afrikanderaufstand erklärenden Gründe zu Anfang 1917 ausdrücklich anerkannt, daß „bei einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung von Transvaal und des Oranjesfreistaates die Hoffnung auf Wiedererlangung der Unabhängigkeit noch immer fortlebe,“ womit ohne weiteres zugegeben war, daß die Aufstachelung der Buren durch Deutschland zu den heute hinlänglich bekannten englischen Erfindungen gehört. Dagegen steht fest, daß der kaiserliche Mobilmachungsbefehl jedes angriffsweise Vorgehen gegen das Unionsgebiet untersagte, während im schärfsten Widerspruch dazu der britische Staatssekretär der Kolonien dem kapländischen Generalgouverneur schon am 7. August 1914 die Besetzung der wichtigsten Punkte Deutsch-Südwestafrikas als „einen großen und ansehnlichen Dienst für das Reich“ empfahl. Neben diesem wenigstens klaren und unzweideutigen Schritt erscheint das Verhalten des einflußreichsten Burenführers Louis Botha als wahres Zerrbild. Dieser ehemalige

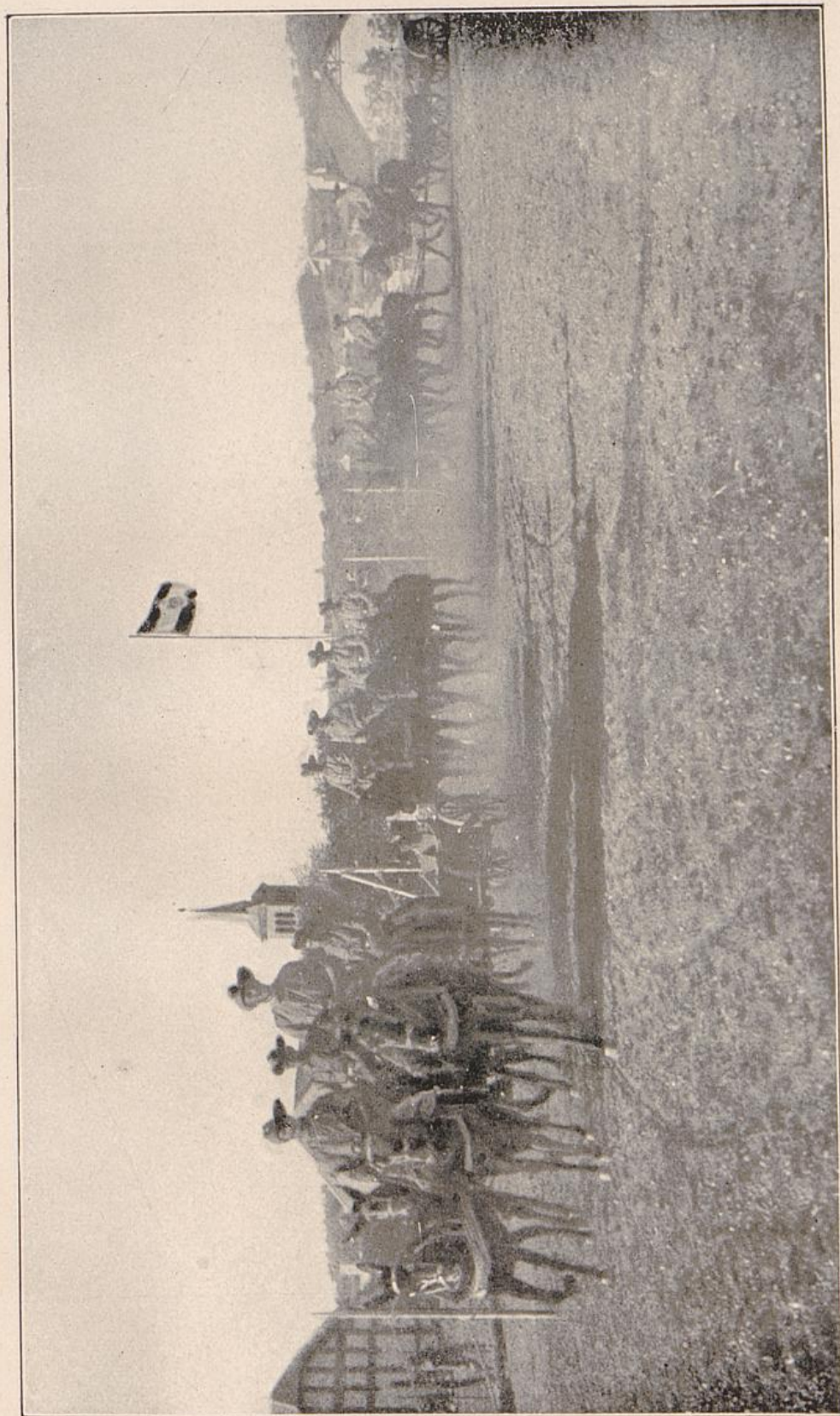
Führer im letzten Freiheitskampfe seines Volkes, dann Mitglied einer Abordnung, die in Europa Hilfe für ihre Stammesgenossen gesucht und dabei erfahren hatte, daß keine andre Nation gleich der deutschen das Schicksal der südafrikanischen Freistaaten mit wärmster Anteilnahme begleitete, hielt es für erlaubt, sich des Dankes zu entschlagen und als Minister der Union und Bekenner eines schrankenlosen Imperialismus britische Ehren, wohl mit der Aussicht auf den künftigen Präsidentenstuhl des um Deutsch-Südwestafrika vergrößerten Kaplands zu verdienen. Als nächsten Lohn stellte ihm die britische Regierung die künftige Benennung der deutschen Kolonie als „Bothaland“ in Aussicht, und als Englands würdiger Genosse trat er eines Tages vor das südafrikanische Parlament mit der ungeheuren Lüge, daß eine Landkarte aufgefunden worden sei, die „bis auf eine kleine Burenreservation“ den ganzen Erdteil vom Äquator südwärts als deutschen Besitz darstelle. Er wies diese Karte auch vor, die der Professor Bodenstein von der Universität Amsterdam, selbst ein Bur, sofort als plumpe Fälschung bezeichnete, da sie die deutschen Ortschaften Nakab-Süd und Stolzenfels (Skydrift), bei denen angeblich die ersten Kämpfe stattgefunden hatten, mit einem Strich auf das linke Oranjerufer verlegt, also zu englischen gemacht hatte. Aber trotzdem erreichte der böse Genius Südafrikas seinen Zweck, indem er am 10. September das Parlament von Pretoria zu dem „mit großer Majorität“ gefaßten Beschlusse trieb, den Deutschen den Krieg zu erklären. Allerdings deutete die hohe Stimmenzahl wohl auch auf den bereits gerügten Fehler der deutschen Politik hin, Heiraten zwischen Buren und Eingeborenen zu begünstigen, den aus solchen Ehen hervorgegangenen Kindern („Bastards“) aber die Gleichberechtigung zu versagen.³⁾ Aber richtig war doch nur gewesen, daß der zu einem nochmaligen Befreiungskampf entschlossene Teil der Buren, an dessen Spitze ihre besten Männer: Beyers, Delarey, Fourie, Maritz, vor allen Christian Dewet standen und zu dem auch die im Schutzgebiet bereits ansässigen unter Andries Dewet gehörten, ein „Südafrikanisches Freikorps“ bildete, das nach freiwilligem Erscheinen im Felde Anlehnung an die Deutschen suchte. Den Krieg überhaupt nach Afrika verpflanzt zu haben ist ausschließlich britisches Verdienst.

Im übrigen sei schon hier bemerkt, daß die Mehrzahl der aufständischen Buren, der Tapferkeit und dem ehrlichen Willen der Führer zum Trotz, sich als wenig vertrauenswert und den Anforderungen eines europäisch gedachten Feldzugs in keiner Weise gewachsen zeigte, wie das bereits in dem mit so großen Hoffnungen eingeleiteten und anfangs erfolgreichen Kriege gegen Eng-

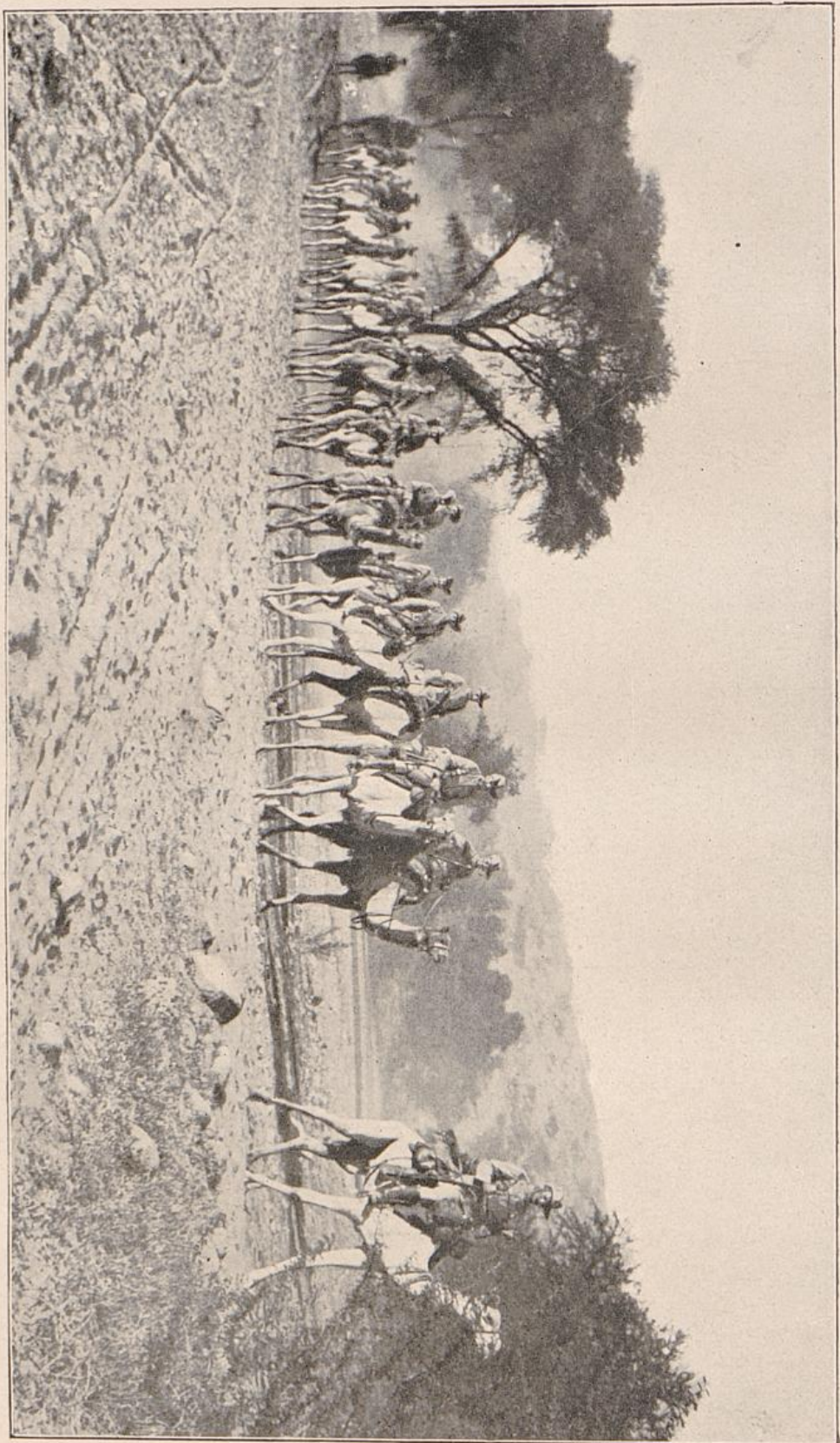
³⁾ S. Seite 103.

land selbst zutage getreten war. Maritz und sein nächster Waffen-gefährte Kemp griffen im Januar 1915 die zur Kapkolonie gehörige Stadt Upington erfolgreich an, scheinen aber bei den sich dort entwickelnden weiteren Kämpfen — denn Klarheit über die einzelnen Vorgänge ist bis heute noch nicht erreicht worden — schließlich unterlegen zu sein. Der größte Teil der Leute wurde gefangen, während es dem anfangs totgesagten Führer nach einer zufällig entdeckten Aufzeichnung gelang zu entkommen und sich durch Angola nach einem Lande jenseits des Meeres — vielleicht nach Italien — zu retten. Gleichzeitig verfolgte und erreichte das englische Standrecht, oder auch eine unheimliche ihm verbündete Macht, gerade die besten der Freiheitskämpfer. Delarey wurde von unbekannter Hand auf einer Wagenfahrt erschossen; Beyers, „der Meister im Kleinkriege“, verschwand, von seinen Verfolgern verwundet, in den Fluten des Oranjestroms; der edle am 16. Dezember verhaftete Job Fourie wurde als Rebell verurteilt und erschossen; Christian Dewet trotz der von holländischer Seite verbreiteten Drohung, daß „ein hartes Vorgehen gegen diesen ersten Helden des Burenvolkes die Gemüter aufs äußerste erregen werde“, auf sechs Jahre in ein englisches Gefängnis gebracht, ein Schicksal, das 5000 seiner Stammesgenossen mit ihm teilten. Andererseits war bald nach Eröffnung des Feldzugs auf einer von Beyers geleiteten Volksversammlung die „Dankespflicht gegen Deutschland“ nachdrücklich betont und das Wort eines Teilnehmers, daß „ein Überfall auf die deutsche Kolonie ein Schandfleck in der Geschichte der Buren sein werde“, mit allgemeinem Beifall begrüßt worden. Ja, noch am 23. Juni 1915 forderten „hervorragende Afrikaner“ den Renegaten Botha zum Rücktritt von seiner Kommandostellung auf, indem sie zugleich im Namen des Volkes ihm Heeresfolge verweigerten. Aber die Zeit, in der die Mehrzahl der Buren entschlossen schien, „den Frauen und Kaffern die Bestellung der Äcker zu überlassen, um gegen ihre britischen Unterdrücker ins Feld zu ziehen“, ging doch bald vorüber und auch wir Deutsche haben uns der Einsicht unterwerfen müssen, daß der Freiheitswille des Burenstammes ebenso wie seine Redlichkeit Trugbilder waren. „General Herzog und die gebildete Jugend“ mögen, wie eine Zeitung berichtete, heute noch anderer Meinung sein, aber getan oder gar ausgerichtet haben sie nichts.

Ganz anders und mit eiserner Folgerichtigkeit haben die Briten ihre Ziele verfolgt. Freilich unter Verleugnung aller menschlichen und religiösen Bedenken. Daß dem Engländer das Christentum lediglich der Deckmantel seiner selbstsüchtigen Bestrebungen ist, konnte niemandem zweifelhaft sein, der einen tieferen Blick in seine Art und seine Geschichte getan hat. Aber niemals hat der angelsächsische Geist sich so blank und bloß, so ohne jegliche Maske vor der Welt offenbart als in diesem Weltkrieg über-



Gebirgsartillerie im Trabe (Seite 118)



Kamelreiter-Kompanie der Schutztruppe (Seite 118)

haupt und in den afrikanischen Dingen im besonderen. Und ihren Gläubigen voran war die englische Geistlichkeit geschritten. Schon im ersten Jahre und nach unsren unerwarteten Siegen hat sie bei jeder Gelegenheit und in der giftigsten und niedrigsten Weise beschimpft. Deutschland war „die satanische Macht der Finsternis“, Kaiser Wilhelm „der Antichrist“ — so zu lesen unter anderem im „Guardian“, dem „angesehensten anglikanischen Kirchenblatt“, dessen Leser „ausschließlich den gesellschaftlich hochstehenden Kreisen angehörten“. Franzosen und Engländer dagegen waren „die Rachewerkzeuge Gottes“. Gott seinerseits aber hat laut Erklärung des Londoner Bischofs vom 7. Mai 1915 zwar gesagt: „die Rache ist mein“, k a n n aber die Ausübung dieser Rache nach Belieben auch Menschen übertragen, also in diesem Falle den ihm besonders nahestehenden und seines Vertrauens würdigsten Englishmen. Die Krone des berüchtigten „cant“ endlich hat sich der Dubliner Erzbischof erworben, als er von der Kanzel herab erklärte, daß Christi Gebot „Liebet eure Feinde“ durch die Worte ergänzt werden müsse: „aber n i c h t die Feinde eurer Freunde“, womit er sofort bei den „Feinden Jesu Christi“, den Deutschen, ankam! Erinnerung man sich freilich daran, daß der hohe englische Klerus vorwiegend aus den jüngeren Söhnen des Adels besteht, also Herkunft, Bildung und Gesinnung mit der Rasse teilt, so wird die ganze Frivolität dieser „christlichen“ Gesellschaft verständlicher.⁴⁾

⁴⁾ Ein flammendes Zeugnis gegen Englands Heuchlertum legt auch Heft 6/7 der „Berliner Missionsberichte“ (für Juni/Juli 1918) mit dem durch den Missionsdirektor D. Azenfeld erstatteten Jahresbericht ab. In würdigem Tone, aber auch mit voller Entschiedenheit wird hier von berufenster Seite ein erschütterndes Bild der Schändlichkeiten gezeichnet, die der Briten gegen die deutsche Mission in Ostafrika, gegen die Missionare selbst wie gegen ihre Familien seit mehr als zwei Jahren — in Südwestafrika bereits im vierten Jahre — ausgeübt hat, in dieser Hinsicht weit hinter den doch wenigstens bibelgläubigen Buren zurückstehend. „Wo im Njassalande die Eroberer unter b r i t i s c h e m Oberbefehl standen, hat man die Missionarsfamilien ohne Unterschied gefangen, beraubt und verschleppt . . . Die Männer hatten länger als ein Jahr in dem Fieberklima der Küste hinter dem Stacheldraht schmachten müssen, und als man sie endlich nach Ägypten weiterbrachte, waren sie fast alle zu elenden siechen Menschen geworden. . . Ihre Frauen und Kinder aber hatte man inzwischen in entgegengesetzter Richtung soweit verschleppt, daß schließlich ein ganzer Erdteil zwischen ihnen lag. Kommen sie nicht b a l d heim, so kommen viele von ihnen n i m m e r heim. Aber der Feind zeigt ein ehernes Gesicht.“ Und mit klarer, viele zünftige Politiker beschämender Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge fügt D. Azenfeld hinzu: „Hinter der brutalen Verwüstung der deutschen Mission steht ein entschlossener Vorsatz“ — nämlich d e r, „nirgends eine deutsche Mission zu dulden, die nicht willig in den Dienst der englischen Politik und der Kriegspropaganda tritt“. Das klingt anders als das klägliche Syringflöten deutscher „Staatsmänner“ und Pazifisten, die nichts Besseres zu tun wissen als nach der gnädig ausgestreckten Hand des Briten zu tasten und wegen der von Deutschland begangenen „Verbrechen“ Gott und alle Welt um Entschuldigung zu bitten.

Daß aber der britische Löwe sich im Taumel seiner Selbstbespiegelungen auch einmal auf den eigenen Schwanz treten konnte, bewies eine bald nach der Kriegserklärung von Pretoria in den Londoner Zeitungen veröffentlichte Freudenbotschaft. „Ein aus Buren, Engländern und Schwarzen bestehendes Expeditionskorps bricht über den Oranjeßuß in Deutsch-Südwestafrika ein. Ihnen schließen sich die Hérero an. Damit ist der Krieg eröffnet.“ „Damit“ war vielmehr vor der gesamten Welt schlechthin eingestanden, daß nicht wir, sondern England und die Buren den Krieg begonnen hatten. Und zugleich konnte dem edlen John Bull ein zweites Verbrechen durch Selbstbeziehung nachgewiesen werden. Sittliche und politische Rücksichten hatten bisher in gleichem Maße geboten, daß die weißen christlichen Völker nicht den dunkelhäutigen, eben aus der Nacht des Heidentums erwachenden das Schauspiel gegenseitiger Zerfleischung gaben. England aber zeigte in seiner Verblendung — und zeigte bald nachher, wenn nach allen Lehren der Weltgeschichte noch ein Zweifel möglich gewesen wäre, noch deutlicher zum zweitenmale —, daß ein Gefühl sittlicher und christlicher Scham ihm völlig unbekannt war. Ihm allein fällt also zur Last, daß die Eingeborenen Afrikas, die bisher zu dem weißen Mann als dem weiseren und mächtigeren aufgeblickt hatten, Zeugen und Mithelfer christlicher Schande wurden.

Und so, mit dem undurchdringlichen Panzer der Falschheit und der Frechheit bekleidet, war Britannien, die gewissenlose, meeresgewaltige und eben deshalb gefürchtete Tyrannin der Völker, in den Kampf wider uns getreten. In Südwestafrika, wie überall, nicht bloß auf die eigenen, militärischer Tüchtigkeit gegenüber wertlosen Kräfte gestützt, sondern durch das betörte Burenvolk und die Schwarzen gedeckt, mehr noch auf seine geheimen in der Unterjochung der halben Welt seit Jahrhunderten bewährten Künste vertrauend, die nur die Selbstverleugnung deutscher Historiker und die Unwissenheit deutscher Diplomaten übersehen konnte. Aber schon bei Beginn des uns angedrohten Kampfes standen ihm 40 000 Kriegsmannen für die Eroberung unserer Kolonie und die Vernichtung unserer Schutzmacht zu Gebote.

Wie standen nun einer solchen wohl unbezwinglichen Feindesgewalt die Verteidiger Südwestafrikas gegenüber? Zunächst von ihrer Zahl und von dem Umfang ihrer Kriegsmittel zu reden, widersprechen sich die Angaben in auffälliger, schließlich aber doch nur scheinbarer Weise. Erstere schwankt zwischen „1300“ und „höchstens 6000“. Einen sicheren Anhalt bietet der für das Jahr 1914 maßgebende Etat, der an Offizieren und „Beamten“ — also wohl Juristen, Technikern und sonstigen den einzelnen Truppenteilen dienstlich beigegebenen, nicht notwendigerweise militärisch ausgebildeten Kräften — 181, an Unteroffizieren und Mann-

schaften 1967 festsetzte, zu denen noch eine Polizeimacht (Wachtmeister und Sergeanten) von 466 mit 16 Offizieren und Beamten kam, so daß die gesamte Schutztruppe 2630 Köpfe zählte, Abgänge durch Heimaturlaub, Krankheit oder andere Umstände eingerechnet. Da aber nach der Reichstagsrede des Kaiserlichen Staatssekretärs vom 28. Februar d. J. die Polizisten „eigentlich mehr Amtsdienner waren“, können sie hier nur in beschränktem Sinne mitgezählt werden. Andererseits hatte die eigentliche Truppe bis zum 9. Juli 1915, dem Tage von Korab, an Toten, Verwundeten und Gefangenen 500 bis 600 Mann verloren, was mit der bei der Übergabe festgestellten Ziffer „1300“ sowie damit übereinstimmt, daß alle im Beurlaubtenverhältnis stehenden Offiziere und Mannschaften sofort nach Beendigung der Kämpfe ihrem bürgerlichen Berufe zurückgegeben wurden. Die Reservisten konnten kaum weniger gelitten haben, wie schon der hohe Verlust an Offizieren deutlich erkennen läßt. Waren von ihnen zuletzt und nach dem Wortlaut der Kapitulation noch 2100 (3400 weniger 1300) vorhanden, so mußte ihr Bestand zu Anfang des Krieges etwa 2800 betragen haben, was in der Tat zu einer Gesamtziffer der Schutztruppe von 5300, auf dem Papier vielleicht und allerhöchstens von 6000 Mann, führt. Aber auch die „aktive“ Schutztruppe hatte nach Exzellenz Solf „lediglich die Bestimmung gehabt, für Ordnung und Ruhe unter den Eingeborenen zu sorgen“. Die ihr jetzt gestellte Aufgabe mußte also von vornherein ihre Kräfte weit überschreiten. Andres Soldatenmaterial, wie es den äquatorialen Schutzgebieten in den glänzend bewährten Bantunegern als „Asfaris“ (= Soldaten) zur Verfügung stand, fehlte gänzlich. Und so konnte schon aus diesem Grunde der Abgeordnete Stresemann am 27. Februar 1918 mit Recht erklären, daß „Deutschland sein Kolonialreich nicht verloren hätte, wenn überall in den Kolonien für den richtigen Schutz gesorgt worden wäre“.

An Kriegsgerät besaß die Truppe, „einen kleinen Reservebestand eingerechnet“, überhaupt 10 000 Gewehre, allen Möglichkeiten täglicher Kämpfe gegenüber nicht ganz zwei auf den Mann, **k a u m e i n s** zum Austausch gegen ein zerschossenes, zerbrochenes oder an den Feind verlorenes, dazu 12 Gebirgsgeschütze vom Kaliber 7,5, 4 leichte Feldhaubitzen, außerdem 26 ältere und 13 neuere Feldkanonen, also **k e i n e** schweren, **k e i n e** wirklich modernen; Schießbedarf nur im Verhältnis zu diesem Waffenbestande.

Auch mit der Verpflegung sah es übel aus in einem Lande, das vorwiegend Fleisch, neben dem von den Herden der Farmer gewonnenen das edler, aber nicht immer zahlreicher oder gleichmäßig verbreiteter Wildarten erzeugte, während der Ackerbau noch in den Anfängen der Entwicklung stand. Auf „höchstens acht Monate“ wurden die vorhandenen oder zu erwartenden Vor-

räte eingeschätzt, und da von Düdoabib bis Korab mehr als elf Monate vergingen, ist der Schluß auf starke Entbehrungen der Menschen und Tiere zu ziehen; vom 9. Juli 1915 an hätten die Lebensmittel gerade noch drei Tage gereicht. Wie stark die Bedrängnis durch den voraussichtlichen Mangel an Körnerfrucht gleich anfangs empfunden wurde, beweist der Erlaß des Gouverneurs, der zur Herstellung des täglichen Brotes nur ein Drittel Weizenmehl gegen zwei Drittel Maismehl gestattete.

Diesen Tatsachen gegenüber nahm sich die Erzählung eines kapländischen Bürgermeisters, der in den letzten Friedenswochen Deutsch-Südwest als unser Gast besucht und dann die Behauptung verbreitet hatte, die Kolonie sei für einen dreijährigen Krieg mit allem Nötigen versehen, sehr sonderbar aus. Nicht weniger sonderbar die neue englische Lüge, daß die Deutschen außer einem Kamelreiterkorps von 500 Mann^{*)} über 10 000 vorzüglich ausgebildete Soldaten und über 66 Batterien Feldgeschütze verfügten. Auch dem Burengeneral Smuts war von seinen Freunden mit einer ungeheuren Masse „schwerster deutscher Geschütze“ gedroht worden, einer Erfindung, der er später die ehrliche Versicherung entgegenstellte, daß er „kein einziges dieser schweren Geschütze zu Gesicht bekommen habe“.

Ein besonders verhängnisvoller Umstand endlich war die natürliche Beschaffenheit des Landes. Südwestafrika besitzt keine reißenden, mit Felsen durchsetzten Ströme, keine Riesensümpfe, kein undurchdringliches Urwaldsdickicht, das den Angreifer aufhalten konnte. Freilich ist es im Osten wie im Westen durch Steppen- und Wüstengelände abgegrenzt, dort durch die Kalahari samt ihrer nördlichen Fortsetzung, der Omahaka, hier durch die Namib. Aber erstere nahm zwar an manchen Stellen den Charakter der Einöde an, namentlich dort, wo sie die schrecklichen „Durstfelder“, den Schauplatz des Hererosterbens,^{*)} bildete, doch war sie als Ganzes anbaufähig und zugänglich, so daß einer mit allem Nötigen ausgerüsteten Kriegsmacht kein ernstliches Hindernis in den Weg trat, mochte der Durchmarsch immerhin einige Wochen dauern. Andererseits erstreckte sich längs der ganzen atlantischen Küste von der Mündung des Kunene an, der die Grenze mit der portugiesischen Provinz Angola bildet, bis zu der des Oranje eine ununterbrochene völlig wasserlose Sanddüne, die der Eingeborene oder der Farmer mit seinen 22 Ochsen in mehrtägigem Wandern durchmessen mußte, ehe er das kulturfähige Hochland erreichte. Aber mit dem in den Jahren 1906 und 1908 ausgeführten Bau zweier

^{*)} Eine solche Kompanie von etwa einem Fünftel der angegebenen Stärke, verteilt auf Gochas und Urahoab und überdies mit einem Maschinengewehrtrupp kombiniert, war vorhanden.

^{*)} S. Seite 72.

diese Schutzwehr durchbrechenden Eisenbahnen, die friedlicher Arbeit freilich gewaltigen Vorteil brachten, waren eindringenden Feinden zugleich die Türen aufgetan worden, die selbst eine Sprengung der Gleise nicht auf längere Zeit zu schließen vermochte. Und während so das Land von zwei Seiten her fast offen vor dem Angreifer lag, genügte es, die schon zur Hälfte britischen Grenzflüsse zu überschreiten, um den militärischen Anschluß an rückwärtige Staffeln herzustellen.

Und nun folgte der Kriegserklärung der Union rasch die erste feindselige Tat. Am 18. September erschien vor dem unbefestigten Lüderixbucht, dem südlichen Eingangstor der deutschen Kolonie, ein aus 2 Kreuzern, 3 Torpedobooten und 12 Lastschiffen bestehendes englisches Geschwader, dem deutscherseits nicht einmal ein Kanonenboot oder eine bewaffnete Schaluppe gegenübergestellt werden konnte, und setzte eine aus Bergschotten, Buren und eigentlichen Tommies⁷⁾ bestehende Kriegsmacht ans Land, die sehr verschieden, auf 2000 bis 8000 Mann, geschätzt wurde. In keinem Fall war es eine Heldentat des Feindes, daß er am nächsten Tage sich des wichtigen Ortes bemächtigte, den die schwache deutsche Besatzung bereits am 14. September nach Sprengung des dortigen Funkturms verlassen hatte, um sich mit einem großen Teil der für die Truppe bestimmten Mundvorräte in das Innere des Landes zurückzuziehen. Sie hatte dabei nicht versäumt, das nach Keetmanshoop führende Bahngleis an möglichst vielen Stellen zu zerstören. In Lüderixbucht selbst aber wüteten die „Eroberer“ dann in wahrhaft greulicher Weise. Alles Privateigentum wurde geplündert, bezeichnenderweise sogar die Bücherei des ersten britischen Beamten, dem die Verwaltung des neuen Kronbesitzes übertragen worden war. „Es wurde systematisch geraubt, wo sich überhaupt Gelegenheit dazu bot“, berichtete der Kapstädter Korrespondent eines holländischen, also neutralen, im Grunde also englandfreundlichen Blattes. Die 500 deutschen und österreichischen Zivilinwohner aber, Männer, Frauen und Kinder wurden in schmutzige Viehdampfer geladen und allen Unbilden eines derartigen Aufenthalts rücksichtslos preisgegeben. „Nur Engländer können es wagen, einer wehrlosen und friedlichen Bevölkerung derartiges zu bieten“, sagt dazu ein anderer Neutraler als Augenzeuge und Leidensgefährte. Daß die so Geplagten nach demselben Berichte bei ihrer am 25. September erfolgenden Abfahrt nach dem Kaplande ihr „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Heil dir im Siegerkranz“ ihren Bedrängern unverzagt ins Gesicht sangen, soll auf diese einen großen Eindruck gemacht haben,

⁷⁾ „Tommy“ nach einem angeblichen Tommy Atkins gebildeter und — wohlgemerkt — in England selbst erfundener Spottname des englischen Soldaten.

änderte aber nichts an ihrem Schicksal. Vielmehr wurde die Roheit allmählich auf Kreise ausgedehnt, die selbst englische Heuchelei hätte respektieren müssen. Deutsche Missionare und ordinierte Geistliche wurden auch hier⁸⁾ auf jede Weise an der Fortsetzung ihrer lehrenden und erziehenden Tätigkeit gehindert, durch Wegführung ihrer Frauen und Kinder und deren Einsper- rung in die seit dem Raubkriege gegen Transvaal und den Oranje- freistaat berüchtigten „Konzentrationslager“ Kitcheners, in denen 25 000 oder 30 000 Burenkinder begraben liegen, gepeinigt, zu- letzt auch durch ihre eigene einer feierlichen Zusage widersprechende Verschleppung nach Indien und durch sonstige Plackereien jeder Art so lange mürbe gemacht, bis sie ihre den britischen Imperialis- mus bedrohende Arbeit für immer einstellten. Neben dem den Schwarzen für jeden zur Anzeige gebrachten oder eingelieferten Deutschen verheißenen Kopfspreis redet wohl am lautesten ein Vorfall, der sich am 19. September in Lüderiksbucht selbst zutrug. Um sich die Herstellung eines eigenen Lazarets zu ersparen, warfen die einrückenden Engländer die deutschen Schwestern samt ihren Kranken einfach aus dem ihrigen hinaus, letztere sogar ohne ihre Betten, so daß die Pflegerinnen sich das Notwendigste von den Ortsbewohnern erbetteln mußten. So geschehen im Jahre des Heils 1914.

Der allgemeine britische Kriegsplan aber er- gab sich aus den örtlichen Verhältnissen von selbst. Einmarsch von allen Seiten in das offen daliegende Land, wobei jenseits des Kunene die Vasallenschaft Portugals genügte, während die Nor- den und Süden, Osten und Westen der Kolonie verbindenden Schienenwege jede kriegerische Bewegung abkürzten und erleich- terten; Umfassen und Erdrücken der kleinen deutschen Streitmacht durch die zur Verfügung stehenden Zehntausende oder durch Zer- schmettern der winzigen Unterabteilungen, falls der Widerstand an verschiedenen Stellen gleichzeitig versucht werden sollte; schließ- lich Besetzung der ungeschützten Landeshauptstadt und damit Schluß.

In der Tat rückten Engländer und Buren samt ihren schwar- zen Freunden fast gleichzeitig in vier Kolonnen ein. Die südwest- liche von dem General Sir Duncan Mac Kenzie befehligte folgte nach der Einnahme der Lüderiksbucht der von dort nach Keetmans- hoop, der Hauptstadt des deutschen Südbezirks, führenden Bahn, nachdem sie die den Hafen umgebenden Höhen befestigt hatte. Mit zahlreichen schweren Geschützen, allen technischen Hilfsmitteln zu kriegerischen wie zu friedlichen Zwecken: Schienen und Eisendraht in ungeheuren Massen, sowie mit Arbeitskräften und jeder Art von Transportmitteln aufs reichlichste versehen — hatte man doch

⁸⁾ Wie später in Ostafrika, s. „Berliner Missionsbericht“ S. 129.

bei ihrer Ausschiffung allein 2200 Tragtiere (Pferde, Esel und Maulesel) gezählt —, konnte sie nicht nur den von den Deutschen außer Betrieb gesetzten Funkenturm schnell wieder herstellen, sondern auch bei einer täglichen Arbeitsleistung von 500 m⁹⁾ die in den Bahndamm gesprengten Lücken in kurzer Zeit ausfüllen. Eine zweite unter dem Befehl des Obersten Grant stehende Truppe hatte den Auftrag, unter Benutzung der von dem kapländischen Hafen Port Nolloth ausgehenden Bahn vom Süden her über den Oranje-strom vorzubrechen, während die dritte von dem Burenobersten ¹⁰⁾ de Venter geführte ihren Weg durch das östliche Nachbargebiet der Kolonie — also die „Kalahari“ — nehmen sollte. Dieser letzteren schien die schwierigste Aufgabe gestellt zu sein, jedenfalls hatte sie bis zum Vorstoß auf eine deutsche Bahnstation den bei weitem längsten und am wenigsten bequemen Marsch von der Diamantenstadt Kimberley aus über Kuruman und nördlich der Karasberge zurückzulegen. Erleichtert wurde er allerdings durch eins der Mißgeschicke, von denen während des ganzen südafrikanischen Krieges die Verteidiger mit geradezu tragischer Gewalt betroffen wurden. Während sonst im Südosten der Kolonie oft Jahre hindurch kein Regentropfen fällt, öffneten sich gerade jetzt alle Schleusen des Himmels; Bley's und Riviér's,¹¹⁾ sonst die ausgedörrten Betten verschwundener Flüsse und Bäche, waren randvoll und boten Menschen wie Tieren Erquickung in Überfülle. Es war daher wenig berechtigt, wenn später der zum Nachfolger Deventers ernannte General Smuts von seinem Vorgänger rühmend sagte, er sei „300 km weit durch ein sehr beschwerliches gebirgiges Gelände mit großen Sandflächen gezogen“. Und geradezu lächerlich war es hinzuzufügen, daß „der Feind diese Gegend zur Wüste gemacht habe“. Der Südosten unserer Kolonie ist eine Wüste, der menschliche Bosheit nicht erst nachzuhelfen braucht, um diesen Namen zu verdienen, auch bei ihrer natürlichen Beschaffenheit gar nicht nachhelfen kann. Wer aber, auch aus den jüngsten europäischen Erfahrungen und von China her, weiß, mit welchem ungeheuren durchaus auf Behagen und Wohlleben eingerichteten Troß englische Heere in den Krieg ziehen, der zweifelt nicht, daß die einzige wirkliche Sorge, die diesen Teil des feindlichen Unternehmens belasten konnte, die Wasser-sorge war und die wurde zu unfrem Unglück durch eine feindselige Schickung beseitigt.

Die vierte Einbruchsstelle endlich konnte nur die Mündung des Swakop und der dortige Hafenplatz sein. Wirklich erschien auch im Zusammenhang mit dem Angriff auf Lüderixbucht der

⁹⁾ Nach andern „2 — englische — Meilen“.

¹⁰⁾ Ober „general“. In diesen exotischen Ländern weiß man nie, nach welchem Maßstabe militärische oder bürgerliche Titel abzuschätzen sind.

¹¹⁾ Sp. Rivirér.

englische Hilfskreuzer „Kinfauns-Castle“ vor Swakopmund, begnügte sich aber mit einigen wirkungslosen Kanonenschüssen. Dafür besetzten die Deutschen am 24. September die an den Süden des Bezirks grenzende Walfischbai, die einst unbedachterweise den Briten überlassen worden war. Freilich war auch das eine ziemlich zwecklose Demonstration, da der an sich geringwertige Landstrich bei einem Unterliegen der deutschen Sache von selbst an England zurückfallen mußte.

Inzwischen hatten im Südwesten auch die ersten Waffengänge, zunächst Vorposten- oder Patrouillengefechte, stattgefunden. Bei Kolmanskuppe in der Nähe von Lüderiksbucht standen 80 Deutsche 150 Engländern gegenüber; bei Grasplatz wurde der Feind am 25. September geschlagen, während er seinerseits die unverteidigte Küste südlich der Hafenstadt mit den Orten Pomona und Bogensfels sowie den dort aufgestapelten nicht unerheblichen Borräten an sich brachte.

Aber der Wiederhall eines weit bedeutenderen Ereignisses wanderte in denselben Tagen durch die englische Presse: eben jene mit offenbarem Stolz verkündete Nachricht von dem Einbruch eines aus Weißen und Schwarzen bestehenden Heeres in das deutsche Gebiet. Nur daß es zum Unglück für die Prahler nicht um einen britischen, sondern um einen *d e u t s c h e n* Sieg sich handelte. Am 23. September hatte die feindliche Südkolonne den Dranje erreicht und überschritten, dann bei Sandfontein, 15 km nördlich von der Übergangsstelle Ramansdrift, unter Zurücklassung einer Nachhut bei diesem Uferposten, sich gelagert und verschanzt. In dieser nach dem mündlichen Urteil Sachverständiger „militärisch schlecht gewählten“ Stellung wurde sie am Morgen des 25. September von der deutschen Hauptmacht unter persönlicher Führung ihres prachtvollen Kommandeurs, Oberstleutnants v. Hendebreck, von vier Stellen: Norden, Westen, Südosten und Nordosten her zugleich angegriffen. England wehrte sich tapfer, schoß sogar gut. Aber der „glänzend angelegte Plan“ des Generalstabshauptmanns wurde in zehnstündigem Kampfe von der Truppe ebenso glänzend durchgeführt. Nachdem drei Entsatzversuche von Ramansdrift und von Gaidib her durch die vorgeschobenen Abteilungen des Majors Franke und des Oberleutnants v. Kühne abgewiesen und die deutschen Geschütze bis in die Schützenlinie vorgenommen worden waren, gab der Feind den Widerstand auf und zeigte um 5 Uhr nachmittags die weiße Flagge. Drei britische Schwadronen waren vernichtet; die Zahl der Gefangenen vom 1. Regiment der berittenen Rapschützen und von der transvaalschen reitenden Artillerie betrug 238, unter denen sich der Befehlshaber Oberst Grant in Person nebst 14 anderen Offizieren, 20 Unteroffizieren und 44 Eingeborenen (!) befand. Außerdem hatte der Sieger zwei englische Feldgeschütze, vier Maschinengewehre und zahl-

reichen Schießbedarf, sowie Ausrüstungsgegenstände jeder Art erbeutet. Die Toten des Gegners wurden von den Unsrigen in Sandfontein mit militärischen Ehren bestattet. Leider hatte auch die Schutztruppe ernste Verluste zu beklagen. Gefallen waren Major v. Kappard und Oberleutnant d. R. Bezirksrichter Schmidt sowie 12 wackere Reiter; verwundet wurde mit 25 Reitern Oberleutnant Freiherr v. Schade, dieser schwer. Aber der Erfolg mußte die Trauer um die Helden überwiegen, die sich im Kampfe für das Vaterland geopfert hatten.¹²⁾

Die vernichtende Niederlage vom 25. September rief begreiflicherweise in den feindlichen Reihen einen um so größeren Schrecken hervor, als die kleineren Gefechte ebenfalls ungünstig für die Eindringlinge ausgefallen waren. Man fing an zu begreifen, daß man mit den Deutschen nicht so leichten Kaufes fertig werden würde. Erhebliche Verstärkungen mußten auf allen Linien herangeführt und zugleich weit umfassendere technische Vorbereitungen getroffen werden, als man im Bewußtsein einer ungeheuren zahlenmäßigen Überlegenheit für notwendig gehalten hatte. Außerdem nahm die Bewegung der Buren, so unsicher und ungeschickt sie erschien, doch die Sorge der regierenden Kreise noch immer in Anspruch und alles das, die Abstellung der Mängel wie die Entwicklung der Kräfte, kostete *Zeit*. Und so ruhte denn trotz einzelner militärischer Ereignisse der eigentliche Krieg bis in das nächste Jahr hinein.

Dem dies aber der Briten aber folgte nur zu bald ein gleicher, noch verhängnisvollerer der Deutschen. Am 9. November wurden auf dem Truppenübungsplatz Kalkfontein-Süd in Gegenwart des Kommandeurs Versuche mit einer neuen Art von Gewehrgranaten vorgenommen, über die kurz vor dem Ausbruch des Krieges aus Berlin berichtet worden war, nachdem sie sich dort gut bewährt hatten.¹³⁾ Auch hier gelang die Probe sechs- oder siebenmal, aber

¹²⁾ Hier mag noch einer äußeren Anerkennung gedacht werden, die an den Tag von Sandfontein anknüpfte. Da die Verbindung mit Europa vollständig abgeschnitten war, konnten während der Dauer des Krieges Auszeichnungen weder beantragt, noch bewilligt werden. Gouverneur und Kommandeur hatten daher vereinbart, den für würdig Befundenen einstweilen ein „schwarz-weißes Kreuz“ zu gewähren, als Symbol und Unterpfand für einen nach Wiederherstellung des dienstlichen Weges der Allerhöchsten Stelle einzureichenden Antrag. Es sollte — „da man weder *Material* noch *Fabriken* besaß“ — aus einfachem schwarzen Tuch mit weißer Umrandung, auf den Uniformrock genäht, bestehen, wurde in dieser Gestalt von Damen der Kolonie angefertigt und nach Sandfontein dem Generalstabsoffizier als erstem, dann dem Oberleutnant v. Schade und „einigen andern“ verliehen, deren Namen später bekannt werden dürften. Das Recht zum Tragen blieb auf das Land und die Zeit des Krieges beschränkt.

¹³⁾ Sie bestanden aus einem spitz zulaufenden Metallkörper, dessen unterster Teil eine mit Sprengpulver gefüllte Patrone umschloß und der so auf die Krone des Gewehrs gesteckt wurde.

bei einem weiteren Schuß war die Patrone wohl zu schwach geladen worden, so daß sie sich vor dem Verlassen des Laufs an der Auffahstelle selbst entzündete. Die Sprengstücke wurden unter die umstehenden Offiziere und Mannschaften geschleudert, von denen nicht weniger als 17 mit einem Schlage zu Boden geworfen wurden. Zwei waren sofort tot, die übrigen, unter ihnen auch Oberstleutnant v. Heydebreck, sowie der Generalarzt Dr. Berg, mehr oder weniger schwer verletzt. In dieses Schreckensbild mischte sich noch ein besonders tragischer Zug. Durch die Gewalt der Explosion war ein anderer gleichfalls hart getroffener Offizier an den Körper des Kommandeurs angeworfen worden. „Was haben Sie für einen harten Schädel!“ rief dieser mit einem Schmerzenslaut dem Kameraden zu. Aber in Wirklichkeit hatte ein Splitter der Granate ihm den Leib zerrissen, wie sich bei der sofort ausgeführten Operation ergab. Zwei Tage später wurde der heftig Leidende durch den Tod erlöst; seine Leiche wurde nach Windhuk übergeführt und auf dem dortigen düstren Garnisonfriedhof neben dem Grabe seiner ihm dereinst in blühender Jugend und Schönheit entrissenen Gattin beigesetzt. Ein eigenartiges, wahrhaft ergreifendes Schicksal war das seine. Nach zwölfjähriger verdienstvollster Tätigkeit in der Kolonie stand Joachim v. Heydebreck bei Ausbruch des Krieges nahe vor der Beförderung, mit der die Rückkehr in die Heimat verbunden war. Nun blieb er für immer im Schoße des Landes, dem er seine Kraft mit heldenhaftem Sinn und überlegenem Geist gewidmet hatte. Groß und allgemein war die Trauer, nicht nur der Truppe, die ihren ausgezeichneten Führer verloren hatte, sondern auch der übrigen Landesbewohner, die in ihm mit gleichem Recht den vortrefflichen Menschen wie den bei aller Entschiedenheit des Charakters doch jedem wohlwollend und liebenswürdig begegnenden Mitbürger verehrt und geliebt hatten.

Zu Heydebrecks Nachfolger im Kommando wurde der aus den Aufstandsjahren 1904 bis 1908 bereits rühmlich bekannte Major Franke unter gleichzeitiger Ernennung zum Oberstleutnant bestellt, wohl auf dem einmal ausnahmsweise geöffneten Wege über Neu-York. Ehe er aber den kaiserlichen Befehl entgegennehmen und seinen Dienst antreten konnte, was erst Anfang Februar des nächstfolgenden Jahres geschah, wurde er durch ein neues völlig unerwartetes Ereignis, die brutale Ermordung deutscher Offiziere, mit einem Teil der Truppe über die deutsche Grenze in das Schutzgebiet eines anderen europäischen Staates abgerufen. Die Portugiesen hatten, obwohl schon lange die sklavisch ergebene Diener Englands, nach dem kürzlich veröffentlichten Zeugnis des deutschen Konsuls Singelmann, „nicht sofort in den Krieg einzugreifen gewagt, um nicht die Rache der sehr gefürchteten südwestafrikanischen Schutztruppe auf sich herabzuziehen“. Aber eine heimtückische Tat gegen einzelne glaubten sie eher wagen zu

können. Am 19. Oktober war jenseits der Grenze Süd-Angólas eine deutsche Abordnung erschienen, um wegen gewisser militärischer Maßnahmen der portugiesischen Regierung an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Bestehend aus dem Oberleutnant d. R. Dr. Hans Schulze-Jena, Bezirksamtmann von Outjo, dem aktiven Oberleutnant der Schutztruppe Lösch sowie dem Leutnant d. R. und Farmbesitzer Roeder, war sie unter der Maske der Kameradschaft von den portugiesischen Offizieren freundlich begrüßt und zu einem Festmahl eingeladen worden; die Erschienenen aber hatte man für verhaftet erklärt und als sie zu ihren Brownings griffen, einfach niedergeschossen. So geschehen am 19. Oktober 1914 durch Vertreter eines „Kulturstaats“. Von den wenigen das Geleite der Ermordeten bildenden Reitern gerieten zwei, Kimmel und Jensen, lebend in die Gewalt der Mörder, während ein dritter, Bärcke, sich nach längerem Umherirren freiwillig stellen mußte. Die Gefangenen wurden seitdem, und werden wohl heute noch, in der Kolonialhauptstadt Loanda hinter eisernen Gittern festgehalten. Zur Bestrafung dieses im echten Geiste der englischen Lehrmeister verübten Verbrechens und um an seinem Teil die Losung des neuen Deutschlands „Civis Germanus sum“ zur Geltung zu bringen, rückte Franke Anfang Dezember über den Kunene in das portugiesische Kolonialgebiet ein. Bei der Feste Naulila traf er auf eine vom Obersten Roçadas befehligte fünffach überlegene feindliche Streitmacht und schlug sie am 18. Dezember in vierstündigem blutigem Gefecht, das nach dem eigenen amtlichen Bericht des Lissaboner Kolonialministers mit der regellosen Flucht der Portugiesen und ihrer eingeborenen Hilfstruppen unter einem Verlust von 5 Offizieren, 30 Unteroffizieren und rund 200 Mann an Toten und Verwundeten sowie von zahlreichen Gefangenen endete. Aber auch die Deutschen zählten 11 Tote und 22 Verwundete, dabei auffallend viele zum Teil schwer verletzte Offiziere, unter denen sich Major Franke selbst befand. Dem Siege unmittelbar war die Erstürmung Naulilas gefolgt, während das auf dem linken Ufer des Kunene liegende, nach dem feindlichen Befehlshaber benannte vorgeschobene Fort von der Besatzung nach Vernichtung der dort aufbewahrten reichen Vorräte an Munition und Lebensmitteln verlassen worden war.¹⁴⁾ Doch mußte die deutsche Eroberung wieder aufgegeben werden, da der abkommandierte Teil der Schutztruppe für die Verteidigung unsrer eigenen Kolonie unentbehrlich wurde.

Als die Abteilung Franke Ende Dezember nach Südwest zurückkehrte, fand sie die dortigen Verhältnisse im wesentlichen unver-

¹⁴⁾ Eine lebhafte, auf den anscheinend zuverlässigen Berichten des portugiesischen Befehlshabers und anderer an den Kämpfen beteiligter Offiziere beruhende, aus der Zeitung O Mundo übersehte Schilderung der Vorgänge brachte die Kölnische Zeitung am 24. Februar 1915.

ändert vor. Nur hatte der Gegner mit anerkannter Energie die oft kilometerlangen Beschädigungen des Bahnkörpers Lüderiksbucht—Kalkfontein wieder ausgebessert und zugleich einen ganz neuen auf 351 km berechneten Schienenweg von Prieska am südlichsten Dranjeknie nach Upington und von da in der Richtung auf Keetmanshoop behufs Abkürzung und Sicherung der Verbindungen in Angriff genommen und mächtig gefördert. Dagegen war sein Versuch, kriegerische Lorbeeren zu erringen, abermals kläglich gescheitert. Am 16. Dezember hatten die Deutschen bei Garub in der Nähe ihres Pferdedepots aus 600 Engländer mit weit schwächeren Kräften zurückgeschlagen. Aus selbst war unter Leitung des Majors Bauszus zu einem „wahren Labyrinth von Schanzen, Schützengräben und Laufgräben, Drahtverhauen und Unterständen“ ausgebaut worden und galt als uneinnehmbar, was bei dem militärisch erzwungenen englischen Rückzug durch die Erfindung eines neuen Greuels: daß nämlich „die Brunnen von den Deutschen vergiftet worden seien“, gedeckt werden sollte. Die Erfinder wurden allerdings von ihren eigenen Leuten Lügen gestraft, indem ein englischer Offizier öffentlich erklärte: „Die Deutschen sind wegen Unbrauchbarmachung des Wassers nicht zu tadeln, da sie einfach versuchten uns aufzuhalten. Auch waren sie fast in allen Fällen so anständig, die Brunnen als unbrauchbar für Trinkwasser zu bezeichnen.“

Auch sonst erschienen die Aussichten der Verteidigung nicht ungünstig. Zum Schutz der Grenzen aufgestellte Abteilungen der Hauptleute Medding und Schoepffer im Süden, des Leutnants Freiherrn v. Hadeln im Südosten, wahrten eine entschlossene Haltung und noch standen die befreundeten Buren im Felde. Selbst die beiden schon Mitte Mai von der Berliner Firma Rudolf Herzog zu Versuchszwecken nach Südwestafrika gebrachten Flugzeuge wurden in Bewegung gesetzt; Oberleutnant v. Scheele führte mit dem seinen erfolgreiche Angriffsfahrten über das besetzte Lüderiksbucht und ein britisches Heerlager aus, das er mit Bomben belegte. Und aller Herzen waren noch fest in dem Entschlusse, das anvertraute Pfand zu verteidigen.

Aber auch der Feind hatte Mut und Kraft zu neuen Unternehmungen gefunden, seitdem die von ihm bestellten Verstärkungen einzutreffen begannen. Die Walfischbai wurde am Weihnachtstage durch ein starkes Geschwader, das allmählich 10 000 Mann ans Land brachte, ohne Kampf zurückgenommen; am 14. Januar 1915 besetzten die Unionstruppen, der Aufforderung Englands gehorchend, auch die zweite gleichfalls unbefestigte Hafenstadt Swakopmund. Doch hatten die Deutschen vor ihrem Abzug in das Innere den dortigen Funkturm niedergelegt und durch Entzündung mehrerer Landminen den heranrückenden Feind zu schädigen versucht. Zugleich vermochten sie alle in den Magazinen der

Stadt vorhandenen Borräte an Munition und Lebensmitteln für die Schutztruppe zu retten. Botha selbst übernahm einige Wochen später das Kommando in einer nach der sengenden Glut des tropischen Sommers der Kriegführung schon günstigeren Jahreszeit. Inzwischen war eine sofort nach Wiedereinnahme der Walfischbucht zum Anschluß an die Strecke Swakopmund—Káribib angelegte neue Eisenbahn soweit vollendet worden, daß sie in den nachfolgenden schweren Kämpfen den Eindringlingen erheblichen Vorteil gewährte. Doch fielen die ersten Gefechte mit der deutschen Nachhut bei Nonidas und Goanikontes¹⁵⁾ zu ihrem Nachteil aus. Der zufällige Fund eines Windhuker Zeitungsblattes auf dem zweiten Kampfplatz brachte ihnen dafür die ermutigende Mitteilung, daß die „damned Germans“ im Südosten große Verluste an Offizieren und Mannschaften erlitten hatten.

Diese erste wirkliche Niederlage der Deutschen, über die das aufgesandene Blatt berichtete, hatte sich aus einem anfänglichen Siege entwickelt. Am 5. Februar hatte einer der hervorragendsten Schutztruppenführer, Major Ritter, durch die Abteilung v. Hadeln verstärkt, den Feind auf seinem eigenen Boden bei dem am Südufer des Oranje liegenden Kákamas angegriffen, in dem Augenblicke, wo er den Fluß überschritten und sich auf dem nördlichen Ufer verschanzt hatte, in einer Stellung also, die der bei Sandfontein von den Engländern eingenommenen ähnelte. Zunächst auch hier mit vollem Erfolg. Befestigungen und Fahrzeuge des Feindes wurden zerstört, seine Leute über den Fluß zurückgeworfen. Aber es gelang ihm rasch so erhebliche Verstärkungen an sich zu ziehen, daß er seinerseits zum Angriff schreiten und den Sieger zum Rückzug nach dem deutschen Ukamas zwingen konnte. Die blutigen Verluste des hartnäckigen Gefechtes betragen auf deutscher Seite 4 Offiziere, 7 Unteroffiziere und Mannschaften tot, dazu 30 Verwundete und Vermißte. Von den erstern sind die Namen der aktiven Leutnants Moebus und v. Wegnern, sowie des Oberleutnants d. R. Voigt bekannt geworden.

Mit dem Namen Ukamas ist zugleich die Erinnerung an eine „der schneidigsten und erfolgreichsten Offizierspatrouillen“ verbunden, von der die Waffengefährten des Hauptmanns Weck gern gesprochen haben. Der Vorgang erscheint aber auch darum bemerkenswert, weil er ein helles Licht auf die Haltung der Buren wirft, die angeblich kurz vorher die Unionstruppen „empfindlich“ geschlagen und Upington erobert hatten, während ihre Niederlage so gut wie ihre Untreue bereits zu Beginn des Monats besiegelt war. Behufs ihm aufgetragener Besprechungen mit ihren Führern hatte sich Weck des öfteren an die dortige englische Grenze begeben. So befand er sich auch an einem Februartage wie-

¹⁵⁾ So geschrieben bei Sprigabe und Moisel.

der auf einem Ausritt östlich der genannten Station, nur von fünf Leuten zu Pferde begleitet. Beim Umblicken von einer die Straße beherrschenden Anhöhe aus nahm er hinter sich einen auf 150 bis 200 Mann geschätzten Haufen Bewaffneter wahr, der auch ein Maschinengewehr mit sich führte und sich gleichfalls auf die Grenze zu bewegte. Da in der letzten Zeit wiederholt Buren mit der Bitte um Waffen im deutschen Lager erschienen waren, lag der Gedanke an einen verräterischen Streich um so näher, als weder eine diesseitige Begleitung sichtbar wurde, noch der Eindruck, den die Besucher gemacht hatten, besonders günstig war. In diesem Fall war die kleine Schar verloren, mindestens der Gefangenschaft sicher, sobald die Nachkommenden die Höhe des Wegs erreicht hatten. Aber auszubiegen verschmähte der Führer und faßte einen kühnen Gedanken, den das unübersichtliche mit hohem Gras zwischen Steinblöcken bestandene Gelände ihm eingab. Auf seinen kurzen Befehl sprengten vier seiner Reiter nach verschiedenen Richtungen davon, während er selbst mit dem fünften die Verdächtigen erwartete. Als sie dicht vor ihm erschienen, donnerte ihnen sein Ruf „Hands up!“ entgegen, von einem Schreckschuß aus der Browning und einem Wink nach rückwärts begleitet, auf den, neben Felstrümmern und zwischen den mannhohen Grasstauden auftauchend hier und wieder dort ein Kriegsmann in der bekannten feldbraunen Uniform sich zeigte. Die bestürzten Buren konnten nur annehmen, daß im nächsten Augenblick hinter jedem ein Bataillon oder mindestens eine Kompanie erscheinen und sie zusammenschießen werde, und klirrend fielen die Gewehre zu Boden. Als sie dann zu spät bemerkten, daß den Heranstürmenden niemand weiter folgte, waren diese bereits mitten unter ihnen mit erhobener Büchse oder gezücktem Pallasch. Der Hauptmann aber, der inzwischen die Hand auf das erbeutete Maschinengewehr gelegt hatte, befahl ihnen, sich durch schleunige Flucht zu retten; unnütze Esser konnten im deutschen Lager nicht gebraucht werden. Und noch einmal verwandelte sich die Szene dadurch, daß von Süden her ein Automobil angefaßt kam, in dem neben dem Fahrer kein Geringerer saß als ein aktiver englischer Offizier, offenbar abgesandt, um die abtrünnigen Buren in freundschaftlichen Empfang zu nehmen. Die starken Arme der Deutschen hielten den landenden Wagen fest, während Beck mit der gewohnten höflichen Freundlichkeit dem Insassen sagte: „As for you, Sir, you will be so kind as to follow me to our camp!“ Zugleich nahm er an seiner Seite Platz, und fuhr mit ihm und einem Teil der eroberten Waffen nach Ukamas zurück, wo er mit Bewunderung und Jubel begrüßt wurde. Über den Vorfall zu berichten, überließ er seinen Begleitern — denn er sprach nach dem Zeugnis eines andern, jetzt in Gefangenschaft befindlichen Offiziers „niemals ein Wort von seinen Werken und Taten“ — sowie dem Engländer

selbst, der, einer weitem guten Behandlung mit Recht gewärtig, ritterlich genug war, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Wenige Wochen später war sein Leben, dieses ernste und doch so sonnige Leben, erloschen. In den letzten Februartagen nach Windhuk zurückgekehrt, um dort seine Pläne zur weiteren Verteidigung der Kolonie und für den schon unvermeidlich erscheinenden Rückzug nach Norden ins Werk zu setzen, hatte er noch am 2. März als Begleiter des neuen Kommandeurs die 2. und die 6. Kompanie in Johann Albrechts-Höhe besichtigt. Wie sich aber die Sorge um die Entwicklung der Dinge schon damals in seiner äußeren Erscheinung ausprägte, beweist die Tagebuchnotiz, die eine Dame der Windhuker Gesellschaft¹⁶⁾ mir in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat.

„Bei der Erwähnung Hendebrechts,“ schrieb sie, „fällt mir die letzte persönliche Begegnung mit Ihrem Herrn Sohn ein. Ich ging mit einer Bekannten zum Friedhof, um auf das Grab des unvergeßlichen Kommandeurs ein paar Blumen zu bringen. Wir trafen dort Frau Dr. Berg, die beim Ordnen des Grabes beschäftigt war. Dann setzten wir uns still auf die Bank und keine sprach ein Wort. Am Eingang fuhr ein Wagen vor; Ihr Herr Sohn stieg aus und kam zum Grabe. Ich zuckte zusammen bei seinem Anblick. Noch nie habe ich solche Veränderung bei einem jungen Menschen gesehen, wie sie hier auf seinem Gesicht zu lesen war. Dieser tiefe tiefe Ernst in den Zügen, die ich im Vorjahr stets fröhlich und lachend gesehen hatte, und wie totenblaß und mager dies Antlitz! Die ganze schwere Sorge um unser Land, das wir damals noch gar nicht als verloren betrachteten,¹⁷⁾ der von innerster Seele ausgehende Kummer um den Mann, an dessen Grabe wir standen, das alles konnte man mit erschreckender Deutlichkeit von dem

¹⁶⁾ Fräulein Cissy Willich, jetzt Frau v. Scheele, eine der S. 28 des Hauptteils erwähnten „Regierungslehrerinnen“, später Pflegerin im Militär-lazarett von Windhuk und zugleich Verfasserin des schönen Buches „Kriegstage in Südwest“ (G. Stalling, Oldenburg 1916). Dazu möchte ich noch folgendes bemerken. Daß die im Schlußkapitel in Verbindung mit persönlichen Tatsachen und Urteilen eingeführten Namen nur mit Zustimmung ihrer Eigner genannt werden konnten, ist selbstverständlich. Die Genehmigung ist nach den mir vorliegenden Zuschriften gern und freudig erteilt worden. Viele andere der Angerufenen aber, vor allem die in Afrika festgehaltenen Offiziere und Ärzte, zum Teil auch die an den europäischen Fronten stehenden, waren unerreichbar, so daß ich sie nur schweigend in den heißen Dank einschließen kann, den wir allen Freunden unseres Toten schuldig sind. Doch darf ich hier noch Frau Generaloberarzt Dr. Berg und Fräulein Martha Leistikow nennen, die uns Bilder des teuren Grabes sandten, sowie den zweiten Bürgermeister von Windhuk, Herrn Bankier Junker, der ihm eine Blume für uns entnahm und auch sonst des Freundlichen viel getan hat.

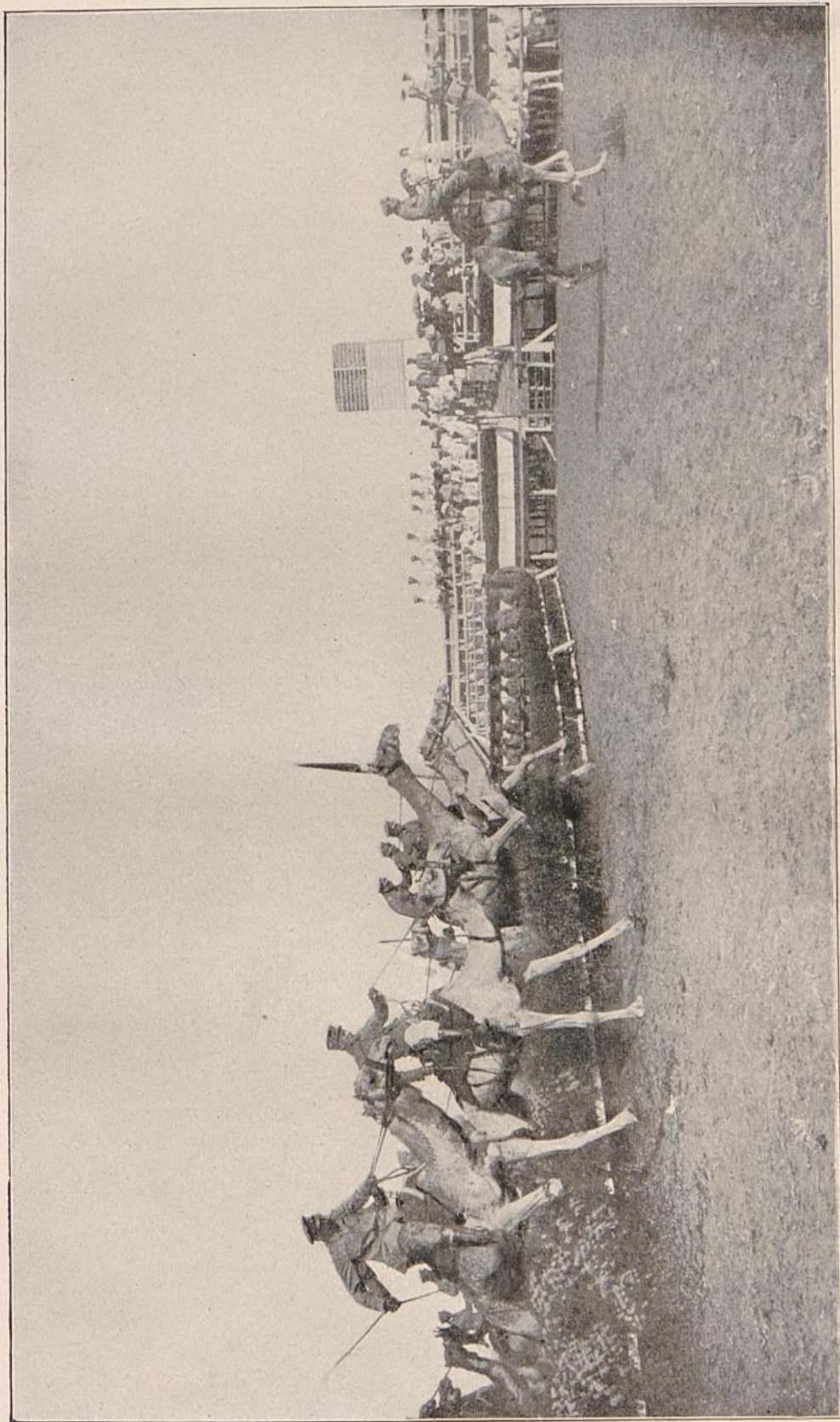
¹⁷⁾ Nach den Worten eines beteiligten Offiziers rechnete man allgemein mit einer „höchstens einjährigen Dauer des Krieges“ und solange gedachte man auszuhalten.

Gesicht Ihres Sohnes ablesen. Tagelang konnte ich seinen Ausdruck nicht vergessen, als eine der Damen nach den Aussichten des Landes fragte. Mit einem Male wußte ich es: dieser sieht klar, was kommen wird! Eins ist jedenfalls sicher: daß von dem Tage an, wo sein Rat und sein Einfluß aufhörten, das Unglück schnell geschritten kam."

Am 9. März geschah dann das Unabwendbare, weil vom Schicksal Beschlossene. Er war am frühen Morgen ausgeritten, um nach seiner Gewohnheit vor Beginn der eigentlichen Dienstarbeit seinen geliebten „Bergweg“ hinter Windhuf aufzusuchen. Ob allein oder von seinem Burschen begleitet, wußte später niemand zu sagen, ebensowenig, wie alles gekommen war. Die Straßen der Umgebung wie der Stadt selbst sind felsig und ein vorüberfahrender Bahnzug mochte das Pferd, das lange im Stall gestanden hatte, erschreckt haben. Jedenfalls trug man ihn bald nachher schwer verlegt in das Lazarett, — „he met with an accident causing injuries to his left thigh, also causing complication to the left lung“, wie es im amtlichen Totenschein heißt.

Von seinem Leiden und seinem Heldentum sollen andre sprechen. Aber gewiß ist, daß er hätte genesen können. „Was ist heute für uns ein Oberschenkelbruch?“ sagte mit schmerzlichem Bedauern einer der nach Deutschland heimgekehrten Ärzte. „Höchstens, daß das Bein etwas kürzer wird.“ Und ein zweiter fügte hinzu, daß die Heilung des Bruches am Todestage so gut wie vollendet gewesen sei. Aber von Ruhe und Schonung habe Weck nichts wissen wollen. Das Telephon lag an seinem Bett; Beratungen mit dem Kommandeur, mit den Adjutanten und andern Offizieren drängten einander; ununterbrochen nahm seine Arbeit ihren Fortgang. Zu dem ursprünglichen Leiden war dann eine tückische Thrombose getreten, deren erste Angriffe er „standhaft und heldenhaft“ ertrug. In leichteren Stunden erschien er dabei fröhlich und zuversichtlich, doch meinte ein tiefer Blickender, er habe seit dem letzten schweren Anfall gewußt, daß er das Krankenlager nicht mehr verlassen werde. In der zehnten Abendstunde des 30. März wiederholte sich die Embolie, der die geschwächte Kraft nicht mehr zu widerstehen vermochte. Am 31. früh 6 Uhr hatte er ausgekämpft. Er war mein einziger Sohn.

Zahlreich waren trotz der Ablenkungen des Weltkrieges und der Zerstreuung der Schreiber durch zwei Erdteile, trotz der Gefangenschaft der einen und der Krankheit anderer die den Seinen übermittelten Beweise der Teilnahme. Vorgesezte, Kameraden, Freunde auch aus bürgerlichen Kreisen, Männer und Frauen, schienen sich vereinigt zu haben, um ihm ein Denkmal zu setzen, dauernder als Erz und Stein. Und aus allen Briefen klang dasselbe Zeugnis wieder: Tapfer, gut, vornehm, treu bis in den Tod! Einige Auszüge aus diesen Urteilen mögen hier folgen. Sie



Hürdenrennen der Kamelreiter bei der Schutztruppen-Jubiläumsfeier am 31. Mai 1914 (Seite 118).



Sberflutnant von Fendebref mit feinem Stabe im Maubergelände beim Schustruppen-Manöver im Juli 1914 (Seite 124)

können zugleich den Wert seiner eigenen Aufzeichnungen bestimmen helfen und manches neue Streiflicht auf die Verhältnisse Südwestafrikas werfen.

Vorausgeschickt sei, was als die ausgesprochene Meinung seines Kommandeurs verbürgt werden konnte: „Ich betrachte es als das größte Glück für die Kolonie und für mich, daß mir ein so ausgezeichnete Offizier beigegeben worden ist.“ Nach der Heimat aber schrieb Ende 1915 ein jüngerer Kamerad aus der Gefangenschaft: „Auf seinem Krankenlager war das Schutztruppenbureau. Jeder holte sich bei ihm Rat; mit vollem Erfolg hat die Truppe gefochten, bis er mitten in der für uns so segensreichen Arbeit sterben mußte. Er war unser Freund, der so manchem unter uns geholfen hat, dank seiner offenen und vornehmen Gesinnung. Wir haben uns nicht geschämt, Tränen um seinen Tod zu vergießen.“ Und ein anderer — in einem nicht an mich gerichteten Briefe: „Sein Krankenbett war sein Arbeitszimmer. Bis zum letzten Tage hat er in treuer Pflichterfüllung für uns gearbeitet. Wir, die ihn gekannt haben, wußten, was seiner Umsicht und Tatkraft zu verdanken war. Nicht nur sein Andenken wird in uns weiterleben, sondern wir werden ihn auch hochhalten als Vorbild aller militärischen Tugenden.“ Herr Oberstabsarzt Dr. Summa, einer der Ärzte, die ihn sorgsam und hingebend bis zur letzten Stunde behandelt haben, äußert sich so: „Es war ein schwerer, vielleicht der schwerste Schlag für die Kolonie, als wir ihn verloren, ihn, der jeden Gedanken, jede Tätigkeit, jedes Gefühl in ihren Dienst gestellt hatte, der in überlegener Weise die Winke für die Verteidigung gab und mit einer Kraft, die man seinem Körper kaum zutraute, die Ausführung betrieb. Dabei ein Mensch, geschaffen, geliebt und verehrt zu werden: nie werd' ich die klaren Augen unter der edlen Stirn vergessen. . . . Alles Mahnen zur Ruhe und Schonung nützte nichts; Tag und Nacht arbeitete er, beriet mit den Adjutanten trotz Schmerzen und Schwäche. Es war traurig, wenn man so den schlimmen Ausgang unabwendbar sah, und erhebend, wenn man die antike Größe seines Handelns ermaß. Aber schließlich mußte ich mich selbst der Ansicht zuneigen, daß man ihn ohne Arbeit überhaupt nicht im Bette hätte halten können. . . . Es mag selten vorkommen, in einem Menschen so reiche Veranlagung von Intellekt, Charakter und Gemüt zugleich vereinigt zu sehen, noch seltener, daß ein Mensch diese Eigenschaften so restlos einsetzt bis zum letzten Atemzuge für seine Pflicht, nein, weit, weit über diese hinaus!“ Von derselben liebevollen Hand liegt mir noch ein zweites vor wenigen Wochen, also nach fast drei Jahren, entstandenes Schreiben vor, dem ich folgende Stellen entnehme: „. . . Er verkörperte mir und allen in schwerster Zeit die Hoffnung Südwestafrikas, ihm gehörte unser Vertrauen, ihm das Vertrauen

seines ihm im Tode vorausgegangenen Kommandeurs. . . . Unsere Kolonie hätte auch er uns nicht retten können, denn Übermenschliches zu leisten ist unmöglich, aber manchmal habe ich ihn im Geiste vor mir gesehen bis ans Ende mitführend, mitkämpfend, ständig in Rat, Tat und anfeuerndem Beispiel, unterliegend in höchsten Ehren. . . . Ich sage weiter: in ihm lebt mir die Hoffnung auf Deutschlands Zukunft. Das Banner, das seiner treuen Hand entsunken, es kann nicht zu Boden fallen: tausend Hände strecken sich nach ihm aus und tragen's zum Siege. Kein Besserer hat's getragen, kein Besserer wird's tragen, als der es uns da draußen vorantrug." Mit diesem Urteil stimmt überein, was ein anderer gleichfalls freigelassener Militärarzt mir mündlich mitteilte: „Auf der Rückkehr von dem unglücklichen Gefecht bei Rietfontein¹⁸⁾ erfuhren wir in Hasuur seinen Tod und wollten nicht daran glauben. Erst Heydebreck und jetzt Weck! hieß es dann allgemein. Nun ist unsere Sache verloren!“ Aber auch aus anderen Kreisen kamen die nämlichen Stimmen. So schrieb einer der ersten Bürger Windhuks — nicht an mich: „Allgemeine Teilnahme, großer Verlust für das Land. W. hat bis zum Tode gearbeitet in treuer Pflichterfüllung.“ Und in einem Nachruf der dortigen Zeitung „Südwestbote“ vom 1. April 1915 heißt es: „Einer unserer glänzendsten Offiziere, dem noch eine große Laufbahn offen stand, ist den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde erlegen, der Generalstabs-Hauptmann Herr Rüdiger Weck. Der plötzlich erfolgte Tod des seit Wochen schon siech Daniederliegenden findet in allen Teilen der Bevölkerung größte und aufrichtigste Teilnahme. (Folgt eine Übersicht seiner militärischen Laufbahn.) Über sein kriegerisches Wirken brauchen wir nichts zu sagen. Südwest weiß, was es an diesem glänzenden Offizier verloren hat, dessen Brust nach Sandfontein auch das Eisenkreuz zierte. Dem noch auf dem harten Krankenlager emsig tätigen Mann sind wir unendlich viel schuldig.“

Endlich ein schwerwiegendes Wort, das an frühere ernste, aber auch schöne Tage anknüpfte. So schrieb sein Abteilungschef im Großen Generalstabe, jetzt Oberst und Generalstabschef in Lüttich, Herr v. Griesheim, an den Herausgeber: „Ich bedaure den Tod Ihres von mir so außerordentlich geschätzten Sohnes auf das tiefste. Er war ein prächtiger Mensch, tüchtig in seinem Beruf, eine glänzende Zukunft stand ihm bevor; dazu ein Charakter von Gold. . . . Auch mir hatte er in der Abteilung nur Freude gemacht, auf sein Wort konnte man Berge bauen; seine Arbeiten waren von unbedingter Zuverlässigkeit.“ Und ein andermal: „Der

¹⁸⁾ Der auf englischem Boden nahe der Grenze gelegene Ort dieses öfter wiederkehrenden Namens. Das dortige in den Anfang April fallende Gefecht lag wohl außerhalb des eigentlichen Verteidigungsplanes und war persönlichem Unternehmungsgeist und Wagemut entsprungen.

Brief des Freiherrn v. * hat mich tief ergriffen. Welch herrliches Zeugnis stellt er Ihrem braven Sohne aus! So kannte ich ihn auch in seiner ganzen Lebensauffassung, immer bereit zu arbeiten und zu helfen. Welches Pflichtgefühl bis zuletzt auf seinem Kranken- und Sterbelager! Ich glaube gern, daß er niemanden zum Feinde gehabt hat und daß die Trauer um diese edle Persönlichkeit allgemein gewesen ist. Wie hätte es auch anders sein können! Wieviel hätte er noch dem Vaterlande durch seine Tüchtigkeit und seinen goldenen Charakter nützen können — doch der Herr hat es anders gewollt. Ein Trost ist Ihnen und allen, die ihn gekannt haben, geblieben: er hat als braver Soldat und treuer Mensch sein Leben beschlossen!“

Über die letzten dem Toten erwiesenen Ehren hat Fräulein Cissy Willich in ihrem schon erwähnten Buche berichtet. Den Angehörigen aber sandte sie folgende noch etwas erweiterte Darstellung nach dem Wortlaut ihrer Tagebücher:

31. März 1915.

Wie ein Verhängnis scheint es beschlossen, daß unsere unentbehrlichsten tüchtigsten Leute uns genommen werden. Heute mittag sah ich von der Beranda aus die Flagge des Lazarets halbmaß wehen — wir wußten, was es bedeutete: Hauptmann Weck war gestorben! . . . Ungeachtet seines Leidens hat er getreulich seine Arbeit zu verrichten versucht. Auch persönlich geht es mir so nahe, diesen sympathischen, intelligenten jungen Menschen, dem noch Welt und Karriere offen stand, unter den Toten zu wissen. Jede Stunde des Tages stand unter dem furchtbaren Eindruck, in alle Tiefen war ich erschüttert. Noch jede Minute meinte man, ihn wie so manches Mal vom Kommando her dem Kasino zuschreiten zu sehen; man glaubt überall die bekannte schmale hohe Gestalt, die Mütze mit dem weithin kenntlichen roten Streifen auftauchen zu sehen. Driüben liegt er auf dem Totenbett! —

Gründonnerstag, 1. April.

Heute nachmittag haben wir Weck beerdigt. Um 5 Uhr ging ich mit Bergs hinüber. Der Himmel war düster und drohend, die ganze Stimmung der Natur paßte zu der ergreifenden Feier, als müßte es so sein. Vorm Lazarett standen alle Offiziere, mehrere Damen, verschiedene Zivilherren und die ganze Kompanie Bach. Nach Ankunft der Herren Seiß und Franke (der zu der Feierlichkeit soeben von Karibib eingetroffen war) sprach der Pastor an der offenen Leichenhalle. In uns allen war ein Aufbäumen gegen das unbegreifliche unverschuldete Geschick, das über unser Land verhängt zu sein schien. Dann brachten sie den Sarg heraus auf den Wagen, — Schärpe, Säbel und Hut mit dem leuchtenden karmoisinroten Streifen obenauf. Und als wir dann

dem Wagen folgten, kam wie eine Vision die Erinnerung an jenen Begräbnistag im November, dem des unvergeßlichen Kommandeurs v. Heydebreck, herauf und verließ mich die ganze Feier über nicht mehr. Wir standen am offenen Grabe. Innerlich ist in solchen Augenblicken immer die Stimme laut, die sagt: Es ist unmöglich! Die Stimme, die das Scheiden des Lebens leugnet und sich zur Wehr setzt gegen das Geschehene. Dann fühlte ich etwas wie ein Grauen, als plötzlich, nachdem der Pastor eben geredet hatte, ein greller Blitz über den Bergen aufzuckte und ein dumpfer langer Donner am Himmel erdröhnte, als wollte eine andre Stimme reden in all unser kleines Menschentum hinein. Und dann nach kurzer Pause kam vom nahen Berge herab der erschütternde Schall der drei Kanonenschüsse, während um mich herum alle Kameraden des Toten salutierten. — Und dann der Abschied mit drei Händen voll Erde! — So geht einer nach dem andern — die Besten — von uns."

Zwölftes Kapitel. Zweite Hälfte

Der Krieg in der Kolonie

II.

Fortschreiten des Krieges. — Jakalswater und Riet. — Tredkoppje. — Gibeon. — Vereinigung der englischen Heere. — Aufstand der Bastards von Rehoboth. — Verlegung der Landesregierung. — Rückzug der Schutztruppe nach Norden. — Windhut von Botha besetzt. — Neue Ausstreitungen der Engländer. — Ritters letzter Kampf. — Kapitulation von Korab. — Urteile Sachverständiger über die Haltung der Schutztruppe. — Vergleichung der Verhältnisse in den drei großen Kolonien. — Unvermeidlichkeit des Ausganges. — Die Gefangenlager. — Leiden der Internierten und vorübergehende Milderung. — Uebermalige Sperre des Verkehrs. — Deutsch-Südwest-Afrikas Zukunft.

Ende März war gekommen und damit die für die Kriegführung in Afrika günstigste Jahreszeit. Die Wasserstellen sind dann gefüllt, allerwärts ist grünes Weideland vorhanden und das kühlere Klima hält die oft so verhängnisvolle „Pferdesterbe“²⁰⁾ fern — lauter Umstände, die der Feind unter Ausbietung der ungeheuren zu seiner Verfügung stehenden Mittel benutzte. Zuerst waren die Heerhaufen Bothas unter persönlicher Führung des ungetreuen Mannes von Swakopmund aus ins Feld gerückt. Ihnen gegenüber standen, noch in der Nähe des Hafens, bei Riet und Jakalswater,²¹⁾ zwei kleine deutsche Abteilungen von 450 und 230 Mann, die der neue von seiner Wunde genesene Kommandeur unter den

²⁰⁾ S. Seite 45. In diesem Falle hat das Wort also seine ursprüngliche und natürliche Bedeutung beibehalten.

²¹⁾ Als Ort dieser Kämpfe wird auch in der am 20. August 1915 ausgegebenen Verlustliste der Kolonie „Pfordte“ genannt, das aber in den Berichten des Reichsamts fehlt. In den Aufzeichnungen meines Sohnes erscheint das richtige „Pforte“ wiederholt als Name einer besonderen Geländebildung zugleich mit der sachlichen Erklärung. Sprigade und Moisel kennen nur ein „Pforte“, das ohne Zweifel eine derartige Bildung bezeichnet. Da es in unmittelbarer Nähe Jakalwaters eingetragen ist, darf wohl ohne weiteres angenommen werden, daß lediglich ein Posten innerhalb der beiden Gefechtsfelder gemeint ist. Darauf weist auch die urkundlich gar nicht belegte, aber in Privatbriefen und Zeitungsartikeln oft gebrauchte Benennung „Pforteberg“ hin.

Befehl des Majors a. D. Wehle gestellt hatte. Am 23. März von einer ungeheuerlichen Übermacht, bei Riet von 22 facher, bei Jakalswater von 26 facher, angegriffen, mußten sie nach schwerem und blutigem Kampfe natürlich erliegen. Die Überlebenden des zweiten Gefechts, Reste der in Dutjo garnisonierenden 6. Kompanie und einer Halbbatterie, hatten sich nicht eher ergeben, als bis sie ihre gesamte Munition verschossen, die Gewehre zerschlagen und ihre beiden Geschütze unbrauchbar gemacht hatten. Aber es geschah wohl zum erstenmal, daß der Feind Männer der deutschen Truppe in seine Gewalt bekam und sich einer Genugtuung für Sandfontein rühmen konnte. Schrieb doch später einer unserer Offiziere: „Bis Ende Februar ging alles gut. Wir hatten Kanonen und Gewehre erbeutet, außerdem 400 Gefangene.“ Also konnten deutsche Krieger damals noch nicht oder nur in sehr geringer Zahl dem gleichen Schicksal verfallen sein; der Schreiber hätte es sonst in diesem Zusammenhange erwähnt. Unter den Opfern des traurigen Tages aber befand sich wiederum der Oberleutnant Freiherr v. Schade, der, kaum von seinen bei Sandfontein empfangenen Verletzungen im Lazarett von Warmbad geheilt, sofort nach Norden zu seiner Kompanie geeilt war und nun mit der fünften Wunde vom Kampfplatz getragen wurde. Er wie die übrigen gefangenen Offiziere, denen später auch die von Treckfoppje, Berseba und Keetmanshoop nachfolgten, wurden einstweilen in das „Prisoner's Camp“ von Pietermaritzburg gebracht, wo sie anscheinend nichts Unwürdiges zu erdulden, aber unter dem Bewußtsein, der Sache des Vaterlandes nie mehr dienen zu können, schwer zu leiden hatten. Gefallen waren bei Riet-Jakalswater der Oberleutnant d. R. v. Weiher und der Leutnant d. L. Ewald; die übrigen blutigen Verluste sollen sich auf 100 belaufen haben — denn genaue Angaben fehlen von hier an in der Regel.

Noch schmerzlicher als diese durch den riesenhaften Unterschied der Streitkräfte — 16 000 gegen 680! — zu einem Wunder deutschen Heldentums gemachte Niederlage mußte der aus anfänglichem Siege zu blutigem Unterliegen sich entwickelnde Tag von Treckfoppje sein. Hier in dem westlich von dem Bahnstränge Swakopmund—Ongwati — der „Otawibahn“ — sich ausbreitenden Hügelnd griff der kühne Major Ritter am 26. April den Feind mit fünf Kompanien und vier Geschützen, zunächst erfolgreich, an. Die technisch glänzend ausgerüsteten Engländer arbeiteten gerade, ihrem schon im Süden befolgten Verfahren gemäß, an der Wiederherstellung der gesprengten Gleise, als plötzlich gegen 4 Uhr früh eine neue Explosion erfolgte und aufsteigende Staubwolken zugleich das Herannahen des Gegners ankündigten. Schon hatte seine Artillerie das westliche der beiden britischen Zeltlager in Brand geschossen und deutlich konnte man von ihrer Stellung

aus wahrnehmen, wie Tote und Verwundete aus dem Schrapnellhagel zurückgeschleppt wurden. Die Sandfläche bot als Deckung nur niedrige Distel- und Milchbüsche, die im Augenblick von den englischen Kugeln wegrasiert wurden. Aber die Angreifer erkämpften trotzdem den Bahndamm und schickten sich eben an das Lager selbst zu stürmen, als plötzlich eine drei Panzerwagen mit sich führende Kolonne in ihrem Rücken auftauchte, die schweren Geschütze des Feindes in Stellung kamen und eine noch stärkere mit zehn Panzerautos ausgestattete Truppe von der Station Urandis im Rhangebiet her vorrückte. Einer solchen Macht gegenüber war der Rückzug ohne weiteres geboten. Er war nach dienstlichem Urteil „überaus geschickt“, aber nach den Worten eines Teilnehmers „das Schwerste am ganzen Tag“. „Über die glühende Sandfläche“ — so lautet der Schluß des am 5. Dezember 1915 in einem Berliner Blatt veröffentlichten Berichts — „mußten wir langsam auf dem Bauche kriechend zu den anderthalb Kilometer hinter unsrer Front befindlichen Pferden zurück. Die Kugeln aus den feindlichen Maschinengewehren, deren immer mehr in Stellung gebracht wurden, piffen dicht über uns hin wie Hagelschlag und die Anstrengung war so groß, daß ich kurz vor dem Ziele zusammenbrach und sicher in Feindeshand gefallen wäre, wie so mancher brave Kerl, den wir zurücklassen mußten, wenn nicht einer unserer Reiter mich noch die kurze Strecke mitgeschleppt hätte. Die Haltung unserer Leute war auch in diesem Falle hervorragend. . . . Wir hatten das Gefühl, wenn auch keinen großen Sieg, so doch einen schönen Erfolg davongetragen und dem Feinde schweren Schaden zugefügt zu haben. Diese Stimmung kam auch bei den Truppen zum Ausdruck, die auf dem Rückmarsch das alte deutsche Truglied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ sangen, dessen Klänge feierlich über die südwestafrikanische Steppe dahinschallten.“

Indessen scheint der Verfasser dieser ergreifenden Schilderung die schweren Verluste des Kampfes nicht völlig gekannt oder gewürdigt zu haben. Sie betragen mehr als 50 Mann an Toten und Verwundeten; unter ersteren befanden sich der Hauptmann Freiherr v. Watter²²⁾ sowie die Leutnants d. R. Hackländer und Müller; unter letzteren mit Einschluß eines Stabsarztes vier Offiziere, während sieben verwundete Reiter in die Hände des Feindes fielen. Als ganze Gefechts-handlung muß Treckkoppje demnach, trotz aller deutschen Tapferkeit, gleichfalls als Niederlage betrachtet werden. Zu allem Unglück geriet bald darauf die in Otjimbingue, südöstlich von Karibib, aufgestellte 9. Kompanie durch Überfall in die Gewalt des Feindes.

Inzwischen waren auch seine drei südlichen Kolonnen her-

²²⁾ S. Seite 125.

angerückt und in einer Gesamtstärke von wenigstens 50 000 Mann fast gleichzeitig an der Hauptbahn Keetmanshoop—Windhuk angelangt. Schon am 12. April konnte der mit dem Oberbefehl betraute Burengeneral Smuts melden, daß der westlich der Bahn gelegene Distriktsort Bethanien und das Polizeiamt Seeheim besetzt worden seien, während die Deutschen Keetmanshoop selbst freiwillig geräumt hätten, was den Abschluß des Kampfes um die südliche Provinz der Kolonie bedeute. Der „Stoß in das Herz des feindlichen Landes“ schien somit kein eitles Prahlen gewesen zu sein, um so weniger, als die weiteren Ereignisse das Recht der Drohung bestätigten. Am 26. April — dem Tage von Treckoppjel — hatte die Spitze des Unionsheeres bereits die Station Artdidit auf dem Wege nach Gibeon erreicht. Und gleichzeitig meldete de Benter, daß er bei Berseba „große Beute an Vieh gemacht“, also durch Zusammentreiben der den deutschen Farmern gehörenden Herden die ohnehin kargen Verpflegungsmittel des Gegners erheblich geschwächt habe. Anderseits war Mac Kenzie von Westen her nochmals, aber mit verstärkten Kräften in das Land eingerückt, um die Niederlagen von Garub und Aus durch Siege wett zu machen. Dem durch seine Truppen im Zusammenwirken mit den beiden andern Heerhaufen ausgeübten Druck stand zu halten war für unsre schwachen Grenzbesatzungen unmöglich. Dazu kam noch die Anlage einer neuen in weitem Bogen um die deutsche Feste Aus herumgeführten Bahn, die eine völlige Einkreisung möglich gemacht hätte. Der allgemeine Rückzug nach Norden wurde somit ein Gebot eiserner Notwendigkeit, so sehr auch die am 23. März erfolgte Aufgabe des kunstvoll ausgebauten Standlagers Aus zu beklagen war. Alle kleinen, bis dahin im Süden der Kolonie stehenden Abteilungen sollten sich der von „Pforte“ kommenden Truppe Ritters anschließen; die Führung der Nachhut wurde dem Hauptmann z. D. v. Kleist übertragen. Um den Abziehenden den Rückweg zu versperren, griff sie Mac Kenzie am 27. April bei der wichtigen Stadt Gibeon an, erlitt aber wiederum eine Niederlage, die er erst am 28. nach Heranziehung frischer, ein flankierendes Vorgehen ermöglichender Brigaden in den so heiß begehrten Sieg verwandeln konnte, indem er zugleich die Räumung des tapfer verteidigten Ortes erzwang. Nach der Einnahme zeigte sich das Engländertum wieder in seiner ganzen Glorie. Die Tommies „raubten alles was sie konnten“, und ihre Offiziere gingen mit dem schlimmen Beispiel voran; selbst ihr Kommandant „bereicherte sich an den Lebensmitteln, deren unentgeltliche Lieferung er den Bewohnern versprochen hatte“. Anderseits boten die deutschen Frauen Gibeons trotz eigenen Mangels alles auf, um die Erschöpften zu erquicken und die Verwundeten zu pflegen. Aber die Verluste der Unsrigen sollen auch diesmal eine sehr hohe Ziffer erreicht und mit Einschluß der Gefangenen 7 Offiziere und 200

Reiter betragen haben. Namen waren von hier an nicht mehr festzustellen. Nur schrieb eine deutsche Frau, der es bald nach Beendigung des Krieges gelang, Südwestafrika über Gibeon zu verlassen, damals in ihr Tagebuch die Worte: „Nahe der Bahn erheben sich traurig und einsam die Holzkreuze der Gefallenen.“ Sie erinnern in ergreifender Weise an die weit verbreitete Karte „Die fernen Gräber“ und mögen einstweilen als mahnendes Zeugnis für alle die Tapferen und Treuen dienen, die sich da draußen für das Vaterland geopfert haben.

Der Nachhut gelang es, sich, 500 oder 600 Mann stark, durchzuschlagen. Aber die Rückzugslinie selbst war eine Zeitlang durch ein neues, obwohl nicht unerwartetes Ereignis, einen Aufstand der mitten im Lande ansässigen Rehoboth-Bastards, ernstlich bedroht gewesen. Englische Hände waren dabei ohne Zweifel im Spiele; ergab doch die Prüfung der Umstände, daß schon vor dem Kriege eine heimliche Verbindung mit dem Feinde bestanden hatte. Doch war es auch möglich, daß der Verfasser der „Nachlaßblätter“ mit seinen Bedenken gegen eine gerade die „Bastards“ aufreizende Maßregel der deutschen Verwaltung²³⁾ recht behielt. Und es waren kriegerische Leute, immerhin 400 bis 500 Gewehre stark. Doch gelang es den mit ihren Kompanien nach Rehoboth entsandten Hauptleuten Graf Saurma-Zeltich und Hensel durch Umsicht und Energie ein weiteres Aufflammen des Brandes zu verhindern, was ihnen freilich die gefährvolle Ehre eintrug, der allgemeinen nach Norden gerichteten Bewegung der Schutztruppe als die letzten sich anzuschließen.

Denn es konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß die Stunde der Entscheidung nahte. Vor den von allen Seiten herandrängenden Feindesmassen war schon in der letzten Aprilwoche die Landesregierung von Windhuk nach der nordöstlichen Bezirkshauptstadt Grootfontein verlegt worden. Gleichzeitig wurden ebendahin oder nach der am Ostwinkel der Etoschappanne,²⁴⁾ nahe der Dwambo-grenze liegenden Polizeistation Namutoni, die notwendigen Vorräte und Lazaretteinrichtungen, am 1. Mai die Kranken selbst übergeführt, unter Zurücklassung der Schwerleidenden, besonders der Schwerverwundeten an ihrer bisherigen Pflegestätte. Zuletzt mußte auch die vom Hauptmann v. Hepte befehligte Schutzwache, deren längeres Verweilen die Einwohner nur gefährdet haben würde, Windhuk verlassen, wobei sie die bis dahin am Schutztruppenstandort aufgestellten Siegestrophäen, die bei Sandfontein eroberten Geschütze, mit sich nahm. Die beiden Funktürme dagegen, die so lange das Wahrzeichen der verlorenen Heimat gebildet und noch bis zuletzt leise Botschaften, darunter die glücklich gedeutete vom großen Karpathensieg, herübergebracht hatten,

²³⁾ S. Seite 103.

²⁴⁾ S. Seite 32

blieben unberührt; nur die Maschinen wurden entfernt, um ihre Benutzung durch den Feind möglichst lange zu verhindern.

Und dann, am 12. Mai, früh 11 Uhr, zogen die Unionstruppen, Botha an der Spitze, in die offene, nun völlig wehrlos dem Unstandsgefühl des Feindes überlassene Hauptstadt ein. Auch versprach Herr Botha der ihm vor dem Rathaus mit ruhiger Würde entgegretenden Abordnung der Bürgerschaft alles Gute: wohlwollende Behandlung der Personen, Schonung des Eigentums und was sonst in solchen Fällen üblich ist. Aber wenn das Auftreten der „Sieger“ nicht ganz so roh war, wie in Lüderitzbucht, so ließ es doch auch hier genug zu wünschen übrig. „Kurzröckige Hochschotten“ und andere Kampfgenossen drängen raubend und plündernd in die Häuser, stahlen, was sie konnten, insbesondere das im „Artilleriedepot“ aufbewahrte persönliche Eigentum der deutschen Offiziere, wobei sie die Kisten erbrachen, die darin aufbewahrten Papiere zerrissen oder unzerrissen auf das Pflaster streuten; suchten in gleicher Weise die schmuck und sauber hergerichteten Wohnungen heim, so daß einer der Herren mir später schrieb, es sei keins seiner kleinen Familienandenken geschont worden, „ihm auch nicht der Nagel in der Wand geblieben“. Einem andern hatte man nicht einmal einen eigenen Rock gelassen, so daß er sich auf die ihm dargereichte Uniform seines ehemaligen Kommandeurs angewiesen sah, in der er nun gegen alle militärische Kleiderordnung herumgehen mußte. Staats- wie Privateigentum sah man in großen Massen nach der Kapkolonie abtransportieren. In den nächsten Tagen aber liefen die tapferen Tommies in den deutschen Offiziersuniformen betrunken und johlend durch die Straßen der Stadt.

Bis Mitte des Monats hatten sich dann die Reste aller deutschen Abteilungen am Fuße des Großen Waterbergs, also zwischen Otawi und Otjiwaróngo, zusammengefunden, hoffnungslos, aber nicht mutlos. Auch der Gouverneur schloß sich der fechtenden Truppe an. Der Feind seinerseits folgte ihr in weit nach Westen über Outjo ausgreifender Bewegung, überflügelte mit seinen Massen und seinem zahllosen Heergerät das schwache Häuflein, nahm Tsumeb und Namutoni samt allen dort niedergelegten Vorräten und drängte die Deutschen immer enger zusammen. Noch einmal in den ersten Julitagen erneuerte Ritter der Ehre halber bei Otawi den Kampf, der scheitern mußte. Dann war das Ende da.

Bei der hochgelegenen Bahnstation Korab, zwischen Tsumeb und Otawi, hatte die Truppe sich notdürftig verschanzt und hier fanden auch die Verhandlungen statt, an denen deutscherseits die ersten Männer der Verwaltung und des Krieges, von burischer und britischer Seite die Führer des Unionsheeres unter Botha teilnahmen. Der Ausgang liegt in der nachstehenden am 9. Juli 1915 aufge-

gebenen, dem Allerhöchsten Kriegs- und Landesherrn erstatteten telegraphischen, wiederum durch die amerikanische Botschaft vermittelten Anzeige vor:

„Euer Majestät melden wir alleruntertänigst, daß wir gezwungen waren, den Rest der bei Korab, zwischen Otawi und Tsumeb, vom Feinde mit vielfach überlegenen Kräften eingeschlossenen Schutztruppe in Stärke von rund 3400 Mann an General Botha zu übergeben. Jede Aussicht auf erfolgreichen Widerstand war ausgeschlossen, da, nachdem die Orte Otawi, Gaub, Grootfontein, Tsumeb, Namutoni vom Feinde genommen, wir von unserer Verpflegungsbasis abgeschnitten waren, und jeder Versuch eines Durchbruchs bei dem heruntergekommenen Zustand der Pferde, für die seit Monaten kein Hafer mehr vorhanden, unmöglich war. Alle Personen des Beurlaubtenstandes und des Landsturms, auch die in Südafrika kriegsgefangenen, werden auf ihre Farmen und zu ihren Berufstätigkeiten entlassen. Offiziere behalten Waffen und Pferde, können auf Ehrenwort frei im Schutzgebiet bleiben. Die aktive Schutztruppe, noch rund 1300 Mann stark, behält die Gewehre und wird an einem noch zu bestimmenden Platze im Schutzgebiet konzentriert.

(gez.) Seiß.

(gez.) Franke.

Das Schicksal der Tapferen hatte sich also erfüllt. Ob bei der Leitung des Feldzugs auf deutscher Seite Fehler gemacht worden waren, kann nur der militärisch Sachverständige beurteilen und auch dieser erst später nach völliger Klarstellung aller Geschehnisse. Jedenfalls war dieser Ausgang auch bei glänzendster Führung und geschicktester Ausnutzung aller Verteidigungsmöglichkeiten unabwendbar, da die gesamte Einrichtung Deutsch-Südwestafrikas auf ein friedliches Verhältnis mit den Nachbarn zugeschnitten war. Wunderbar genug, daß man sich damit begnügt hatte, stand uns doch das auf seiner europäischen Insel so schwer zu fassende England gerade hier als Landmacht gegenüber! Und so hat auch ein hervorragender Kolonialpolitiker, Dr. Irmer, erst vor kurzem auf „die Sünden“ hingewiesen, die seit langen Jahren an unsren Südwestafrikanern begangen worden seien, und die um so schwerer ins Gewicht fielen, als „ein waffenstarkes Südwestafrika der einzige Punkt in der Welt war, von dem aus wir England zu Lande empfindlich wehe tun konnten!“

Andererseits war alles geschehen, was heldenhafter Gesinnung und entschlossener Führung möglich war. Auch die Heimat hat das zu freilich verspäteter Milderung ihrer Schuld anerkannt, indem die Berichterstatter der Budgetkommission am 19. März

1915 der Schutztruppe „besonderen Dank und höchste Bewunderung“ zollten, während der erste Vertreter des Kolonialamts in seiner eindrucksvollen Reichstagsrede vom 28. Februar 1918 darauf hinwies, daß unsere Südwestler aller wertvolleren Kriegsmittel, namentlich auch einer nennenswerten Artillerie entblößt gewesen seien, wie er denn bei jeder Gelegenheit für sie eingetreten ist. Schon im Januar 1915 hatte er der „Stampa“ des damals „bestbewunderten“ Italiens gegenüber das auch ihnen geltende Wort geprägt: „Mit beispielloser Tapferkeit kämpfen Schutztruppe und Polizeitruppe, kämpfen die Ansiedler als Kriegsfreiwillige bis auf den letzten Mann!“

Wenn man aber später einen Vergleich zwischen den Südwestafrikanern und anderen Teilen unsrer überseeischen Wehrmacht hat ziehen wollen und vielleicht heute noch zieht, so muß diese Gegenüberstellung zur größten Ungerechtigkeit führen. Die Verteidiger der übrigen Kolonien und an erster Stelle die Ostafrikas verdienen gewiß dem höchsten Ruhm und uneingeschränkte Anerkennung, aber unsere Südwestafrikaner haben Gleiches unter noch schwierigeren Verhältnissen geleistet. Nicht nur durch unverzagtes Kämpfen gegen eine erdrückende Übermacht, sondern auch durch vollständiges Entbehren jeder Hilfe oder Ermutigung. Und während im äquatorialen Afrika die Natur der Bundesgenosse der Deutschen war, stand sie hier vielmehr auf seiten des Feindes, indem sie ihm fast überall ein leicht zu durchdringendes Gelände darbot und sogar die als Anmarschgebiet unvermeidlichen Steppen mit dem das Leben der Menschen und Tiere bedingenden Element versah. Wie vielfach dagegen die örtlichen und die klimatischen Verhältnisse der übrigen Kolonien seine Unternehmungen erschwerten, wird durch die englischen Berichte selbst bezeugt. So meldete das Bureau Reuter unter dem 16. September 1916 aus Mrogoro in Ostafrika: „Marsch von vielen Tagen zur Verfolgung des Feindes über unglaublich mühsame Bergwege, durch Knüppelholz längs des Flusses, auf Elefantenspäden ohne Transportmittel, Decken und Mäntel. . . . Drei Löwen zeigten sich vor der Feuerlinie . . . ein riesiger Python drang in das Lager am Flusse ein und konnte nur mit Mühe getötet werden. Die Kolonnen wurden auch von Bienen überfallen, welche die mit Munition beladenen Maultesel in die Flucht trieben, wodurch der Vormarsch der Infanterie vorübergehend unmöglich wurde. Die Kämpfe haben sich im dichtesten Wildnis abgepielt.“ In der ersten Aprilwoche 1917 berichtete das englische Kriegsamt: „Seit Beginn der Kriegszeit sind die klimatischen Bedingungen solche gewesen, daß sie alle größeren Unternehmungen, besonders in den Küstenbezirken und im Innland verboten.“ Und noch in allerneuester Zeit, Anfang Mai 1918, lautete der amtliche Londoner Bericht: „Der Vormarsch der britischen Kolonnen in Ostafrika ging von der Küste aus durch

sehr schwieriges Gelände, dichtes Buschwerk und zahlreiche Bambusümpfe von statten.“²⁵⁾ Für Kamerun (und Togo) aber liegt ein Bericht unsres eigenen Kolonialamtes aus dem Jahre 1917 vor, in dem es heißt, daß, auch nach französischem Urteil, „die Deutschen verstanden hätten, die natürlichen Hindernisse des Urwaldes mit außerordentlichem Geschick auszubauen“. In Südwestafrika gab es „natürliche Hindernisse“ irgendwelcher Art höchstens in der dortigen Steinwüste, die aber gleichfalls offen zutage lag und in der nur während der ersten Kriegsmonate gekämpft und marschiert wurde.

Einen ferneren Unterschied bildete die Beschaffenheit des in beiden Kolonien vorhandenen militärisch brauchbaren Menschenmaterials. An die Stelle der ostafrikanischen, glänzend ausgebildeten und ebenso tapferen als treuen Askaris traten im deutschen Süden die Reste der in den Jahren 1905 bis 1908 niedergeworfenen Eingeborenen, die natürlichen, von tödlichem Haß erfüllten Feinde ihrer Überwinder. Und wenn unter der geistigen Trennung vom Mutterlande auch die übrigen Kolonien schwer zu leiden hatten, so waren sie doch nicht wie der Südwesten vollständig und hoffnungslos von ihm abgeschnitten. Briefe, Zeitungen, selbst lebende Boten in Gestalt der zu Wasser und zu Lande herbeieilenden Reservisten kamen doch gelegentlich an und brachten neben der praktischen Unterstützung auch seelische Stärkung. In Südwestafrika gab es nur ein „seelisches Martyrium“.

Entscheidend aber für die Frage der Widerstandsfähigkeit war der gewaltige Unterschied in der Versorgung der Kolonien mit Kriegs- und Lebensmitteln. Bereits in seinem an den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg nach der Kapitulation von Korab gerichteten Schreiben hatte Herr Dr. Solf die Unmöglichkeit einer längeren Verteidigung Südwestafrikas betont. In seiner diesjährigen Februarrede dagegen erklärte er: „Das Standhalten der Ostafrikaner wäre unmöglich gewesen, wenn es nicht zweimal gelungen wäre, die englische Sperre mit reich ausgestatteten Fahrzeugen zu brechen. Ohne diese Hilfe hätten sich diese wackren Kämpfer längst ohne Waffen und Munition behelfen müssen!“ Näheres über die Vorgänge berichtete der „Berliner Lokalanzeiger“ am 25. März 1917 unter der Überschrift „Das Rätsel der Munitionsversorgung unserer Schutztruppe“. Schon im Februar 1915 sei danach ein Dampfer „mit Gewehren, Ma-

²⁵⁾ Soeben, Mitte Juli, wird außerdem das Urteil des jetzigen englischen Oberbefehlshabers in Ostafrika, Generals Northey, bekannt, das meine Ansicht lediglich bestätigt. „Daß der Feldzug — gegen Lettow-Vorbeck — heute noch fort dauert,“ sagte er auf einem Bankett in Kapstadt, „ist darauf zurückzuführen, daß das Kampfgebiet eine ungeheure Fläche umfaßt und zahlreiche Wälder besitzt, woselbst es dem Feinde möglich ist, noch die Flucht zu ergreifen, selbst wenn er auf fünfzig Meter umzingelt ist.“

schinengewehren, mehreren Millionen Patronen, Geschützen nebst Munition, Proviant, Bekleidungs- und Sanitätsausrüstungen aus einem deutschen Hafen nach Ostafrika abgegangen, habe die englische Sperre durchbrochen und im April glücklich die Mansabucht²⁶⁾ erreicht, „wo trotz feindlicher Beschießung die kostbare Ladung zu rechter Zeit geborgen wurde“. Ebenso brachte zu Anfang 1916 der Hilfsdampfer „Marie“ „viele Millionen Patronen, mehrere Geschütze, Feldkanonen, Feldhaubitzen nebst der erforderlichen Artilleriemunition“ sowie „eine große Menge Uniformen und andere Ausrüstungsgegenstände für Europäer und eingeborene Soldaten“, endlich „in großem Umfange Material zur Herstellung weiterer Munition“ herbei. Und diese überreiche Ladung wurde in der Sudibai²⁷⁾ bis Ende März „vollständig gelöst“.

Was ist dem gegenüber nach Südwestafrika gebracht worden? Kein Brief, kein Hufnagel, keine Patrone — nichts überhaupt!

Wie andererseits unsre Südwestler selbst ihre Lage beurteilen, ergibt sich aus dem in der „Täglichen Rundschau“ am 20. Oktober 1915 veröffentlichten Schreiben eines Mitkämpfers, der vor allem auf den phantastischen Unterschied zwischen den Zahlen der beiderseitigen Selbst- und Kraftfahrer hinweist: hier mit Not und Mühe vier, darunter zwei leidlich brauchbare, bei den Engländern 1000, sage und schreibe tausend, „deren Kolonnen die besten deutschen Stellungen mühelos umgingen“. Auch besaßen wir nur geringe Feldbatterien gegenüber Geschützen des schwersten Kalibers. So war auch die Zahl der Pferde viel zu klein und das einzelne Tier infolge der Strapazen zu schwach, abgesehen davon, daß eine immer zunehmende Menge in den Gefechten verblutete oder bei ungenügender Verpflegung einging. Und so mußte selbst für den Transport der Feldstücke der landesübliche Ochsenkarren ausreichen, der natürlich nicht mit Windesschnelle in die Feuerlinie befördert werden konnte. Ein anderes Schreiben aus Okahandja versichert in glaubhafter Weise, daß „Gewehre und Geschütze allmählich unbrauchbar geworden waren, die Munition aber völlig zu Ende ging“.

Und dennoch?!

Dennoch hatten die Engländer nach dem eigenen Zeugnis ihrer Offiziere schon in den beiden ersten Dritteln des Feldzugs, also vom September 1914 bis Ende April 1915, einen Verlust zu buchen gehabt, der mit 9000 die Gesamtzahl der deutschen Streiter

²⁶⁾ Nahe bei Tanga, also zum nördlichsten Teil der deutschen Küste gehörig. — Führer des glänzenden Unternehmens war Oberleutnant z. S. Karl Christiansen aus Wyl auf Föhr.

²⁷⁾ Im südlichsten Küstenabschnitt Ostafrikas, nahe der portugiesischen Grenze zwischen Lindi und Mikindani, gelegen. — Den Namen des heldenmütigen Kapitäns konnte ich zu meinem Bedauern bisher nicht feststellen.

um die Hälfte übertraf. Und dennoch — was höher gilt — waren diese von der gesamten Welt Verlassenen in den Kampf gezogen unter dem Gesange christlicher und vaterländischer Lieder, hatten sie auf allen Schlachtfeldern mutig stand gehalten, Degen und Gewehr führend, bis die ersten zerbrachen und die andern in den schwieligen Händen heiß zu laufen begannen!

Das also waren unsre Südwester, die „Deutschlands bestes und aussichtsreichstes Siedlungsland“ — dasjenige, das nach einem andern Ausspruch des Kaiserlichen Staatssekretärs „durch die Besiedlungsmöglichkeit uns vor allem ans Herz gewachsen war“, dem Feinde überließen!

In der sehr anfechtbaren Meinung, daß „auf den Schlachtfeldern Europas das Geschick der Kolonien zur Entscheidung kommen müsse“, hatte Deutschland seine treuen Söhne ihrem Schicksal überlassen. Fast ein Viertel hatte Wunden oder den Tod erlitten, im Verhältnis ebenso viel als die deutschen Heere in der blutigsten Schlacht des siebenziger Krieges.²⁸⁾ Dem auch ihnen geltenden allgemeinen Urteil des Staatssekretärs, daß „Schutztruppen (Beamte, Ansiedler) über das Maß des Denkbaren hinaus gegen die Übermacht der Feinde sich gehalten hätten“, waren sie also in jeder Weise gerecht geworden. Und wenn nun das räuberische England gewaltige uns zu eigene, durch unsre Arbeit und unser Blut einer vielversprechenden Blüte zugeführte Länder an sich gerissen hat, die bei der letzten Abrechnung zu seinen Gunsten in die Wagschale fallen werden, so hat niemand in Deutschland das Recht, die kleine Schar der Verteidiger deshalb anzuklagen. Vielmehr: wenn das Wort der ersten Autorität in Kolonialfragen zutrifft: „daß ohne aktive Kolonialpolitik eine gesicherte und ruhige Weiterentwicklung Deutschlands nicht denkbar ist“, so mußte für den Schutz unsrer überseeischen Besitzungen, und namentlich der drei großen afrikanischen, das Notwendige rechtzeitig und in vollem Umfange geschehen.

Ob die in den ärmlichen Schanzen von Korab Eingeschlossenen militärisch richtiger gehandelt hätten, wenn sie noch einen Durchbruch versuchten, wie er später den Ostafrikanern gelang, müssen Berufene entscheiden. Aber auch in dieser Hinsicht war ihre Lage die weitaus schlimmere. Von ihrer Basis Namutoni-Tsumeb-Grootfontein abgedrängt, konnten sie nicht mehr hoffen, sich nach dem „Caprivizipfel“²⁹⁾ durchzuschlagen, in dem sie übri-

²⁸⁾ Bei Bionville, wo die Deutschen von 67 000 Mann 16 000 verloren.

²⁹⁾ Volkstümliche Benennung des wunderbar langgestreckten und schmalen Landstrichs, den der zweite deutsche Reichskanzler i. J. 1890 von England erwarb. — Gerüchte behaupteten übrigens in den letzten Kriegswochen, daß die deutsche Polizeitruppe — unglücklich — bei Schudmannsburg oder gar jenseits der Grenze gekämpft habe. Sollten sie sich bestätigen, so wäre das ein unmittelbarer Beweis für die ehrliche Absicht eines trotzdem unmöglichen Unternehmens.

gens zwischen Rhodesia und Betschuanenland rettungslos abgesperrt gewesen wären. Jeder Versuch war also von vornherein das Todesurteil der Beteiligten. Außer dem Waffentod aber drohte zugleich der Hungertod, da nach Beschlagnahme der im Norden der Kolonie eingelagerten Vorräte nur noch für drei Tage Lebensmittel vorhanden waren. Gouverneur und Kommandoführer glaubten daher die Verantwortung für den sichern Untergang der Truppe nicht übernehmen zu dürfen. Ebensovwenig die Ablehnung der auferlegten Parole, die wörtlich lautete: „Ich verpflichte mich hiermit auf Ehre, mich in dem gegenwärtigen Kriege nicht wieder an den Feindseligkeiten zwischen Großbritannien und Deutschland zu beteiligen.“ Es ist nicht bekannt geworden, ob einer oder der andere unsrer Helden seine Unterschrift auf jede Gefahr hin verweigert hat, aber das Erliegen im hoffnungslosen Kampfe wird manchem als das leidlichere der zur Wahl stehenden Übel erschienen sein.

Was anderseits die Kapitulationsbedingungen von Korab selbst betrifft, so können sie kaum ehrenvoller gedacht werden. Daß nicht nur die Offiziere Waffen und Pferde, sondern alle einzelnen Leute ihre Gewehre — wenn auch selbstverständlich ohne Munition — behielten, steht wohl einzig in der Kriegsgeschichte aller Zeiten da. Zugleich beweist ein solches Zugeständnis, welchen Respekt der Feind vor deutscher Tapferkeit bekommen hatte und wie geschickt die Verhandlungen geführt worden sind. In der Form wäre der „freie Abzug mit Waffen und klingendem Spiel“ ja noch verbindlicher gewesen. Aber wohin hätten die Besiegten sich wenden sollen? Nach Norden, in das Gebiet der heimtückischen Portugiesen? Nach Süden, in das englische Kapland? Nach Osten, in die „Durstfelder“ der Omahake, oder nach Westen zum Gestade des Ozeans, an dem kein Fahrzeug bereit lag oder landen konnte, um sie in die Heimat überzuführen? So war also außer dem freiwilligen Tode das Verbleiben auf deutschem Boden, der doch wieder einmal deutsch werden mußte, das allein Mögliche.

Inwieweit freilich die Bothasche Regierung die von ihr übernommenen Verpflichtungen erfüllt hat, erscheint noch ungewiß. Denn daß deutsche Offiziere das verlangte und gegebene Ehrenwort halten, ist ebenso selbstverständlich, als daß die untergehende Sonne am nächsten Morgen wiederkehrt. Um so mehr muß es befremden, daß ihnen das „freie Verbleiben im Schutzgebiet“ in Wirklichkeit nicht oder nicht in dem den Ausdruck deckenden Sinne gewährt worden ist. Tatsächlich wurden nach der vertragsmäßigen Entlassung der Reservisten zu ihrer bürgerlichen Beschäftigung zwei feste, streng bewachte Lager gebildet, das eine im Süden innerhalb der von der Schutztruppe aufgegebenen Werke von Aus, bestimmt für die drei Mannschaftsgruppen der Artillerie, der übrigen Waffen und der Polizei, und der verantwortlichen Auf-

sicht je eines deutschen Offiziers unterstellt; das andere weit davon im Norden in Olanjande an der Otawibahn gelegene und ausschließlich als „Internierungsort der Offiziere“ bezeichnet, wobei das „interniert“ dem „frei“ doch geradezu widersprechen würde. Die in mehreren Briefen wiederholte Bemerkung, daß der Schreiber „das Lager nicht verlassen dürfe“, bestätigt diese Auffassung. Spätere Privatnachrichten gestatten allerdings eine günstigere Auslegung. Danach wäre Oberleutnant * aus Gesundheitsrück-sichten einer Badekur wegen nach Swakopmund beurlaubt worden, wo er hoffte, bis zum Friedensschlusse verweilen zu dürfen. Ein anderer der Herren schreibt noch im Dezember 1917 ausdrücklich, daß die Verpflegung nichts zu wünschen übrig lasse, daß er bei der Stadtbibliothek abonniert sei und englische Zeitungen lesen dürfe, und in einem weiteren Briefe vom ersten Weihnachtsfeiertage berichtet er — seiner Mutter allerdings —, daß es ihm mit der Gesundheit „recht, recht gut gehe“. Auch habe ich Briefe von Offizieren nicht nur aus Olanjande oder Swakopmund, sondern auch aus Otawifontein und aus Otawi selbst erhalten. Danach könnte man annehmen, daß die Behandlung unsrer Kriegsgefangenen in Südafrika allmählich milder geworden sei, jedenfalls anständiger als sie in den europäischen Gefangenlagern unsrer Feinde zu sein pflegt.

Immerhin war auch unter solchen günstig erscheinenden Verhältnissen die einzige wirkliche Erquickung der Gefangenen, der schriftliche Verkehr mit der Heimat, stark beschränkt. War doch jede Mitteilung beiderseits an ein Höchstmaß von zwei Oktavseiten — „two pages of note-size paper“ — in lateinischer Schrift gebunden und mußte zugleich frei von jeder Anspielung auf Krieg oder Politik bleiben. Wagte der Schreibende mehr, so war es nur einem glücklichen Zufall zu danken, wenn sein Werk dem „Opened by Censor“ und der Schere oder Flamme entging. Als erschwerender Umstand kam noch hinzu, daß die englischen Zensurbeamten nach glaubwürdigem Zeugnis mit voller Willkür verfahren, die ihnen vorgelegten Briefe in Haufen zusammenwarfen und so, bis auf wenige nach dem Zufall geprüfte, der Vernichtung überlieferten, wobei dann infolge der oberflächlichen Untersuchung wohl auch einmal ein Schriftstück verbotenen Inhalts durchschlüpfte.

Noch härter aber lastete in dieser ganzen Zeit der Druck des unverdienten Schicksals auf den Seelen. Es ist erschütternd zu lesen, wenn der Tapfersten einer (Ende 1915!) schreibt: „Ach, nur noch einmal fechten zu dürfen, um der Welt zu zeigen, daß wir hier den Verhältnissen zum Opfer gefallen sind! . . . Neun Monate ohne Arbeit in dieser, Deutschlands größter Zeit! Wie lange muß man das traurige Los noch ertragen? Ein schöner Soldatentod wäre vorzuziehen.“ Und ein andermal: „Oft habe ich gedacht, ich würde wegen meiner Wunden ausgeliefert werden. Es war

ein schöner Traum, aber nun ist keine Hoffnung mehr vorhanden und ich kann nutzlos meine Zeit hier abwarten. Wie gern würde ich noch ein Gefecht mitmachen — wozu ist man aktiver Soldat?!" Oder ein anderer bittet im Hinblick auf qualvoll Durchlebtes einen Freund in Deutschland: „Die letzte Phase unsres Feldzuges war ein reines seelisches Martyrium. Einkreist von der Übermacht des Feindes, seiner schweren Artillerie gegenüber nahezu wehrlos, die Pferde aus Futtermangel immer schlapper, der Gegner mit allem versehen und mit seinen Automobilkolonnen immer gleich beweglich — es war einfach scheußlich! — Nun sitzen wir hier festgenagelt und warten — warten — eine neue seelische Pein! — Sorg' du an deinem Teile auch dafür, daß Südwestafrika in Deutschland nicht in Vergessenheit gerät!"

Und nun ist seit Ende 1916 wieder eine Veränderung eingetreten, die das Los unserer Kriegsgefangenen bitter beschwert: die völlige Sperre des brieflichen Verkehrs zwischen Feindes- und Freundesland. Seit anderthalb Jahren geht und kommt keine Nachricht mehr hierher oder dorthin, es sei denn auf Umwegen, etwa durch Vermittlung einer im Unionsgebiet ansässigen Familie, in jedem Fall entgegen den britischerseits getroffenen Bestimmungen. Die Zeitspanne, die auch dann zwischen Abgang und dem Eintreffen eines Briefes liegt, läßt sich nach der Angabe eines vom 2. September 1917 datierten Schreibens ermessen: „Wir bekommen aus Deutschland keine Nachrichten — so habe ich Mamas letzten und einzigen Brief vom 3. Juli 1916 um Weihnachten erhalten!"

In diesem Zusammenhang ist auch eine Bekanntmachung bemerkenswert, die der „Administrator" der britischen Regierung in den Windhuker Zeitungen veröffentlicht hat und die nach dem mir mitgeteilten deutschen Text wörtlich dahin lautet, daß die genannte Regierung „bereit sei, Offiziere und Mannschaften der deutschen Truppen, die jetzt im Schutzgebiete interniert seien, behufs Internierung im Vereinigten Königreiche anzunehmen." Diese Maßnahme sei auch auf Offiziere und Mannschaften anwendbar, die sich auf Parole im Schutzgebiete befänden und die „aus Gesundheitsrücksichten oder andern guten Gründen ihre Parole zurückzunehmen und sich der Internierung im Vereinigten Königreiche zu unterwerfen wünschten". Und um dieses Erbieten noch schmachtbarer zu machen, wurde es durch den Zusatz ergänzt, daß Frauen und Kinder solcher Offiziere und Mannschaften, wenn gewünscht, „gleichzeitig auf Kosten der Unionsregierung nach Deutschland heimgesandt werden würden. (Anmeldung beim Stabsoffizier, Verwaltungsgebäude, Zimmer 46, Windhuk.)" Ob es wirklich einen Erfolg gehabt hat, weiß ich nicht, aber viel eher dürfte an eine Falle zu denken sein,

durch die englische Arglist die jetzt wohl zu gut gestellten deutschen Gefangenen ganz in ihre Gewalt zu bringen hoffte. —

Hell erstrahlt die kriegerische Tapferkeit unsrer südafrikanischen Kämpfer; heller noch der sittliche Mut, den sie in einer beispiellosen Lage, im Leiden wie im Streiten bewährt haben. Denn unter dem fortdauernden Druck der Lügengeschichten über Deutschlands Zerschmetterung stehend, immer das für Helden Schrecklichste: den ruhmlosen Untergang vor Augen, jede andre Erquickung als die aus der eigenen Seele geschöpfte entbehrend, haben sie das ihnen anvertraute Palladium deutscher Ehre bis zum letzten Augenblicke treu gehütet. Einstweilen müssen ja die Überlebenden, da sie als Gefangene sich nicht rechtfertigen können, jedes Urteil schweigend ertragen. Aber eine spätere Zeit wird ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Und später wird auch über das künftige Schicksal der deutschen Kolonie selbst zu sprechen sein. Es ist wohl von einem Austausch gegen mittelafrikanische Gebiete die Rede gewesen. Allein damit wäre eine große Kulturarbeit, wie sie hauptsächlich durch die Schutztruppe und ihre Mitarbeiter dort unten geleistet worden ist, zwecklos vertan. Auch zeigen Belgiens und Portugals Verbrechen gegen uns und die Menschheit überhaupt noch einen andern Weg der Schadloshaltung und der Sühne. Und eine Stimme, die aus tausend Gräbern und Wunden zu uns redet, fordert mit ehernem Klange: Südwestafrika muß unser, muß deutsch verbleiben für immer!

* * *

Du aber schlafe sanft in deinem Heldengrave, mein geliebtes Kind, mein herrlicher Jungel! Nie werden die Füße der Deinen den Grund betreten, in dem du ruhst. Aber täglich wandern unsre Seelen hinüber zu dir über Länder und Meere, dir zu danken für deine wandellose Treue und Güte, dich zu segnen für alles, was du uns und andern gewesen bist. Und Gott geb' uns dereinst ein fröhliches Wiedersehen im ewigen Licht!

Karte von Deutsch-Südwestafrika

Vorbemerkung.

Die nachfolgende Kartenskizze — mehr kann und soll sie nicht sein — hat den ausschließlichen Zweck, das Lesen der Texte zu unterstützen. Sie beschränkt sich daher, von den unentbehrlichsten allgemeinen Angaben, wie Landesgrenzen und Völkernamen, abgesehen, auf die Orte und Gegenden, die bei den verschiedenen Durchquerungen Südwestafrikas, friedlichen und kriegerischen, genannt worden sind. Um die rascheste Orientierung zu ermöglichen, werden in den am Schlusse dargebotenen Verzeichnissen sämtliche Namen in der durch die Berichte selbst vorgeschriebenen Reihenfolge angeführt werden. Allerdings konnte bei der gegenwärtig gebotenen räumlichen Beschränkung nicht jede Wasserstelle und jede an sich unbedeutende Örtlichkeit in die Karte eingezeichnet werden. Da aber die Lage des einzelnen Punktes stets durch Nennung des vorhergehenden oder nachfolgenden hinlänglich bestimmt erschien, war auch in solchen Fällen ein größerer Irrtum zu vermeiden. Wenn andererseits die benutzten Quellen — Karten und Kartenwerke — einmal versagten, was übrigens bei der ausgezeichneten Tafel von Sprigade und Moisel nur selten geschehen ist, so war darauf zu rechnen, daß der Bericht mittelbar den erforderlichen Anhalt gewährte. Dabei sollten neben der äußeren Anordnung des Stoffes gelegentliche Fingerzeige dazu dienen, wichtige Fragen, die sich dem Lesenden von selbst aufdrängen würden, zu beantworten.

Abkürzungen: „S.M.“ = Sprigade und Moisel, Deutsch-Südwestafrika. Berlin 1912, Dietrich Reimer. — „Kol.“ = Deutscher Kolonial-Atlas. Berlin 1913, Dietrich Reimer.

A. Lage der Kolonie.

Deutsch-Südwestafrika reicht vom 12. bis zum 20. (bzw. 21.) Grad ö. L. (den wunderlichen „Caprivizipfel“ ungerechnet, der erst jenseits des 25. Grades endigt) und vom 17. bis zum 29. Grad s. Br. Während die drei anderen afrikanischen Schutzgebiete rein äquatorial sind, gehört es also der heißen Zone nur mit seiner nördlichen Hälfte an, ist demnach als „subtropisch“ zu be-

zeichnen. Der Wendekreis des Steinbocks überschneidet es nahe von Rehoboth, etwa 100 km südlich von Windhuk, dem Mittelpunkt des Landes. Seine natürliche Lage gewährt den Bewohnern große Vorteile, besonders günstige Bedingungen für Leben und Gesundheit.

B. Allgemeine Verhältnisse der drei großen afrikanischen Kolonien, verglichen zugleich mit denen des Reichs.

a) Größe: Südwestafrika 835 100 Quadratkilometer; Ostafrika 995 000 Quadratkilometer (einschließlich Anteil an den großen Seebecken); Kamerun 745 600 Quadratkilometer (einschließlich „Neu-Kamerun“); Deutsches Reich 540 000 Quadratkilometer.

b) Bevölkerung (1912): Südwestafrika 14 816 Weiße (darunter 12 135 Deutsche), 150 000 Farbige; Ostafrika 4866 Weiße (darunter 3579 Deutsche), 7,5 Millionen Farbige; Kamerun 1537 Weiße (darunter 1359 Deutsche), ca. 4 Millionen Farbige; Deutsches Reich 65 Millionen.

c) Grenzländer (und -meere) nach Himmels-
gegenen (N., W., S., D.): Südwestafrika: N. Portugal (Angóla), W. Atlantischer Ozean, S. Kapland (engl.), D. Betschuanenland und Rhodesia (beides engl.); Ostafrika: N. Brit. Ostafrika (engl.), W. Kongostaat (belg.), SW. Rhodesia (engl.), S. Portugal (Mozambique), D. Indischer Ozean; Kamerun: N. Nigeria (engl.), W. Atlantischer Ozean, SW. Guinea (span.), S. Aquatoria (franz.), D. Aquatoria (franz.).

C. Besondere Verhältnisse Südwestafrikas.

a) Bodengestaltung. 1. Gebirge (Hochländer): Erongo (2200 m) und Khan im W., Große und Kleine Paresisberge, Großer und Kleiner Waterberg (zus. 100 km lang) im N.; Komashochland und Auasgebirge (2481 m) im Zentrum; Schwarzrand und Weißrand (Hochländer), südlich vom Auasgebirge durchschneidend von N. nach S. bis etwa Bethanien und Keetmanshoop; Große Karasberge (2000 m) und Kleine Karasberge im SO. — Einzelberge im Innern des Landes: der zweigipflige Omatako (2680 m) im N., der Große Brufaros (1064 m) im S. — 2. Wüsten und Steppen: Die Omaheke (mit „Durstfeldern“) im NO., südlich anschließend die Kalahari im englischen Betschuanenlande, zuweilen auch auf deutsches Gebiet übergreifend. Im W. längs des Ozeans vom Kunene- bis zum Oranjestrom, 1400 km lang, durchschnittlich 60 km breit, der Dünengürtel der Namib.

b) Bewässerung. Zwei Hauptströme und zugleich Grenzströme: der Kunene im N. gegen Portugal (Angóla), der Oranje im S. gegen das englische Kapland, zu denen als dritter der Oka-

wango im N. als Grenzfluß gegen Rhodesia kommt. Rechter Nebenfluß des Oranje ist der Große Fischfluß, der seinerseits den Großen Löwenfluß aufnimmt, so lange er Wasser führt, beide dem Süden der Kolonie angehörig. Im Nordbezirk stößt man auf die merkwürdigen „D m u r a m b e n“,¹⁾ unter denen die nach den Anwohnern „Dmuramba-u-Dwambo“ benannte, in das Etoscha-becken mündende, sowie die am Abhang des berühmten Doppelberges entspringende Dmuramba-u-Dmatafo die beträchtlichsten sind. Außerdem wird das ganze Land von „Rivièrs“ und „Bleys“ durchzogen, meist nur ausgetrockneten Betten früherer Ströme und Bäche, die aber nach reichlichen Niederschlägen oft wieder stark fließende Gewässer führen. Ein solcher zwischen völliger Dürre und Überfülle wechselnder Rivièr ist auch der Swakop. — Das einzige seenartige Gebilde ist die 2500 qkm große durchweg flache, zum Teil ausgetrocknete Etoscha-Salzpflanne im Norden der Kolonie. Daneben finden sich einige gleichartige, aber weit kleinere und zum Teil völlig wasserlose Becken ebenfalls im Norden zerstreut.

c) **Farbige Stämme und ihre Wohnsitze.** 1. Die *Hé r e r o*, ein Zweig der stattlichen Bantuneger, aber durch die großen Aufstände von 1904/1905 größtenteils vernichtet, wohnt im Lande zerstreut, teils im Dienste der Verwaltung, teils in dem der Familien stehend. — 2. Die *H o t t e n t o t t e n*, ebenfalls in den Aufstandsjahren zusammengeschmolzen, zum Teil noch im N. und im S. in Freiheit ansässig, hier als „Bondelzwarts“, nördlich davon als „Nama“. — 3. Die *B u s c h m ä n n e r* („Buschleute“) im S. und N., in diesem Teile der Kolonie durch die einander todfeindlichen Stämme der „Kung“ und der „Heigum“ vertreten. — 4. Die *B a s t a r d s*, Mischlinge aller im Lande vorhandenen Stämme, auch der Weißen und Farbigen. Besonders die im Bezirk Rehoboth ansässigen und nach ihm benannten Abkömmlinge aus solcher Völkervermischung sind zu beachten, auch wegen ihrer stets zweideutigen Haltung gegenüber den deutschen Landesherrn. — 5. Die *D w a m b o* und die ihnen nahe verwandten *D á m a r a*, Bantu gleich den Herero, aber in halber Freiheit den Norden des Schutzgebietes, in voller ihre eigentliche Heimat „Ambo-Land“ jenseits der Etoschapsanne bewohnend. Tüchtige Leute und als gedungene, nicht gezwungene Arbeiter im Schutzgebiet gern gesehen. — 6. *K a f f e r n* aus dem Kaplande, daher „Kapjungen“ genannt, die ebenfalls in der deutschen Kolonie „auf Arbeit gehen“.

d) **Ortschaften.** Die Zahl der „Städtebewohner“ ist noch gering, selbst die am nördlichen Abhang der Auasberge schön gelegene Landeshauptstadt (Groß-) *W i n d h u k* samt der dazu ge-

¹⁾ S. S. 57.

hörigen Ansiedlung Klein-Windhuf zählt deren erst 600, allerdings die Schutztruppe und die mit Eingeborenen besetzte „Werft“ un- gerechnet. Der größere Teil der weißen Ansiedler lebt auf den durch das weite Land zerstreuten Farmen.

D. Dienststreifen und militärische Bewegungen.
(Kürzungszeichen: □ = Naturbildungen (Gebirge, Flüsse usw.).
— 0 = auf den Karten vermist. — Orte von besonderer, nament- lich geschichtlicher Bedeutung sind durch den Druck hervorgehoben.)

a) Einfahrt in die Kolonie. **Swakopmund.** — U s á k o s. — Dnguati. — K á r i b i b. — Dkahandja. — D m a - r u r u. — D t j i w a r o n g o. — **Windhuf.**

b) Erste „Pad“ des Generalstabshauptmanns (Nordbezirk). Dkawayo. — Erongo (Station). — D u t j o. — D t j i t a s u. — Dmatjene. — Karibis (S.M. Karebis). — [P a - r e s i s b e r g e]. — Palafontein. — Uimab. — Gub. — Uruchab. — Naidaus. — Nunab. — **Dtawi.** — Tsumeb. — [Franzfonteiner Gebirge]. — [E t o s c h a p f a n n e]. — Chorab am Berge. — [Naidaus-Pforte]. — G a u ß (S.M. Gaus). — D t a w i f o n - t e i n (S.M. 0 — enthält nur Dtawi). — Ghaub (S.M. Gaub). — Nosib. — [N o s i b - H ö h l e]. — Paviansberg 0. — G e m s - b o c k l a a g t e. — **Grootfontein.** — [D m a h e k e]. — D k a n j a n d e. — Aukas. — Karuchas. — Hibis (S.M. Siebis). — Tsebeb. — Guigab. — Chuns. — Goais. — [D m u r a m b a - u - D w a m b o]. — Chudib. — Guinab (S.M. Guinabab). — D t j i k o t o. — Guinas. — Bobosberg. — **Korab.** — [Sargberg] 0. — D t j i - w a r o n g o. — [„Männeberg“] 0. — [G r o ß e r W a t e r b e r g]. — [Dsondjacheberge]. — D k o s o n g o - M i n g o (S.M. = Muingo). — [K l e i n e r W a t e r b e r g]. — D m u w e r u m e. — Waterberg (Polizeistation). — Dmbuatjipiro. — [D m u r a m b a - u - D m a - t a k o]. — Dsire. — [D m a t a k o]. — D t j i k u. — Dwikokóroero. — Dwiumbo. — Dornfeld (Farm) 0. — Waldfried (Farm) 0. — D t j a s u s u (S.M. D t j o s u s u). — [Merkerberg] 0.

c) Flottenbesuch. [Rhanriviér]. — Swakopmund. — [W a l f i s c h b a i].

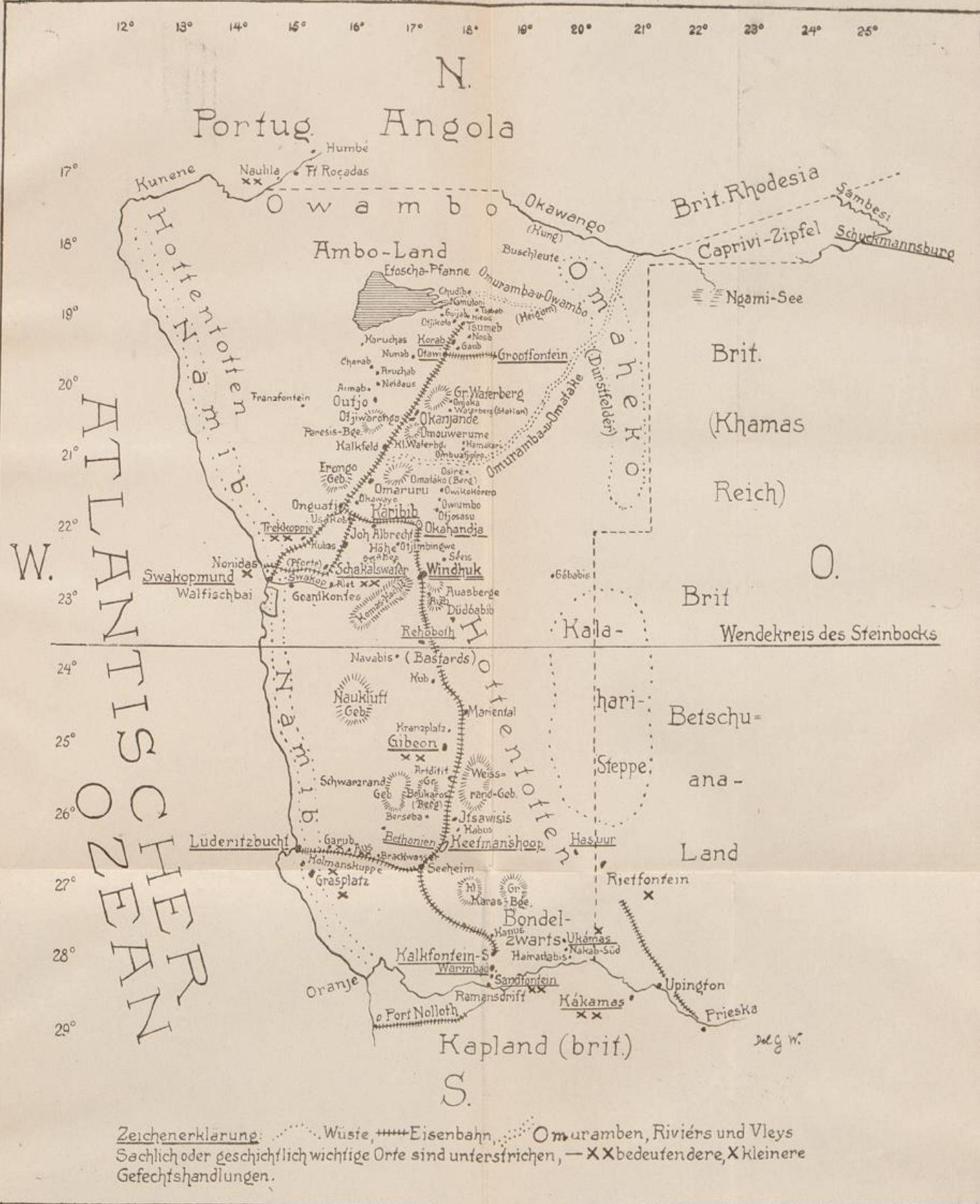
d) Zweite „Pad“ (Südbezirk). Windhuf. — [U a s g e b i r g e]. — [Bastardland]. — [Bersebaner Land] — Mariental. — Kranzplatz. — [Großer Fischfluß]. — [Naufluft- Gebirge]. — **Gibeon.** — Itjawisis. — [Weißrand (Hochfläche)]. — [Schwarzrand (Hochfläche)]. — [G r o ß e r B r u k a r o s, E i n z e l - b e r g]. — Rangus. — **Reetmanshoop.** — [Große Karasberge]. — U s s. — [Großer Löwenfluß]. — [Kleine Karasberge]. — Karubis. — [Schroffenstein] (Lord Hill) 0. — K r a i k l u f t (Festung) 0. — Narudas-Nord — Narudas-Süd. — [Bac-Riviér]. — [Pavians- pforte] 0. — Sandmund. — K a n u s (Feste). — [Rutsch-

bahn" (Felsenbildung)] 0. — Garup. — „Plattgericht" 0. — On-
 chas. — **Ukamas**. — Fettluft. — Hudab. — Nabas. — **Saira-**
chabis. — **Warmbad**. — Seeheim. — Brackwasser. — Betha-
 nien. — Chamis. — Ruibis. — Ruizeb (Fluß Ruiseb?) 0. —
 Jakalskuppe. — [Diamantenfelder]. — Kolmanskuppe. —
Lüderigbucht. — Bogenfels.

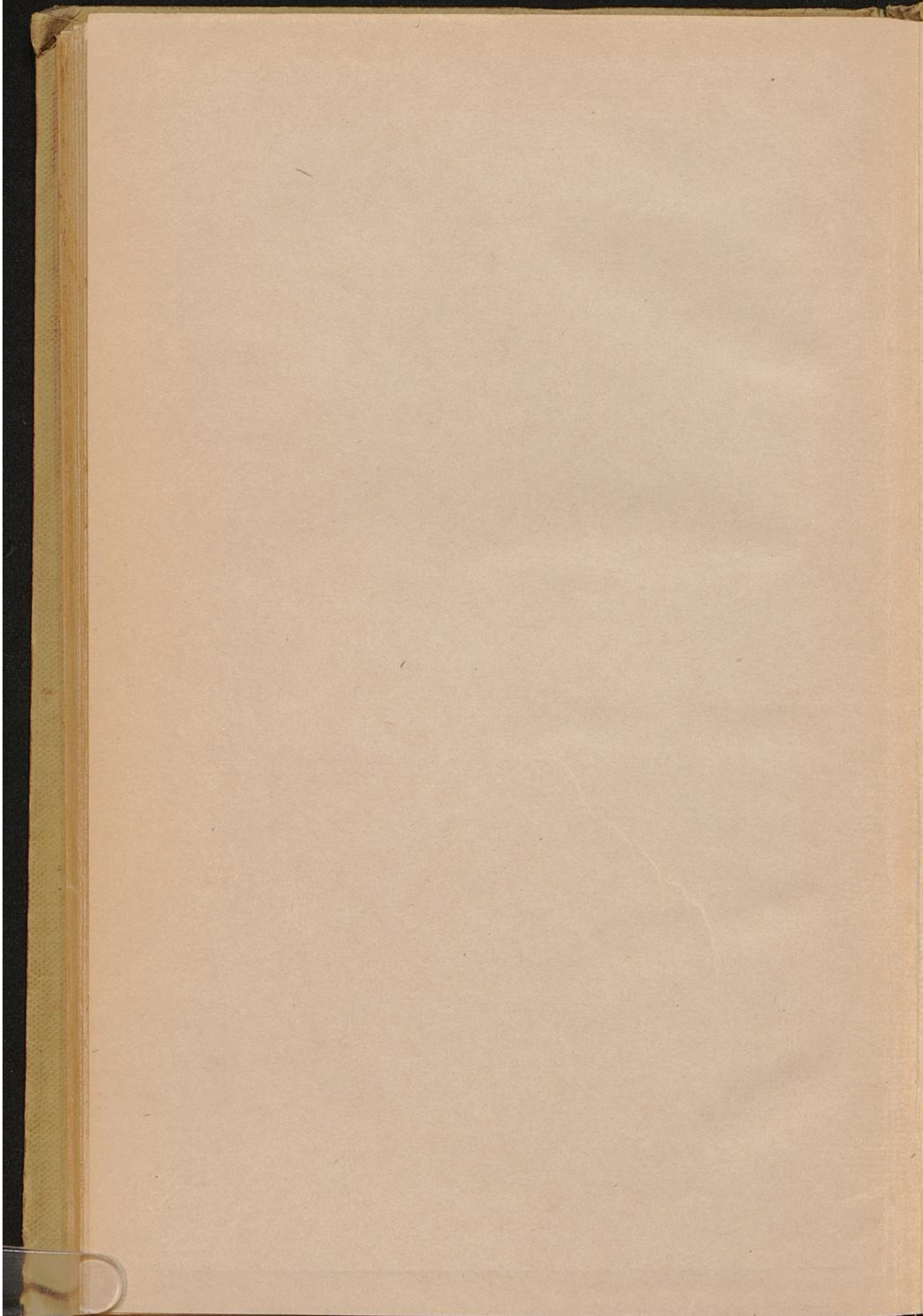
e) Der Krieg (10. September 1914 bis 9. Juli 1915).²⁾
Düdoabib (Farm südöstl. der Auasberge), 6. Aug. — [Elefanten-
 fluß]. — [Schaffluß] 0. — Nakab-Süd. — Stolzenfels. — Pre-
 toria (Hauptstadt der Union), 10. Sept. — **Lüderigbucht**, 18. und
 19. Sept. — Kolmanskuppe. — Pomona. — Bogenfels. — Port
 Nolloth (engl.). — Prieska (engl.). — Aus. — **Walffischbai**
 (von den Deutschen besetzt), 24. Sept. — Kamansdrift. — **Sand-**
fontein und **Grasplatz**, 25. Sept. — **Warmbad**. — **Humbe**
 (Bezirk in Portug. Angóla, Ermordung deutscher Offiziere), 19.
 Oktober. — **Kalkfontein-Süd**, 9. und 11. November. — **Gar-**
rub, 16. Dezember. — **Kaulila** (Portug. Angóla, von den
 Deutschen erstürmt), 18. Dezember. — **Walffischbai** (von den
 Engländern zurückgenommen), 24. Dezember. — **Uppington** (von
 den Buren bestürmt), Januar 1915. — **Swakopmund**, 14. Januar.
 — **Kimberley** (engl.). — **Kuruman** (engl.). — **Kalaharisteppe**. —
Kakamas (engl.), 5. Februar. — **Nonidas**. — **Gaonifontes**. —
Riet (Pforte) und **Jakalswater**, 23. März. — **Windhuk**,
 31. März. — **Rietfontein** (engl.), Anf. April. — **Brackwasser**. —
Bethanien. — **Seeheim**. — **Keetmanshoop** (Hauptstadt des
 deutschen Südbezirks, aufgegeben) 19. April. — **Treckoppje**,
 26. April. — **Dtjimbingwe** (Aufhebung einer deutschen Kompanie).
 — **Berseba**. — **Artdidit**. — **Gibeon**, 28. April. — **Tsumeb**. —
Namutoni. — **Grootfontein** (Rückzug der Deutschen in den letzten
 Apriltagen). — **Windhuk** (Bothas Einzug), 12. Mai. — **Otawi**
 (letztes Gefecht, Anfang Juli). — **Korab**, 9. Juli. — **Okanjande**
 (Otawifontein?) (Gefangenlager der Offiziere). — **Aus** (Ge-
 fangenlager der Mannschaften).

²⁾ Nach der zeitlichen, nicht der örtlichen Folge zusammenge-
 stellt. Also zugleich Kalender des Krieges.

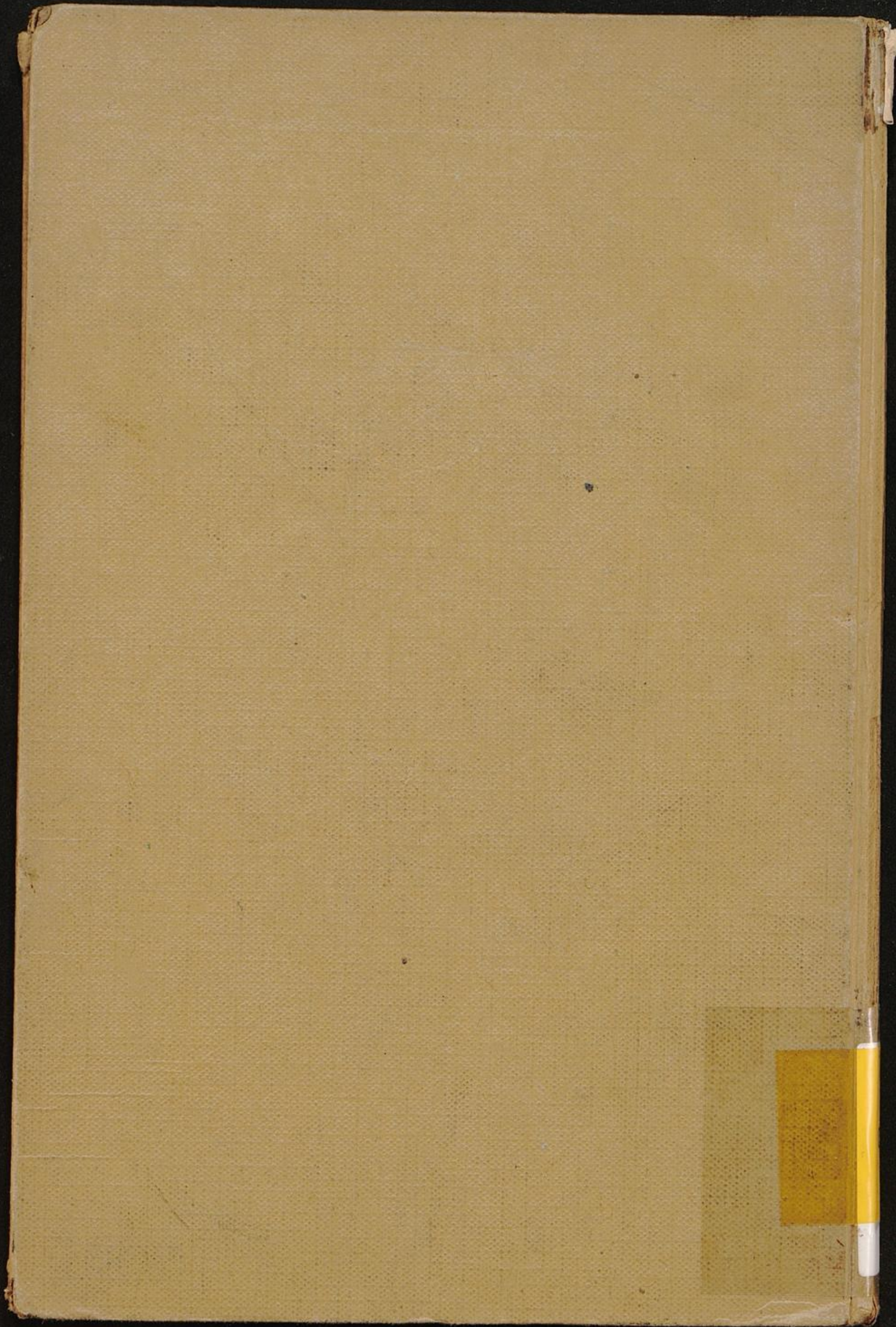
Kartensfisse von Deutsch-Südwestafrika.



Beilage zu Weck, In Deutsch-Südwestafrika.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



31
e
1045

Wed / In Deutsch = Südwestafrika 1913 bis 191

02
M
0555